This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

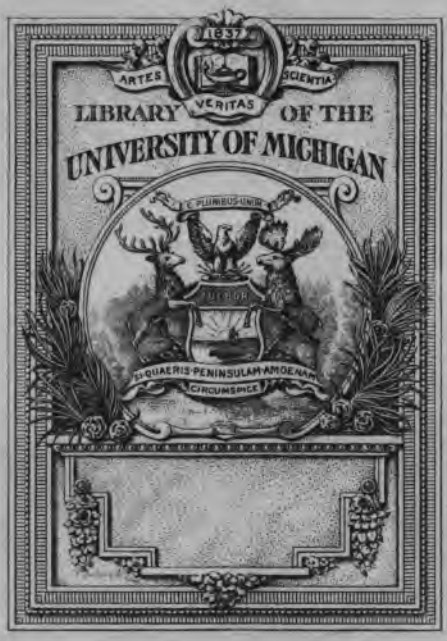
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

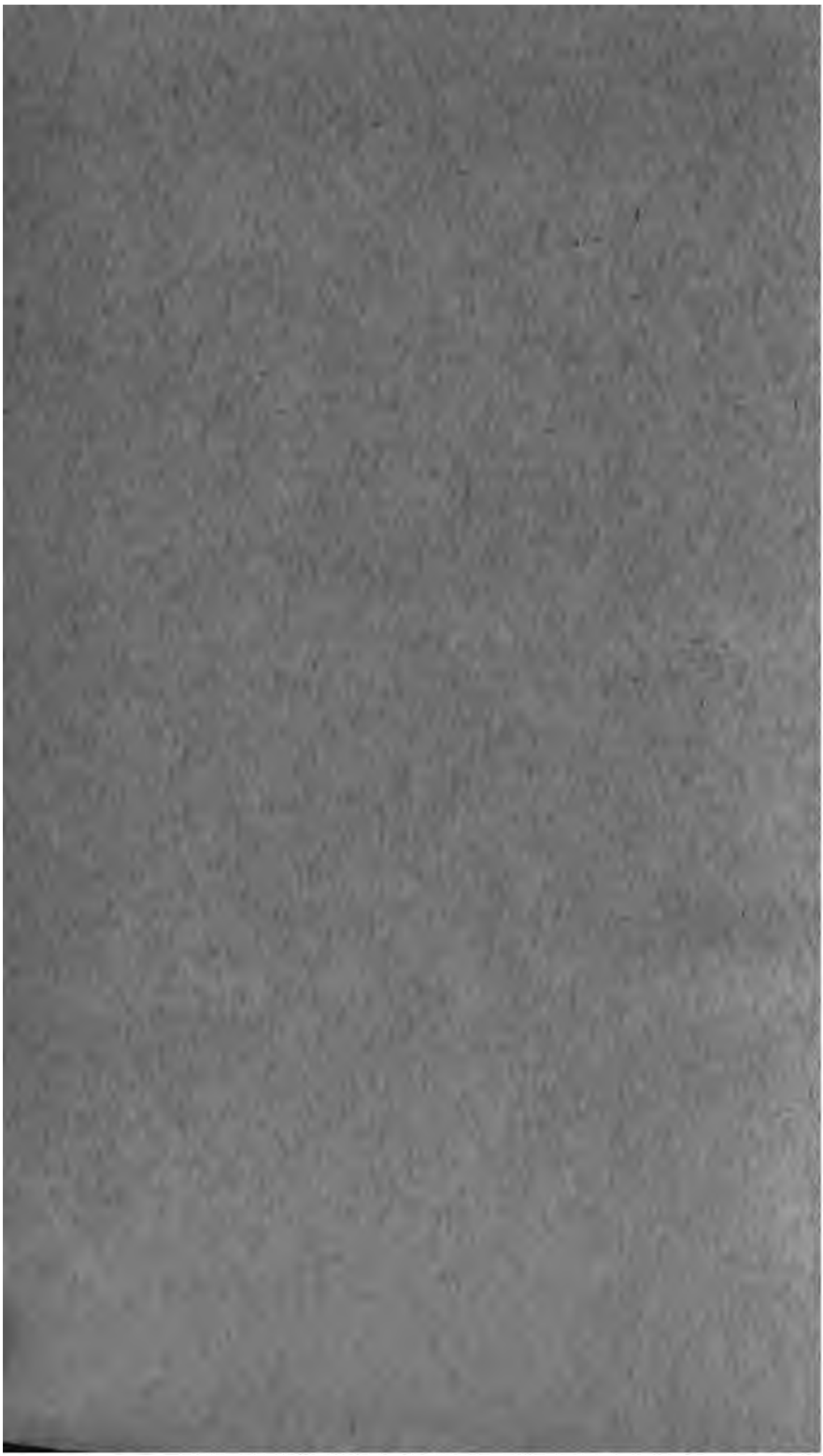
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 812,352


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

B
3285
.L4
1883



F4754

Das Leben der Seele

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Dritte Auflage.

Dritter Band.

Berlin,
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
1897.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Im Vergleich zur zweiten Auflage dieſes Bandes habe ich in der vorliegenden wenig geändert. Die zweite Abhandlung hatte ihren urſprünglichen Anlaß in der Ausſtellung von Gemälden mit muſikaliſcher Begleitung; dieſe iſt ſeit lange nicht wiederholt; ſie darf als beſeitigt angeſehen und darum auch ihre Kritik derart hier gekürzt werden, daß nur der theoretiſche Gewinn erhalten blieb. Ueber die Polychromie in der Sculptur iſt ausführlicher gehandelt, um den neueren hiſtoriſchen Forſchungen und den künſtleriſchen Verſuchen gerecht zu werden. Die Principien ſind geblieben; ohne Widerſpruch aber iſt die Anſchauung verändert, weil ſie lediglich auf ergänzende Thatſachen ſich gründen durfte.

Ueber das Verhältniß zur pſychophyſiſchen Richtung in der Pſychologie habe ich angeſichts der Leiſtungen des Congreſſes, welcher neuerdings in München getagt hat, nichts Anderes zu ſagen, als in dieſem Bande S. 34 ff. bereits enthalten iſt; denn ſogar die Anſichten über Aufgabe und Methoden der Pſychologie zeigten ſich in jenem Kreiſe ſelbſt als wenig geklärt, noch weniger befeſtigt und am wenigſten geeinigt. Als der entſchiedenſte Forſcher muß wohl Herr Dechtereff (Petersburg)

anerkannt werden, welcher psychologische Fragen nur von Physiologen und Psychiatern beantworten lassen will. Dieser geniale Forscher scheint seine Ansicht aber zu ausschließlich auf Selbstbeobachtung zu gründen. Es gibt ja Leute, deren Psyche nur ein Object für den Physiologen und für den Psychiater bildet, (obwohl auch das nur cum grano salis). Glücklicherweise gibt es aber auch anders constituirte Menschen, die etwas erleben, was nicht im Laboratorium des Physiologen oder in der Klinik des Psychiaters untersucht werden kann.

Uebrigens zeigen solche Vorträge wie die von Ebbinghaus, Lips und Stumpf den Weg schon an, auf welchem beide Forschungsarten sich treffen und gedeihlich vereinigen werden.

Herrn Dr. Alfred Leicht, Oberlehrer in Meißen muß ich herzlichen Dank für die mühevolle Hingebung sagen, mit welcher er den Druck auch dieser Auflage vor Fehlern bewahrt hat. —

Das Vorwort zur zweiten Auflage vom 15. September 1881 schließt mit folgenden Sätzen: „Es war eine seltsam bittere Ironie des Schicksals, daß ich im Dienste des öffentlichen Geistes den innersten Quellpunkten aufsteigender Veredlung der Seelen, den zartesten und innigsten Beziehungen derselben zu einander im Geiste nachzugehen hatte, während das Herz voll Gram und Grimm über ein besinnungsloses Parteigetriebe, welches hier auf eine Verleugnung der höchsten Ziele, dort auf die Erschütterung der tiefsten Grundlagen sittlicher Entwickelung gerichtet — — doch nein! wenn es mir gelungen — und ich hoffe, daß es mir gelungen ist — während der langen Monate, die mein Gemüth von der Ergründung dieser idealen Gegen-

stände erfüllt gewesen ist, alle Bitterkeit zeitgenössischer Erfahrung fern zu halten, und zeit- und selbstvergessen dem reinen Ziele der Erforschung in sich selbst gegründeter Wahrheit nachzustreben: dann soll auch dies Blatt des Abschieds von dem freundlichen Leser dieses Werkes frei bleiben von der betrübenden Erörterung der Schmach, welche dem deutschen Volke zugemuthet ist.

Habe ich doch auch niemals den Muth des Glaubens verloren, daß die stille Gemeinde der Freunde dieses Buches bei der Fahne idealer Gesinnung und Gesittung, welche es durch Selbsterkenntniß zu befestigen strebt, treu ausharren wolle; daß aber auch weitere und weitere Kreise bald wieder zu der ureigenen Hoheit und Reinheit des deutschen Volksgeistes sich zurückfinden werden. Dann wird auch der bescheidenste Beitrag zur Läuterung desselben durch psychologische Erkenntniß der Keime, des Wachsthums und der Früchte der Idealität den Zweck seiner Schöpfung nicht verfehlen."

Meine Zuversicht hat sich nicht bewährt. — — — Ich schweige. — Wenn eine lange, lange Reihe von Führern der häßlichen Hetze sich selbst dadurch abgethan, daß sie vom Strafrichter wegen anderweitiger gemeiner Verbrechen verurtheilt wurden, so ist das für das deutsche Volksgemüth ein schwacher Trost, weil eine zweischneidige Thatsache. Die Nothwendigkeit einer neuen Auflage dieses Buches aber leuchtet mir trotz alledem als ein Hoffnungsstrahl auf dem Wege in die Zukunft.

Schönefeld, den 15. September 1896.

Der Verfasser.

Dritter Band.

1. Der Tact.
2. Die Vermiſchung und Zuſammenwirkung der Künſte.
3. Die Freundſchaft.
4. Zum Urſprung der Sitten.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Der Tact. S. 3—65.

Einleitung. Psychologische Erfahrung überhaupt, Beobachtung und Analyse.

1. Innere Thatsachen ohne Bewußtsein derselben. Erste Auffassung als flüchtige Vorstellung, dann als Anschauung des inneren Vorgangs. Unterschied der Wahrnehmung sinnlicher und geistiger Vorgänge S. 3—6.
2. Einseitige Auffassung der vielseitigen Vorstellung; die Sammlung des Inhalts im vorwissenschaftlichen Bewußtsein S. 7 und 8.
3. Wissenschaft sucht den Begriff des Vorgestellten und Angeschauten inneren Vorgangs S. 9 und 10.
4. Thatsachen und Ursachen; Erscheinung und Bedingungen S. 10.

A. Die psychologische Beschreibung des Tacts. S. 11—26.

I. Umfassende Aufmerksamkeit auf das ganze jedesmalige Gebiet seiner Bethätigung (Anwendung: sittlicher und geselliger, kritischer, poetischer Tact). Aufgabe des pädagogischen Tacts; Beispiele aus Sterne und Auerbach; Arten und Grade des Tacts S. 11—16.

II. Kenntniß der Ideen und Gesetze; „Regeln" des Tacts enthalten eine ungenügende Vorstellung S. 16. — Die geselligen Tugenden des Aristoteles S. 17. Die Bestimmung des Maßes; die musikalische und die psychologische Bedeutung des Wortes (tactus animi) S. 21, bei einer Vielheit der Ideen, bei einer Einheit derselben S. 23. Die sittlichen und die ästhetischen Ideen; die poetische und die scholastische Vorstellungsart; Rücksicht auf die Gefühle und die Stimmungen S. 24.

III. Das Kennen und das Können des tactvollen Handelns; die Gesinnung und die Kunst der Ausführung S. 25 und 26.

B. Die psychologische Erklärung des Tacts. S. 27—65.

IV. Die Seelenvermögen und ihre Untauglichkeit zur Erklärung; das Unbewußte im Tact; die gewöhnliche Ansicht und ihre Wahrheit S. 27. Der Proceß der Aufmerksamkeit; absichtliches und unwillkürliches Geschehen im Geiste S. 29; bewußte und unbewußte Elemente desselben; die „Enge des Bewußtseins" S. 31. Verdichtung des Inhalts und Dauer des Processes; das Tempo des Denkens und seine Messung S. 34. Beispiele S. 35. Die Umwandlung der psychischen Elemente in höheren Gebilden; diese charakterisiren die Art der Aufmerksamkeit im Tact S. 37. Nachfolgendes Bewußtsein der Gründe und casuistische Individualität derselben S. 38.

V. Die Herrschaft der Ideen; Tact ist unbewußte, unreflectirte, schnelle Anwendung derselben S. 39. Beispiel aus Homer S. 42. Vergleichung desselben mit dem aus Auerbach S. 43. Arten und Stufen der Wirksamkeit der Ideen oder Gesetze: unbewußte Anwendung unerkannter Gesetze; bewußte Erkenntniß der Gesetze; unbewußte Anwendung der bewußt erkannten Gesetze S. 44. Beispiel der Grammatik S. 45. Der natürliche und der feine Tact; das Schöpferische desselben S. 46. Das Wissen und die Gesinnung; Handlung, Wissenschaft und Dichtung als schöpferische Fortbildner S. 48. Besondere Bedeutung der concreten Wirklichkeit, an der Erziehung, dem Rechtsleben und dem Tact dargelegt S. 49. Die Theilnahme der „Träger der Volksseele" an der Fortbildung S. 53. Frauen; Reflexion und Tact S. 54. Verhalten zu den Institutionen; Sitte, Sittlichkeit und erhöhte Sitte, oder Natur, Kunst und künstlerische Natur S. 55. — Schnelligkeit und Freiheit in der Abwägung der Verhältnisse; Beispiel: die Ordnung einer Tafelrunde S. 56; Convention und Tact S. 57. Anwendung auf andere (als gesellige) Arten des Tacts S. 58.

VI. Die Mittel des Tacts. Beweglichkeit des Geistes und des Körpers S. 59. Die Grußformen als Reflexbewegungen verdichteter Vorstellungsmassen. Der Natur- und der Culturmensch in der Reflexthätigkeit S. 60; die Vornehmheit; Kühle, Ruhe und Uebung S. 61. Die Geistesgegenwart; der schlaue und der wahre, der feine und der feste Tact S. 62. Die Regsamkeit des sympathischen Gefühls S. 63. Individualität des Tacts und Unterschied von Höflichkeit; Beherrschung der Temperamente und des empirischen Ich S. 64. Die Gabe des Tacts; ihr Werth und ihre Würde S. 65.

II.

Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste. S. 69—246.

I. Malerei und Musik; die Ausstellung von Gemälden mit Gesangbegleitung. S. 69—79.

Die Weihnachtsausstellungen der Berliner Akademie der Künste S. 69. Lessings Laokoon und unsere Aufgabe S. 70. Beispiele von Vermischung der Künste und unzureichende Gesetze derselben S. 71. Die Verwandtschaftsgrade der Künste und ihre Folgen S. 72. Der quantitative und der qualitative Unterschied S. 75. Die Perception und die Apperception ihres Inhalts S. 78.

II. Die „Wirkung der Musik.“ S. 79—181.

Der Inhalt der Musik: Zur Geschichte des Streites und der Theorien S. 79 Anm. Musik erheischt eine eigene Begriffsbildung S. 79. Aussichten auf Lösung des Streites durch Scheidung der Fragen a) nach der Form als Ursache der Schönheit und b) nach den Gründen derselben. Bei den Formalisten und den Idealisten S. 82. Ferner durch Unterscheidung der Aufgaben a) der empirischen Aesthetik, b) der Psychologie, c) der Metaphysik des Schönen S. 84. Kurze Darstellung der historischen Gründe für die Wirkung der Formschönheit: Beziehung derselben zur Intelligenz S. 88, zum Inhalt; Auffassung der Idee des Dinges S. 89, ihre Zweckmäßigkeit ohne Zweck S. 90, ihre Beziehung zum geistigen und leiblichen Wohlsein S. 90, ihre Leistung für andere geistige Gebiete, z. B. Sittlichkeit, Beherrschung der Triebe S. 91. Identität der Form des Schönen mit der Form der Idealität überhaupt S. 92. Meine eigene Auffassung: Das Schöne als Idee der Form; sein Verhältniß zu den Ideen des Wahren und des Guten; die natürliche, die sittliche und die ästhetische Weltordnung und ihr Zusammenhang S. 95. Die Selbständigkeit der ästhetischen Gesetze S. 98. — Anmerkung gegen den Satz: über den Geschmack sei nicht zu streiten S. 100.

Die psychologische Analyse der Auffassung der Musik:

A. Die ästhetische Wirkung: Apperception der Tongebilde: als zusammengesetztes Ganzes S. 103 und seiner Verhältnisse S. 104, die ästhetische Beurtheilung in der Form des Gefühls S. 105 — die Gefühlsform des Urtheils ist nicht auf Musik beschränkt — Rechtsgefühl u. dergl. S. 105. Apperception der Tongebilde: als dynamische Erscheinungen S. 106 und Processe der Bewegung S. 107 und zwar dynamischer, nicht räumlicher Bewegung S. 108. — Apperception durch analoge sinnliche und seelische Erscheinungen, welche die Bedeutung der Tongebilde vorbereiten S. 109.

B. Die pathetische Wirkung: Tonanschauungen erzeugen Gefühle und Stimmungen S. 110, physiologische und mnemonische Reize S. 111, die specifische Natur des Gehörs überhaupt und der musikalischen Töne im Besonderen S. 112. Die elementare Wirkung der Musik im Vergleich mit anderen Künsten S. 113.

C. Die symbolische Wirkung: Inhaltsunterschied der plastischen und der musikalischen Gebilde S. 115, die symbolische Apperception, aus Analogie der Sache und des Eindrucks S. 118, ihre Individualität und Gesetzmäßigkeit S. 118, die Stimmung als Erfolg derselben S. 119. Die sprachliche Symbolik über Musik: Beispiele; besonders Schumanns S. 121, Gumprechts über Kiel, Analyse des psychologischen Vorgangs im symbolischen Gebrauch der Worte; Beispiel des „Süßen" S. 124. — Symbolik und ihre weitere Anwendung; Naturauffassung S. 127. Poesie; Beispiel Mahomets Gesang von Goethe S. 128, Analyse desselben S. 130. Anwendung auf die Musik S. 131; ihre außerordentliche Wirkung durch Verdoppelung des symbolisirenden Processes S. 133 (Anm. über Ehlert S. 134). Lösung des Streites über die Bedeutung S. 135, ihre Nothwendigkeit, Unbestimmtheit und Individualität S. 135, ihre Wirkung auch ohne Bewußtsein und durch Mangel an Bestimmtheit S. 138, Beleuchtung von Schumann's Ansicht über das Räthselhafte der Musik S. 139.

D. Die subjective Mitwirkung persönlicher Erinnerungen bei der Auffassung musikalischer Gebilde S. 140, ihre Gesetzmäßigkeit und individuelle Zufälligkeit S. 142, die Nothwendigkeit der Erinnerungen schließt nicht das Recht der Verknüpfung mit den Tongebilden ein S. 143. Ein Beispiel von Ehrlich S. 144, Anm. über die ästhetische Ordnung physiologischer Reize S. 145, die Wirkung der associirten Vorstellungen und ihr Verhältniß zu den anderen Wirkungen der Musik S. 145, Beispiel aus Paul Heyse S. 147. Psychologische Charakteristik der Gedanken, welche associativ erregt werden S. 148, verglichen mit Gedankenkeimen vor der sprachlichen Fassung S. 149 Anm.

E. Die allgemeine Wirkung der idealisirten Atmosphäre in der Musik S. 150. Die Natur als akustische und als optische Erscheinung; Chaos und Kosmos auf beiden Seiten S. 151, die ideale Durchdringung der ganzen wahrnehmbaren Umgebung durch Musik; ihre Beziehung zu Fest und Feier S. 153 und ganz allgemeine Anregung produktiver Stimmung; Beispiele S. 154.

Nicht alle Wirkungen der Musik sind immer zusammen, sondern wechseln mit der allgemeinen psychischen Lebensform S. 155.

Verhältniß des musikal. Inhalts zum Componisten; das Zeugniß der Tondichter S. 157. Gedanken können Ursachen der Tonschöpfung sein

und doch nicht ihr Inhalt; Wesen und Wirkung verschieden S. 158. Tonreihen sind nach Form und Inhalt von den erregenden Gedanken verschieden S. 159; aber auch die plastischen Kunstformen; jede stellt mit ihrer verschiedenen Form auch verschiedenen Inhalt dar; die Gleichheit ist nur Schein; ein Beispiel analysirt: Schluß der Bürgschaft von Schiller in Wort und Bild S. 161. Dasselbe in Musik S. 163. Gedankengehalt und Tonreihen subjectiv verbunden S. 164 durch gemeinsame Apperceptionen, aber ohne Identität S. 165. Musik als Zeichensprache: in den Signalen und bei niedrigen Völkern S. 166. Musikalische Interpretation ist schwankend; der Gedanke unbestimmt S. 167. Der große Vorzug der logischen Unbestimmtheit des musikalischen Gedankens S. 167. Das Programm und sein Recht S. 168. Die neunte Symphonie und die Ouvertüre zur Euryanthe S. 169. Kritik der Mendelssohnschen Behauptung: der musikalische Inhalt sei bestimmter als der sprachliche S. 170. Vergleich der Töne mit plastischen Vorgängen S. 172. Das Unaussprechliche als Inhalt der Musik S. 172. Musik als Ausdruck der Gefühle S. 174. Das Gefühl des Componisten; das des Zuhörers und das in den Tönen dargestellte Gefühl S. 175. Töne können nicht Gefühle bedeuten, nicht darstellen, aber erzeugen S. 178; auch im Componisten selbst ist das Verhältniß zwischen Gefühl und Tönen vielfach verschieden; lyrische, epische und dramatische Musik, subjectives Erlebniß und objective Darstellung von Gefühlen S. 180.

III. Musik und Plastik. S. 181—199.

Unterschied der plastischen und der musikalischen Anschauung im Proceß ihres Werdens S. 181. Das Moment der Zeit S. 183, das musikalische Gebilde ist niemals in sinnlicher Gegenwart gegeben S. 183, daraus erfolgende Unterschiede von der Plastik S. 184.

Die Zusammenwirkung von Plastik und Musik. Das Auffassen des Bildes S. 185 und der Musik S. 187. Die Störung in der Gleichzeitigkeit S. 187, vermehrt durch die Verschiedenheit im Apperceptionsproceß S. 189. (Aesthetische Lehren aus der psychologischen Beobachtung S. 191.) Erklärung, weshalb sie von den Ausstellern nicht bemerkt wird S. 193. Harmonie musikalischer und plastischer Eindrücke im Nacheinander S. 193. Musik muß vorangehen S. 198.

IV. Architektur und Plastik. S. 200—213.

Das Verhältniß der Baukunst zu den plastischen Künsten S. 200. Façadenmalerei und gemalte Architektur S. 202. Der psychologische Proceß oder der innere Vorgang der Auffassung des Schönen als Princip der Schönheit S. 204. Das dienende und das freie Verhältniß der Verbindung S. 206. Wand-, Decken- und Glasgemälde S. 207. Das Relief; Ghibertis Thüren S. 208. Die vollendete Harmonie; die Grabcapelle der Medicäer S. 208. Eigenthümlichkeit der Baukunst; (archi-

tektonische und landschaftliche Zeichnungen) S. 210. Aehnlichkeit mit der Musik; beide bieten abstracte Formen und erregen symbolische Appercepționen S. 211. Zusammenwirkung von Baukunst und Musik S. 212.

V. Bildhauerei und Malerei. S. 213—223.

Sculptur und Malerei; bemalte Statuen und die Gründe der Unschönheit S. 213. Die Elemente der Künste und das Gesetz der ästhetischen Anschauung (Linie, Körper und Farbe; Gestalt und Leben) S. 214. Der Spielraum für die Thätigkeit der Phantasie S. 219. Fechners Zweifel und die historische Erfahrung; Burckhardt S. 221.

VI. Plastische und redende Künste. S. 224—236.

Verhältniß der plastischen Künste zur Poesie S. 224. Jahrmarktsbilder und Kirmeßtrubel S. 226. Poesie und Musik S. 227. Der Rhythmus und die Stimmung S. 228. Der Proceß der Auffassung eines musikalisch begleiteten Textes analysirt: er besteht aus mehrfachen parallelen Reihen: die der Lautkörper und der Gedanken; die Verschiedenheit der Einheitsbildungen in beiden; ihre Beziehung in den poetischen Formen S. 229. Die Melodie, ihre Einheit und Beziehung zur parallelen Wortreihe S. 230. Poesie des Textes und Poesie der Töne; Schumann S. 232. Der Ausdruck; die Seele des Gesangs S. 234. Ueber den nervösen Charakter des Gesanges S. 235 Anm. Die Leistung des Schauspielers S. 236 Anm.

VII. Poesie und Musik. S. 237—246.

Die Gattungen der Poesie und die Musik S. 237. Mimik, Pantomime, Schauspielkunst und Decoration S. 238. Die Oper und ihre Berechtigung; als musikalisches Drama und dramatisirte Musik S. 240. Der psychologische Proceß ihrer Auffassung analysirt S. 244.

III.

Die Freundschaft. S. 249—345.

Die Geschichte ihrer Litteratur und ihres Vorkommens S. 249. Freundschaft ist ein Artbegriff, welcher viele und wechselnde Erscheinungen umfaßt S. 251, aber alle sind von verwandten Erscheinungen zu sondern S. 252. Freundschaft ist ein ethisches Gefühl, von historisch-pädagogischem Werthe S. 254, daher andere Stellung auf früheren Stufen der Cultur S. 255. Für uns ein sittliches Gut; im Alterthum zugleich Pflicht und Tugend (Aristoteles, Cicero) weil sie die allgemeine Menschenliebe vertritt S. 256 und ethische Gemeinschaft stiftet S. 257, aber verschieden von Volk, Staat, Kirche, Gemeinde 2c. und doch für dieselben erziehend, weil den Egoismus des Einzelnen überwindend S. 259. Vergleich mit der Blutsverwandtschaft S. 261 — ihre freie Wahl und Ergreifen der Persönlichkeit S. 262 — und mit der Liebe und Ehe; Naturzwecke 263.

Freundschaft von der Persönlichkeit abhängig, deshalb nach Zeit und Volk verschiedener Art S. 264. Die Isothermen des Gemüths S. 265.

Die Blutsfreundschaft, Wahlbruderschaft bei vielen Völkern S. 266 auf den Trieb zur Freiheit gegründet S. 267. Symbol der Blutmischung S. 268. — Die Formen des Bündnisses; bei Südslaven gleich der Eheschließung S. 270; Kleider-, Waffen- und Namenstausch S. 270. Die Scythen S. 272.

Die Bünde der Pythagoräer; der Essäer; die politische Gliederung der Tscherkessen S. 273.

Die griechische Freundschaft, ihr Zusammenhang mit Politik und Cultur S. 275.

Berühmte Paare, der Sinn und die Art ihrer Freundschaft. — Achill und Patroklos S. 278. Orest und Pylades, Scipio und Laelius, Damon und Phyntias, Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne S. 281. David und Jonathan S. 284.

Die moderne Freundschaft, bei Dichtern und Denkern — nicht bei Helden und Staatsmännern; weil Beziehung der Persönlichkeit zum Beruf verändert ist und persönliche Bildung von der praktischen Anwendung geschieden wird S. 289.

Sie wird ausschließlich innere Verbindung der Personen S. 292. Berühmte Paare; Sinn und Art ihrer Freundschaft. — Mantaigne und La Boëtie S. 293, Beaumont und Fletcher S. 296, Metastasio und Farinelli, Johnson und Boswell, Jean Paul und Emanuel, Schiller und Körner S. 297, Lessing und Mendelssohn S. 299, Schiller und Goethe S. 299, Luther und Melanchthon S. 302.

Wesen der Freundschaft ist: Gefühl der Zusammenschließung der Seelen S. 309, ein ethisches, aber kein Lustgefühl S. 310, sie ist Erweiterung des Selbstgefühls S. 312, ihr idealistischer Charakter S. 313. Wesen und Werth aller Expansion des Selbst, im Denken, im Besitz, in der Ehre, in der Zusammenschließung der Seelen S. 316, der Besitz und der Besitz einer Seele S. 317, Anziehung und Hingebung S. 319, Religion und Liebe S. 320. Verhältniß zu Bekanntschaft und Geselligkeit S. 321, Arten und Grade der Freundschaft S. 322.

Ursache der Freundschaft ist Individualität S. 323, diese auf verschiedenen Stufen der Cultur verschieden S. 325, ihre wahre Beschaffenheit S. 327, ihre Arten und Grade S. 329, das Genie der Persönlichkeit S. 330, die Frauen; die Freude, Gleichheit und Verschiedenheit S. 330.

Erfolge der Freundschaft; das Glück des Besitzes und die Süßigkeit des Verkehrs S. 332. Die Erweisungen und Ansprüche der Freundschaft S. 334, ihre erfinderische Fortbildung der Sittlichkeit und erzieherische Bedeutung S. 336, sie erhebt die Sitte und behütet vor Erstarrung S. 337, überwindet soziale, nationale und confessionelle Unterschiede S. 337. Die

moderne Freundschaft mit der antiken verglichen S. 339. Die Freundschaft als Kraftquelle für beiderseitige Perfectibilität S. 340—345.

IV.

Zum Ursprung der Sitten. S. 349—416.

Die Stellung der Aufgabe. Entdeckung von Thatsachen und psychologische Analyse S. 349. Sitten in vorhistorischer und historischer Zeit S. 351. Die Quelle beider sind die ungeschiedenen idealen Elemente der Religion, Moral, Politik und Aesthetik S. 352.

Was ist Sitte? Der allgemeine anerkannte Brauch; die feste Norm des Handelns S. 353, sie enthält das Formale des Ethischen, ist gesellig und traditionell S. 354, begründet also das Allgemeine und das Objective S. 355. Verschiedenheit der Sitten S. 356.

Kritik der Ansichten über ihren Ursprung; sie sind nicht gelehrt und nicht erfunden S. 358 (der contrat social und seine widerhistorischen Voraussetzungen S. 359), nicht anerzogen S. 362 und nicht angeboren S. 363; kein sittlicher Instinkt S. 366, sondern: Sitten der Erfolg eines psychischen Processes S. 371.

Der Proceß der Sittenschöpfung: Das sittliche Gefühl S. 373 reflectirt in der Handlung; das sittliche Bewußtsein ist praktisches Bewußtsein S. 376; die Erinnerung und das Gewissen S. 379; aus einem ursprünglichen Gefühl, der daraus folgenden, in der Gesellschaft gleichartig wiederholten Handlung entsteht die Sitte S. 380. Große geistige Kraft der sittenschöpferischen Zeiten S. 383. Verschiedenheit des Wachsthums idealer Keime S. 385.

Die ursprünglichen Elemente des Sittlichen: Psychologie und Ethik S. 386. Teleologie in der Naturwissenschaft S. 388 und in der Psychologie S. 389. Die Bestimmtheit der sittlichen Gefühle; Billigung und Tadel S. 390; religiöse und sittliche Vorstellungen S. 392. Der gesellschaftliche Mensch und nicht der Einzelne ist Schöpfer der Sitten S. 395. Gegen den Eudämonismus und einseitige ethische Systeme S. 395. Die sittlichen Antriebe: Ausbildung der Ichheit S. 399, der Besitz S. 400, Kunst und Industrie S. 400. Erweiterung des Ich: in der Blutsverwandtschaft S. 401, ursprünglich in der Form der Geschlechtsgenossenschaft S. 403 (das Werden der Individualität S. 404), dann in der patriarchalischen Familie S. 405 (Urweisheit; das Gesetz und der Lebensplan S. 406, Recht, Eigenthum, Religion S. 408), in der Ehre S. 410, in der Freundschaft S. 411. Religion und Moral; Einheit, Trennung und Einigung S. 412, Herrschaft und Dienerschaft S. 413, Mitleid S. 414. Wohlwollen und Aufopferung; Egoismus und Sittlichkeit S. 415.

Der Tact.

Was heißt Tact?

Ich will den Sinn d. h. ſowohl den Anlaß und Urſprung dieſer an die Wiſſenſchaft gerichteten Frage als auch das Ziel derſelben zunächſt erörtern; und zwar deshalb, weil dieſe Erörterung uns auf ſolche Thatſachen führen wird, welche dazu dienen können, uns das Verſtändniß der Antwort zu erleichtern.

Ich könnte um den Sinn, den wir, oder den die pſychologiſche Unterſuchung mit einer ſolchen Frage verbindet, anſchaulich zu machen, auf das Beiſpiel der gleichartigen Fragen, die wir uns in dieſem Werke bereits vorgelegt haben, hinweiſen; auf die Fragen: was heißt Bildung? was iſt Ehre? was iſt Humor? was iſt Sprache? Allein ich hoffe, wie geſagt, einigen Gewinn für das Verſtändniß dieſes Werkes überhaupt und unſeres gegenwärtigen Gegenſtandes im Beſonderen daraus zu ziehen, daß wir an dem einzelnen Beiſpiel noch einmal uns die allgemeine Aufgabe einer pſychologiſchen Unterſuchung klar machen. Auch weshalb grade der Tact ein vor vielen geeignetes Beiſpiel dieſer Aufklärung abgibt, wird dem aufmerkſamen Leſer nicht entgehen.

1. Bei einiger Lebenserfahrung leuchtet ſofort ein, daß auch ein Kind, ein einfacher, ungebildeter Menſch tactvoll handeln, reden, ſich benehmen, alſo Tact beſitzen kann, ohne daß er weiß, was Tact heißt, oder daß es überhaupt ſo etwas wie

Tact gibt; woraus dann auch folgt, daß er, wenn er etwa das Wort Tact hört, nicht weiß, was es bedeutet; dies nicht weiß, obgleich er doch die Sache thatsächlich besitzt. Dieser Mensch also hat gar keine Vorstellung vom Tact, weil er auch keine innere Anschauung desselben besitzt.

Noch deutlicher wird uns die Sache durch die Geschichte der Cultur und der Sprache. Offenbar hat es auch bei hochgebildeten Völkern eine Zeit gegeben, in welcher zwar bereits sehr tactvoll geredet und gehandelt wurde, in welcher aber ein Wort, also eine Vorstellung des Tactes noch nicht vorhanden gewesen ist. Nicht dieses oder ein ähnliches, sondern schlechthin jedes Wort fehlte, um die Sache zu bezeichnen. Die innere Thatsache oder die Thatsache im inneren Leben ist vorhanden, aber sie wird als solche, als besondere Thatsache noch nicht aufgefaßt; die inneren Vorgänge, in denen sie sich uns als vorhanden gewesen offenbart, sind bekannt, aber die besondere Eigenschaft, daß sie tactvoll*) seien, die besondere Handlungsweise des Tactes oder die besondere Fähigkeit des Menschen als Quelle und Ursache derselben, werden nicht an oder bei jenen inneren Vorgängen hervorgehoben. Die Home-

*) Ob die Sprachforscher wohl erklären können, weshalb die Sprache uns hier zwingt, immer etwas superlativisch tactvoll zu sagen und kein schlichtes Adjectiv wie verständig, vernünftig ausgebildet hat? Man könnte an den Einfluß des Fremdworts, das sich in die Umbildung schwerer fügt, und daher auch an das englische beautiful denken; allein diese Vermuthung würde forgetful sein. In Fechners an den feinsten Bemerkungen überaus reicher Vorschule der Aesthetik findet sich auch diese: „Die Bedeutung der Beiwörter geschmackvoll, geschmacklos hängt mit der engeren Bedeutung von Geschmack zusammen; dabei aber hat der Sprachgebrauch seine Launen. Man spricht von geschmacklosen Menschen als solchen, denen ein guter Geschmack fehlt, warum nicht auch von geschmackvollen als solchen, die ihn besitzen. Wir haben dafür überhaupt kein treffendes Beiwort; denn tactvoll bezieht sich mehr auf Benehmen als Empfinden."

rischen Helden z. B. handeln oft sehr tactvoll; aber es fehlt viel daran, daß der Dichter das tactvolle Handeln etwa von dem Schicklichen, Angemessenen, Klugen deutlich unterscheide. Ich werde weiter unten eine Stelle anführen, bei welcher sich Homer offenbar eine Ahnung von der besonderen Aeußerung des Tactes aufdringt, in welcher man aber zugleich sieht, wie das specifische Wesen desselben verhüllt bleibt, indem es von einer anderen allgemeineren Vorstellung verdeckt wird.

Der erste Schritt der psychologischen Erkenntniß einer inneren Thatsache besteht also darin, daß dieselbe überhaupt als eine besondere, von den anderen bis dahin bereits erkannten verschiedene aufgefaßt, appercipirt wird. In Bezug auf innere, also geistige Erscheinungen wird dieser Prozeß der Apperception sich fast immer und wesentlich an der Hand der Sprache vollziehen. Die besondere Eigenthümlichkeit einer seelischen Erscheinung, die besondere Eigenschaft eines inneren Vorgangs oder die specifische Fähigkeit, das Vermögen, die Ursache, aus welcher sie fließt, wird gedacht, indem sie zugleich benannt wird. Wenn ein gedachter Inhalt ein seelischer Vorgang oder eine Eigenschaft desselben oder die Annahme einer Ursache, die ihn erzeugt, ist, dann wird die Vorstellung des Inhalts meist früher als die Anschauung desselben auftreten; die innere, insbesondere die klare und deutliche Anschauung folgt der flüchtigen Vorstellung nach. Nicht als ob es an den Elementen einer inneren Anschauung fehlte; vielmehr sind diese der Anlaß und die Quelle, aus der die Vorstellung fließt; aber eben jene Elemente schießen zu einem selbständigen, unterschiedenen psychischen Inhalt zunächst nur als flüchtige Vorstellung zusammen.*) Die Elemente der Anschauung gewinnen keinen Bestand und bilden einen bloßen Durchgangspunkt zur Vorstellung.

*) Vgl. L. d. S. Bd. II S. 280.

Psychologie ist eine Naturwissenschaft; aber der Unterschied derselben von jeder anderen Naturwissenschaft hängt mit an den Unterschieden dieser ersten Erkenntniß ihrer Gegenstände. Alle sinnlichen Dinge ergeben für die geistige Thätigkeit zuerst innere Anschauungen, welche den allgemeinen und abstracten Vorstellungen vorangehen und den Stoff derselben ausmachen; jene Anschauungen übertreffen diese Vorstellungen langehin (und vielfach, z. B. beim Künstler, für immer) an Kraft, Bestimmtheit und Einfluß. Von inneren Vorgängen aber und deren Qualitäten haben wir auch *nach* der Vorstellung derselben nur eine von ihr d. h. vom Wort schwer lösbare innere Anschauung; hier muß, um dennoch zur Klarheit und Bestimmtheit zu gelangen, die begriffliche und analytische Thätigkeit ersetzen, was dort durch die sinnliche Bestimmtheit an innerer Anschaulichkeit geboten wird. Vollends aber *vor* der wortgeformten Vorstellung ist die Apperception der inneren Thatsachen eine durchaus schwebende und schwankende. Dort bilden ja auch die sinnlich und real bleibenden und daher ganz gleichmäßig wieder auffaßbaren und aufgefaßten objectiven Dinge die wohlgefügten Rahmen der Apperception; hier schwinden die Gegenstände mit der Action, und der Erinnerung allein fällt eine vergleichende Apperception zu, welche schließlich um so viel schwerer gelingt, weil dort im Sinnlichen das Object in vielen Stücken als identisch beharrt, während einzelne seiner Merkmale wechseln, hier aber Merkmal und Object, nur durch schwierige und *subjective* Analysen überhaupt scheidbar, immer mit einander verschwinden.

Die *erste* Stufe der Erkenntniß psychischer Objecte wird aber meist schon vor und außerhalb der Wissenschaft erstiegen; in der Selbstbeobachtung durch einfache Reflexion auf die eigenen inneren Vorgänge, nicht am wenigsten im Interesse dichterischer

Schöpfung werden die Erscheinungen des geistigen Lebens gesondert und die einzelnen und ihre Qualitäten an der Hand der Sprache appercipirt. In historischer Zeit empfängt jeder gebildete Mensch mit dem Sprachschatz das mehr oder minder deutliche Verständniß derjenigen Ansichten, welche im öffentlichen Geiste seines Volkes von den psychologischen Thatsachen ausgebildet worden sind.

2. Aber eine Vorstellung kann für den Sprachgebrauch gangbar, in ihrer Bedeutung für das, was man damit bezeichnen will, unzweifelhaft, somit für jedesmalige Anwendung in Schrift und Rede genügend bestimmt sein, und doch, wenn man selbst denjenigen, der sie immer richtig anwendet, aufforderte, den Inhalt derselben genau und vollständig anzugeben, ihren Umfang zu umschreiben: man würde nur schwer und allmählich auf eine ausreichende Antwort rechnen dürfen. Woher nun solcher Unterschied und Abstand der richtigen Anwendung der Vorstellungen im Einzelnen von einer genügenden und vollkommenen Erkenntniß in der abgesonderten Betrachtung? In den meisten Fällen daher, weil dem Gegenstande eine solche Mannigfaltigkeit von Bestimmungen zukommt, daß bei jeder bestimmten Gelegenheit nur einige von ihnen zur Anwendung kommen, die Vorstellung demnach nur in einem engeren Sinne gebraucht wird. Hat man also auch jede einzelne Seite der Sache für jede einzelne Veranlassung im Bewußtsein gegenwärtig, so bleibt es doch noch ein besonderes und zuweilen gar nicht leichtes Geschäft, diese zerstreuten Glieder des Ganzen zu sammeln und sich im Geiste zu vergegenwärtigen. Dies aber wird vornehmlich dann der Fall sein, wenn die verschiedenen Seiten der Erscheinung ganz verschiedenen Sphären des inneren Lebens angehören.

Eine solche Erscheinung nun ist der Tact. Man spricht

von einem geſelligen und einem ſittlichen Tact; wir nennen das Benehmen dieſes Mannes in jeder Beziehung tactvoll, jene Aeußerung eines anderen in Wort und That tactlos; man ſagt auch von einem Dichter, daß er die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten dieſer oder jener Geſtalt, welche er geſchaffen hat, mit feinem Tacte herausgefunden und gezeichnet habe; von dem mimiſchen Tacte des Schauſpielers, auch von dem parlamentariſchen und dem pädagogiſchen, von dem kritiſchen Tact eines Philologen iſt zuweilen die Rede.

Die nächſte, über jedes augenblickliche praktiſche Bedürfniß hinausgehende Aufgabe iſt demnach die: an die Stelle der unbeſtimmten und abſtracten, oder nur durch die Beziehung auf die Anſchauung des einzelnen Falles jedesmal theilweiſe beſtimmten, Vorſtellung eine durch Sammlung und Ordnung der Thatſachen geſicherte und vollſtändige Vorſtellung zu erzeugen.

Inſofern es ſich darum handelte, den vieldeutigen Sinn des Wortes feſtzuſtellen, und alle mannigfaltigen einzelnen Bedeutungen auf die urſprüngliche und Eine Grundbedeutung zurückzuführen, würde nur einem ſprachlichen und allenfalls einem logiſchen Intereſſe zu genügen ſein. Dies iſt nicht die Aufgabe, welche wir im Dienſte der Pſychologie als Wiſſenſchaft uns geſtellt haben; ihre Löſung beſteht in einem Geſchäft, welches jeder Gebildete bei einiger Aufmerkſamkeit und Ausdauer ſelbſt vollziehen kann.

Dieſe auf die Ueberſicht aller Erſcheinungen, in denen ſie wiederkehrt, gegründete vollſtändige Vorſtellung der Sache, alſo hier des Tacts, iſt zwar die Vorbedingung, aber ſie iſt noch keine wiſſenſchaftliche Erkenntniß.

3. Dieſe vielmehr beſchäftigt ſich mit der Frage: was iſt denn nun das, was als Tact vorgeſtellt wird? was iſt der

eigentliche Inhalt desſelben? Techniſch ausgedrückt würden wir ſagen können: jeder wohlgebildete Menſch hat eine vollſtändige Vorſtellung vom Tact, aber wir fragen: welcher iſt nun der Begriff desſelben? Was iſt das einheitliche Ganze dieſes in ſo verſchiedenen Gebieten des Lebens wiederkehrenden Begriffs, oder welches iſt die organiſche Einheit dieſes objectiv gegebenen Inhalts in der weiteren Verzweigung ſeines Umfanges?

Man ſtimmt beim Gebrauche dieſes Wortes darin überein, daß der Tact eine gewiſſe Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes ſei, durch welche ſich Einer vor dem Andern auszeichnet, die dem Einen mehr und dem Andern weniger und wieder einem Andern gar nicht zukommt. Der Tact iſt alſo jedenfalls ein beſtimmtes pſychiſches Phänomen; und zwar ein ſolches, das nicht bei Allen, nicht immer, und nicht immer in gleichem Maße wirkſam iſt. Was iſt dies nun für ein Phänomen? worin beſteht es? welches iſt das eigentliche Thun und Geſchehen im Geiſte, das wir mit dieſem Namen bezeichnen?

Wir ſuchen alſo — gleichviel ob ſich die Pſychologie gerade in Bezug auf den Tact dieſe Frage früher ſchon vorgelegt hatte, denn nicht um die Priorität der Erkenntniß noch um ihre Geſchichte, ſondern um die Erkenntniß ſelbſt handelt es ſich hier — wir ſuchen alſo anſtatt der bloßen Hindeutung auf das Daſein der Sache dieſe ſelbſt zu erfaſſen, wir ſuchen eine innere Anſchauung vom Tact, oder da es auf eine allgemeine und begriffliche Einſicht ankommt, eine anſchauliche Erkenntniß von ihm, ſo daß uns die unterſcheidende und wirkliche Eigenthümlichkeit des geiſtigen Geſchehens, in welchem er vorhanden iſt, in unſerem Denken klar und gegenwärtig werde.

Es fehlt im öffentlichen und vollends im wiſſenſchaftlichen Bewußtſein durchaus nicht an der Einſicht in das Weſen des

Tactes. Aber der Begriff desselben ist eine, wegen der Zusammensetzung des Inhalts wie auch der Fülle des Umfangs, reiche Verdichtung*), aus großentheils unbewußten und latenten Elementen des Denkens; diese muß die Wissenschaft ans Licht ziehen und das, was auf mehr oder minder unbewußte Weise und unwillkürlich verdichtet ist, durch Analyse zur bewußten Anschauung bringen.

Dies ist übrigens die psychologische Geschichte am meisten des psychologischen d. h. auf die eigenen inneren Vorgänge in der Seele sich beziehenden Denkens. Die schwebenden Elemente innerer Anschauung krystallisiren sich zunächst (durch das Wort) in der Vorstellung; aber auch die Wissenschaft vollzieht ihre Arbeit noch vielfach mit Verdichtungen, welche nur allmählich und stufenweise den inneren Anschauungsinhalt, dem sie entstammen, zum Bewußtsein bringen. Die Begriffe aller Seelenvermögen sind gute Beispiele hiervon, und der Tact ist nur ein besonderes; weil sein Anschauungsinhalt so viel enger, jünger, zarter und seltener ist.

4. Endlich aber schließt sich daran wie bei jeder naturwissenschaftlichen Forschung überhaupt und psychologischen insbesondere die Frage: unter welchen Bedingungen tritt das Phänomen des Tactes in die Wirklichkeit? Demgemäß werden wir behufs der Lösung unserer Aufgabe zunächst die That-

*) Daß diese im Leben, in Schrift und Gespräch meist sogar nur als vertretende Vorstellung auftritt, ist selbstverständlich. Bemerkenswerth aber scheint mir, daß der Tact zu den Begriffen gehört, welche auch als Vorstellung zwar mit ihrem Inhalt als von anderen genügend verschieden und insofern bestimmt gedacht werden; daß er seine Bestimmtheit aber viel mehr durch die abstoßende Kraft der negativen Urtheile (namentlich für die deutlichen Acte des Bewußtseins) empfängt, während das Positive der inneren Anschauung viel mehr unbewußt ist. Der gebildete Mensch im Versuche sich zu orientiren, findet (hier wie in vielen Fällen vgl. Bd. II S. 386) viel schneller, was der Tact nicht ist, als was er eigentlich ist.

ſachen darſtellen und dann die Urſachen aufſuchen, erſt die Erſcheinungen und dann die Bedingungen ſchildern.

I.

Bei den Handlungen des Menſchen oder bei der ſchöpferiſchen Thätigkeit, welche wir als Erfolg oder Ausdruck des Tactes bezeichnen, müſſen wir, um das Weſen desſelben zu begreifen, drei verſchiedene Elemente unterſcheiden.

Zunächſt erſcheint und wirkt der Tact nur da, wo ein Menſch auf alle Umſtände und Verhältniſſe, welche auf den näheren und entfernteren Gegenſtand ſeiner Handlung Bezug haben, bei ſeinem Benehmen Rückſicht nimmt. Wenn Einer Alles, was bei einem Verhältniß irgend in Anſchlag kommen kann, ſich vergegenwärtigt, in Betracht zieht, und bei ſeinem Handeln berückſichtigt, ſo handelt er nothwendig tactvoll. Der Tact iſt alſo zunächſt ſichere, umfaſſende Aufmerkſamkeit eines Menſchen auf Alles, was den Gegenſtand ſeines augenblicklichen Lebens betrifft.

Mag der Tact zur Erſcheinung kommen, in welchem Gebiete er wolle, ſei es als theoretiſcher Tact in der Entdeckung eines gewiſſen logiſchen oder kritiſchen Verhältniſſes, ſei es als praktiſcher Tact im ſittlichen und geſelligen Handeln, oder als künſtleriſcher Tact in Schöpfung und Geſtaltung jeglicher Art, immer wird er eine genaue Kenntniß und Berückſichtigung aller bezüglichen ſpeciellen Umſtände einſchließen, im Unterſchiede von dem tactlos Flüchtigen und im völligen Gegenſatz zum Zerſtreuten, alſo völlig Unaufmerkſamen; denn dieſe gewinnen nur unvollkommene Anſchauung, erregen Verletzung und Anſtoß und ſchaffen mangelhafte Gebilde.

Befindet ſich Jemand z. B. in Geſellſchaft, ſo ſoll er nicht bloß im Allgemeinen auf die Gegenwart aller Anweſenden

Rückſicht nehmen; er ſoll in ſeinem Geſpräch die Verhältniſſe Aller, ſo weit ſie ihm bekannt ſind, ſich vergegenwärtigen, daß er Niemand verletze. Der Gegenſtand des Geſprächs kann in uns einen Gedanken erwecken, welchem Jeder beiſtimmen würde, wenn wir bloß auf die Sache achteten; die Rückſicht auf ein vielleicht fernliegendes Verhältniß einer anweſenden Perſon aber kann erfordern, den Gedanken dennoch unausgeſprochen zu laſſen oder nur mit Vorbehalt kundzugeben. Die ganze Geſellſchaft kann z. B. über irgend einen Stand, eine Perſon eine begründete verächtliche Meinung hegen, ſie darf ihr dennoch keine Worte leihen, wenn auch nur der Großvater eines Gegenwärtigen bekanntermaßen dieſem Stande angehört hat oder jene verachtete Perſon geweſen iſt.

Der Dichter zeigt dann einen feinen intuitiven Tact, wenn er nicht bloß die offenbaren, einfachen, jedem Auge ſichtbaren, ſondern auch die innerſten, fernſten und feinſten Bezüge ſeiner Geſtalten ſowohl unter einander als zur poetiſchen Wahrheit entdeckt und darſtellt.

Der pädagogiſche Tact wird auf alle früheren und gegenwärtigen Aeußerungen des aufkeimenden Charakters im Kinde achten, alle Familienbeziehungen erwägen, die Folgen des einen oder anderen Verfahrens berechnen.

Wie oft wird das Gelingen im Geſchäft der Erziehung von dem Tacte des Erziehers abhängen, der theils über die allgemeinen Regeln hinaus zu gehen, theils in der einfachen Anwendung derſelben alle obwaltenden Umſtände zu beachten hat. Hier wird das perſönliche Verhalten des Lehrers, das Gleichgewicht zwiſchen Würde und Herzlichkeit, zwiſchen gebietender Strenge und theilnehmender Hingebung, oder das Verhältniß der Zöglinge zu einander, das der Schule zum Hauſe, das der verſchiedenen Altersſtufen abzuwägen ſein;

dort wird das Maß der Einwirkung auf den Zögling und der Freiheit seiner Entwicklung und werdenden Selbständigkeit; im Zusammenhang damit das Maß des Vertrauens und das der Ueberwachung, das der Erregung und das der Uebereizung des Ehrgefühls zu suchen sein; Vorsicht ist zu lehren und doch nicht als „das beste Theil der Tapferkeit" zu preisen; kühnes Wagen soll gelobt und dennoch Tollkühnheit gemieden werden, eben so wie Vorsorge für die Gesundheit und zugleich Abhärtung. Nur Verständliches soll gelehrt, aber dennoch die Ahnung dessen, was über den eignen Verstand hinausgeht, angebahnt werden: natürliche Dinge sollen nicht durch auffälliges Schweigen gereizt, noch weniger durch häufiges Reden gefördert werden; daß vollends die Individualität zu beachten, die einzelnen Seiten derselben zu spannen, und dennoch das Allgemeine und die Harmonie zu suchen ist; daß für Geistesbildung der Reiz und die Frische in der Anschauung des Besonderen, aber auch in der Weite und Fülle des Allgemeinen zu suchen; daß im Gemüthe die Unschuld und Energie der Natur bewahrt, aber auch die dämpfende, klärende und verklärende Macht des Geistes und der Kunst gepflegt werden soll —; alles dies sind bekannte Forderungen, die sich dem erziehenden Lehrer aufdrängen, welche er aber nur mit vollendetem Tacte gleichzeitig und wohlgemessen befriedigen kann.

Im Dienste der Klugheit wie im Dienste der Schönheit und Sittlichkeit wird der Tact durch eine allseitige Aufmerksamkeit das Ziel erreichen. Yorik war auf seine „empfindsame Reise," wie es sich für eine solche nicht anders schicken mag, ohne Paß gegangen, was in Paris, zumal weil Frankreich und England gerade Krieg gegen einander führten, sehr schlimm war. Er geht deshalb zu dem Herzog von C., um dessen Schutz zu erbitten; unterwegs sinnt er auf Worte, Redensarten,

Töne und Stellungen, um sich in die Gunst des Herzogs „hineinzuwinden"; aber plötzlich läßt er ab und sagt sich: „Sieh' erst Monsieur le Duc's Antlitz! beobachte, was für ein Charakter darin geschrieben ist! bemerke die Positur, in welcher er dich anhört! achte auf die Wendungen und Ausdrücke seines Körpers und seiner Glieder! — Und wegen des Tacts — der erste Laut, welcher seinen Lippen entschlüpft, wird ihn dir angeben — und von dem Allen zusammen wirst du dir auf der Stelle eine Rede zusammensetzen, welche dem Duc nicht mißfallen kann. Die Ingredienzen sind seine eigenen und sehr wahrscheinlich gut einzunehmen." Yorik weiß also, daß der rechte Tact diese vielseitige Aufmerksamkeit erfordert, und verläßt sich auf sein Naturell, daß er mit Hilfe desselben auch das Rechte treffen wird.

Ich will hier ein anderes Beispiel anführen, welches glücklicherweise zugleich ein historisches Beispiel des poetischen Tactes ist, welcher die gleiche Lage und Handlungsweise bei verschiedenen Personen je nach ihrem Stand und Bildungsgrad mit anderen Wendungen bezeichnet.

Berthold Auerbach hatte uns im Jahr 1856 das Manuscript zu seinem Barfüßele und ich ihm dagegen das dieser Abhandlung für die erste Auflage vorgelesen; darauf hat er in die Reflexion, mit welcher das 18. Capitel beginnt, den Gedanken Yorik's eingefügt, welcher mit treffender Umbildung (gleichsam mit einer römisch-rechtlichen „Specification") im Munde der Amrei von Haldenbrunn so lautet: . . . „sie wollte sich immer vordenken, was nun kommen sollte: Eintritt und Empfang, Anrede und Antwort, hin und her; wie ein Wirrwarr von tausend Möglichkeiten schwirrte Alles um sie her, und sie sagte endlich fast laut: . . Was da, was da, vorher besinnen? Wenn aufgespielt wird, tanz' ich Hopser oder Walzer."

Das tactvolle Naturell offenbart sich eben darin, plötzlich in eine gegebene Tonart richtig einsetzen, oder selbst augenblicklich den rechten Ton treffen zu können. Daher strenge Sprachreiniger unsern Begriff mit dem hie und da schon gebräuchlichen „Treffer" ausdrücken dürften.

Treffen beruht eben auf der Schärfe des Zielens und Sicherheit der Ausführung; aber eben deshalb weiter zurück auf der genauen Kenntniß und Beachtung aller mitwirkenden wie aller hemmenden und ablenkenden Kräfte, welche das Geschoß zu benutzen oder zu überwinden hat.

Der Tact wird sich besonders auch da bewähren, wo es gilt, Verlegenheiten entweder zu vermeiden, oder, wenn sie einmal eingetreten sind, zu beseitigen; man könnte den Tact hienach in den positiven und negativen eintheilen; aber auch verschiedene Grade desselben offenbaren sich in dieser Beziehung. Der erste ist (rein negativ), nicht verletzend und den Rhythmus des gegenseitigen Verhaltens störend zu erscheinen; höher aber steht die Fähigkeit, nicht nur sich selbst, sondern auch Andere durch die Sicherheit des eigenen Benehmens in Harmonie zu erhalten, gleichsam die Stimmgabel und den Tactirstock in der Gesellschaft zu führen; endlich aber kann der vollendete Tact sich darin bewähren, schon hervorgetretene Dissonanzen glücklich wieder aufzulösen. Die Hingebung an die ganze Gesellschaft oder die Fürsorge für eine einzelne Person in derselben kann sogar zuweilen erfordern, selbst etwas Tactloses zu thun, um größere oder schlimmere Störungen dadurch zu verhüten. Man muß dem ins Wort fallen, der etwas Ungeschicktes sagen will.

Steht es nun fest, daß der Tact in einer Handlungsweise besteht, welche die vollständige Berücksichtigung aller auf ein vorliegendes Motiv zur Handlung bezüglichen Umstände

einschließt, so ist ferner aus dem Begriffe der Berücksichtigung offenbar, daß es sich nicht um eine bloße Kenntniß jener Umstände handelt, sondern um eine Beziehung derselben auf gewisse Ideen und Vorschriften, nach denen sich das jedesmalige Benehmen des Menschen richten soll. Diese müßten verletzt werden, wenn jene Beziehung nicht stattfände. Wenn man alle Verhältnisse kennt, welche bei einer gewissen Handlung in Betracht kommen, so kann man richtig handeln; man kann es dann und man soll es; richtig handeln aber heißt: gemäß gewissen Ideen und Gesetzen handeln, welche auf die Handlung Anwendung haben.

II.

Die Kenntniß dieser Ideen und ihre Anwendung ist das zweite Element des Tactes. Beim Treffen ist es das räumliche Ziel, „der Zweck", welcher vom Geschoß erreicht werden soll; in moralischen oder geistig schöpferischen Verhältnissen ist dieser Zweck nicht ein einfacher Punkt, sondern ein vielfach geartetes Ideal der Thätigkeit, welches erfüllt werden soll.

In diesem Sinne spricht man von den Regeln des Tactes, welche man als für sich bestehende, von der wirklichen Erfüllung durch die Individuen unabhängige, allgemeine Normen und Vorschriften betrachtet, nach denen das Handeln sich zu richten hat.

Welches sind nun die Regeln des Tactes? Ja man kann weiter fragen: gibt es in der That solche? Kann man alles Das, was wir als eine Vorschrift für unser Handeln in dem Sinne des Tacts innerlich wahrnehmen, zu allgemeinen Maximen erheben und davon eine bestimmte Wissenschaft feststellen? Einerseits nämlich ist das Vorhandensein solcher Grundsätze des tactmäßigen Handelns in unserem Gemüthe

außer allem Zweifel; es könnten sonst nicht bei der Beurtheilung irgend eines vorliegenden Falles viele oder zuweilen alle Gebildete mit einer solchen Sicherheit darin übereinstimmen, dies sei tactmäßig oder tactlos gehandelt. Andererseits wird es doch wiederum fraglich, ob diese Regeln des Tacts etwas Selbständiges und Eigenthümliches sind, ob sie nicht vielmehr mit den Regeln der Sittlichkeit gänzlich zusammenfallen. Es fragt sich, ob nicht die Regeln des Tacts bloße Anwendung des Sittengesetzes seien, die nur durch genaueres Eindringen in die jedesmaligen Verhältnisse geschärft und verfeinert, sich davon absondert. Diese Frage wird um so dringlicher, wenn wir uns erinnern, daß nicht blos von einem sittlichen, sondern ebenso von einem künstlerischen, einem kritischen u. s. w. Tact geredet wird. Nähme man nun an, der Inhalt des Tacts bestände in gewissen abgesonderten und für sich bestehenden Vorschriften, so müßte es neben einem jeden Lehrgebäude von Ideen und Regeln jeder Art von geistiger Thätigkeit gleichsam noch einen Anbau geben, welcher die Regeln des betreffenden Tactes enthielte; eine Consequenz, welche wenig Schein hat.

Wir entziehen uns vor der Hand diesen aus der allgemeinen Betrachtung unwillkürlich emporwachsenden Fragen, welche den umfragten Gegenstand nur in das Licht des Zweifels rücken, und wenden uns zur Betrachtung des Factischen. Zunächst fassen wir den Tact par excellence, den des praktischen und sittlichen Lebens, ins Auge. — Schon Aristoteles spricht in seiner Ethik bei der Aufzählung aller sittlichen Tugenden von dreien *geselligen* Tugenden. Der Gegenstand der ersten dieser drei Tugenden ist: das Vergnügen und die Unlust, welche wir den Personen, mit welchen wir umgehen, durch unser Benehmen bereiten. Zwischen Wohldienerei, Schmeichelei

und Allgefälligkeit auf der einen, und Streitsucht, Eigensinn und Ungeselligkeit auf der anderen Seite steht diejenige Tugend, nach welcher wir an sich immer geneigt sind, Anderen Vergnügen zu machen, und uns scheuen, Unlust bei ihnen zu erwecken, dennoch aber im Umgange nur denjenigen Wünschen und Meinungen Anderer beistimmen, die wirklich unseren Beifall verdienen, und diejenigen verwerfen, die wir für falsch und unrecht erkennen. Der in diesem Sinne Tugendhafte „wird ferner mit Personen von Stande anders als mit dem ersten Besten aus dem großen Haufen, anders mit guten Bekannten als mit Fremden umgehen. Und so wird er sich nach allen anderen Verschiedenheiten der Umstände in seinem gesellschaftlichen Betragen richten und Jedem dasjenige gewähren, was er von ihm billigerweise verlangen kann." — Die zweite Tugend des Umgangs zeigt sich in Absicht der Wahrheit oder Unwahrheit dessen, was wir durch unsere Reden, Handlungen und unser ganzes äußeres Benehmen Anderen von uns beizubringen suchen. Sie liegt ebenfalls in einer Mitte zwischen zweien Untugenden, und zwar zwischen Prahlerei, Aufschneiderei und Anmaßung auf der einen und falscher Bescheidenheit und verstellter Demuth auf der anderen Seite. „Indessen wird der von sich selbst und seinen Vorzügen gern wahr redende Mensch lieber etwas zu wenig als zu viel von sich sagen, weil er weiß, daß jedes etwas zu starke Selbstlob, auch wenn es Grund hat, doch Anderen lästig ist." — Die dritte Tugend „bezieht sich auf die mit der Unterhaltung verbundenen Scherze." Auch hier gibt es ein Zuviel und Zuwenig; die Einen werden verächtliche Lustigmacher oder verhaßte Spötter, die Anderen sind mürrische oder geschmacklose, rohe Leute. Zwischen diesen steht derjenige, welcher auf eine schickliche Weise zu scherzen versteht, welcher „wohlgesittet und doch gewandt und be-

weglich ist und außerdem zugleich Anmuth und Würde zu verbinden weiß." Auch in dieser Beziehung wird es darauf ankommen, unter welchen Personen und Umständen man eine Sache sagt, und unter welchen man sie hört.

Charakteristisch für diese drei aristotelischen Tugenden ist es nun, daß sie, wie er selbst schon bemerkt, auch in der griechischen Sprache keinen eigenen Namen haben, daß es keine bestimmten Worte zur Bezeichnung dieser Eigenschaften gibt. Offenbar herrschte also hier dieselbe Unbestimmtheit des Begriffs, vermöge welcher wir in unserer Sprache alle diese Handlungsweisen mit dem dunkeln Begriffe des Tacts bezeichnen, nur daß Aristoteles von der socialen Tugend redet, wir aber von der Quelle derselben in der menschlichen Seele, welche man gleichsam das sociale Gewissen nennen kann.

Das erste Element derselben, welches wir oben nachgewiesen haben, die Kenntniß und Beziehung aller individuellen Umstände, ist von Aristoteles ebenfalls genügend hervorgehoben; das zweite Element aber, welches wir eben näher zu bestimmen suchen, um die Frage, ob der Tact einen eigenthümlichen Inhalt hat oder nur eine Anwendung der allgemeinen Regeln der Sittenlehre enthält, zu beantworten, wird von Aristoteles verschieden angegeben. In Bezug auf die erste Tugend sagt er: „Das moralisch Schöne und das Nützliche, die Absicht, recht zu handeln oder etwas Gutes zu thun, wird der Maßstab sein, nach welchem dieser gesellige Mann sich Anderen angenehm oder doch nicht mißfällig zu machen sucht." Hier findet offenbar eine Zurückführung der Regulative dieser Tugend oder des Tactes auf rein sittliche Principien statt; für unsere nachfolgende Entwicklung aber ist es beachtenswerth, daß Aristoteles gleich mehrere verschiedene sittliche Elemente neben einander nennt, welche alle zusammen den Maßstab des Handelns

hergeben sollen: das Sittlichschöne und das Nützliche, das Rechthandeln und das Gutesthun. — Für die zweite Tugend wird die Idee der Wahrhaftigkeit als Grund angeführt, aber sie reicht schon nicht hin, um einen Unterschied zwischen dem Prahler und dem Demuthsheuchler zu begründen, da Beide gleich sehr von der Wahrheit abweichen, und dennoch ist dieser Unterschied so groß, daß der Prahler als „leichtsinnig" und „geschmacklos" bezeichnet wird, während der verstellte Demüthige „das Ansehen von Feinheit und Anmuth gewinnen kann." Es kommt also für den Tact etwas Specifisches hinzu, welches nicht auf die ethische Basis zurückgeführt werden kann. — Für die dritte Tugend das Princip und den Maßstab zu finden, macht Aristoteles einige Versuche, welche zu keinem Resultate führen, und schließt deshalb: „Es ist also der frei und edel Geborene, der Mann von guter Laune und gutem Geschmack, der hierin sein eigener Gesetzgeber sein muß: und dies ist eben der, welcher die Mittelstraße in Absicht der Scherze hält, man mag ihn übrigens einen witzigen Kopf oder einen angenehmen Gesellschafter nennen."

Der Begriff der Mittelstraße ist aber ein durchaus unbestimmter, und wenn man weder diese noch die Extreme als solche bestimmte Größen bezeichnen kann, welche eine bestimmte Qualität einschließen, ist er in keiner Weise maßgebend. Der tactvolle Mensch bleibt also allein der Gesetzgeber des Tactes, und Aristoteles spricht damit die allgemeine Meinung aus, daß der Tact etwas lediglich Individuelles sei. Allein dann kehrt eben unsere Frage wieder: nach welchen leitenden Ideen, aus welchen inneren Gründen werden diese Gesetze des Tacts abgeleitet werden können? Denn so lange wir bloß sagen: die Regeln des Tacts sind diejenigen Regeln, welche jedes tactvolle Individuum als Gesetzgeber aufstellt, bewegen wir

uns offenbar im Kreiſe herum, und ſtatt einer Erklärung des Begriffs geben wir ſeine bloße Wiederholung.

Obgleich nun aber eine genügende Erklärung unſeres Gegenſtandes bei Ariſtoteles, wie wir geſehen haben, nicht vorhanden iſt, ſo können wir dieſelbe doch an ſeine Gedanken, auf welche wir deshalb hingewieſen, anknüpfen.

Faſſen wir zunächſt noch einmal den Begriff des Tacts als eine Beſtimmung des Maßes ins Auge, welches in jeder Handlung walten ſoll. Dieſer quantitative Begriff des Maßes ſcheint ſogar etymologiſch mit dem des Tacts verbunden zu ſein; denn ſo wie jenes erſte ſubjective Element des Tacts, die Erkenntniß und das Herausfinden aller Umſtände und Verhältniſſe, welche ſich auf die Handlung beziehen, auf die pſychologiſche Bedeutung des Wortes als tactus animi, als Gefühl (gleichſam Taſtſinn) der Seele zurückweiſt, ſo hängt dieſes zweite objective Element, welches den Inhalt des Tacts als ein gewiſſes Maß im Benehmen beſtimmt, mit der muſikaliſchen Bedeutung des Wortes zuſammen, wonach alſo die Handlung, die innere und äußere Bewegung des Menſchen in einem beſtimmten, gemeſſenen, gleich- und geſetzmäßigen Verhältniß vor ſich gehen ſoll. Die Anwendung des Maßbegriffs aber in dem Weſen des Tacts iſt eine vielfache.

Die ariſtoteliſche Mitte zwiſchen zweien Untugenden iſt eine ganz richtige, aber auch nur die engſte Beziehung des Maßes auf den Tact. Treten zu irgend einer Handlung, welche geſchehen ſoll, zwei oder mehrere ſittliche Ideen als Motive heran welche entweder verſchiedene oder gar widerſtreitende Anforderungen an den Handelnden einſchließen, ſo iſt es eben Sache des Tacts, allen dieſen Ideen nach Maßgabe ihrer berechtigten Anforderung in gleichem Verhältniß zu genügen. Der Grund für die Nöthigung, ein ſolches rich-

tiges Verhältniß aufzusuchen, liegt nirgends anders als in den sittlichen Ideen selbst, weil eben in allen zusammen die ethische Forderung liegt; die Bestimmung des Maßes aber kann von keiner der sittlichen Ideen selbst ausgehen — denn jede für sich hat absolute Geltung — sondern der Tact muß die Entscheidung treffen, und diese besteht darin, ein Gleichmaß des sittlichen Handelns bei der Collision der sittlichen Forderungen herzustellen.

Schon in den oben von Aristoteles angeführten Tugenden haben wir Beispiele von der Verbindung und Ausgleichung mehrerer sittlichen Ideen bemerkt; es lassen sich deren aber noch viel zahlreichere finden: Geradheit, Offenheit und Wahrhaftigkeit zu üben und doch niemals anmaßend, zudringlich, beleidigend oder indiscret zu sein; Herrenwürde zu bewahren und dennoch Leutseligkeit gegen den Diener zu zeigen u. s. w.; alles Das erfordert Tact und besteht in dem rechten Maße der Beachtung verschiedener, auf den Fall Anwendung heischender Ideen.

Der Tact als Bestimmung des rechten Maßes offenbart sich aber nicht bloß in der Vertheilung der Folgsamkeit gegen *verschiedene* sittliche Ideen, sondern auch in der Befolgung *einer einzigen*. Die allgemeine sittliche Idee hat gegen verschiedene Personen unter verschiedenen Umständen eine verschiedene Anwendung zu erfahren, die Befolgung derselben kann außerdem in verschiedener Weise und nach verschiedenen Graden geschehen. Zwischen jener Art von Gehorsam gegen die sittliche Idee, welche, mit dem Geringsten sich begnügend, an den Indifferentismus streift, und jener übermäßigen Strenge, welche als Rigorismus verpönt ist, liegt ein rechtes Maß, welches zu finden Sache des Tacts ist.*)

*) Bahnsen in seinen Beiträgen zur Charakterologie — beiläufig gesagt, ein Buch von ungewöhnlichem Reichthum an Gedanken, voll Weis-

Das Gebiet des Tactes als Anwendung des rechten Maßes geht aber noch weit über die Grenzen der Ausgleichung sittlicher Ideen hinaus. Ganz abgesehen nämlich von der sittlichen Beschaffenheit und den sittlichen Gründen einer Handlung, kann dieselbe, indem bloß die Form und Weise der Aeußerung, die Art und Gestalt der Lebensthätigkeit betrachtet wird, Gegenstand einer ästhetischen Schätzung sein; die Zartheit oder Heftigkeit des Benehmens, sammt Allem, was Erfolg des Temperaments und der Stimmung ist, kann eine Handlung auch bei völliger Gleichheit der sittlichen Gesinnung zu einer der Form nach schönen oder häßlichen machen. Alles Das, was in der Lebensführung unter die Begriffe des Anstandes und der Schicklichkeit fällt, beruht lediglich auf ästhetischen Urtheilen und Anschauungen. Gleichwie die Handlungen in der künstlerischen Darstellung außer der sittlichen einer rein ästhetischen Schätzung unterworfen sind, so daß die sittlichen Elemente sich wie der Stoff zur ästhetischen Form verhalten, ebenso sind die Handlungen des wirklichen Lebens wegen ihrer bloßen Form Gegenstand ästhetischer Schätzung. Auch das Leben selbst steht unter dem Gesichtspunkt der Kunst. Das, was man gewöhnlich als Tact bezeichnet, erweist sich bei genauerer Betrachtung als Darstellung ästhetischer Verhältnisse,

---

heit und Wildheit, jener Wildheit freilich, wie Nathan den Al Hafi seinen guten, edlen, wilden nennt; voll philosophischen Sturmes und Dranges; das einen Theil der Schuld trägt, daß unsere Zeit es, wie ich fürchte, lange nicht genug zu schätzen weiß — Bahnsen hat die Bedeutung des Tactes mehrfach hervorgehoben. Speciell über die ethische Bedeutung dieses psychologischen Phänomens bemerkt er: „Ja, der sittliche Tact ist schließlich wirklich der einzige Compaß, der uns zwischen den Klippen pedantischer Buchstäblerei und laxer Moral hindurchführt. — Das letzte Tribunal, von dem herab wir die Entscheidung holen müssen über Adiaphora und Verbotenes; kurz das: anschaulich intuitive Wissen des Rechten und Guten . . . .“

als Form und Gesetz der Schönheit in allen Handlungen und Aeußerungen des Lebens.

Das vollendet feine Benehmen eines Menschen besteht in der zarten Rücksicht auf die Gefühle, und zwar auf alle und nicht bloß die wenigen von Aristoteles hervorgehobenen Gefühle Anderer; ein Moment der Aehnlichkeit mit dem Poetischen offenbart sich dann in der Voraussetzung, daß der Tactvolle im Stande und geneigt sei, sich in die inneren Zustände anderer Personen genau zu versetzen oder diese sich zu vergegenwärtigen, also ein — wie das poetische — anschauliches Bild davon vor der eigenen Seele zu haben. Der wahrhaft ethische Zug darin aber tritt in der Thatsache hervor, daß solche Rücksicht auf die Gefühle Anderer nur aus dem Mangel an Egoismus oder der Ueberwindung desselben hervorgehen kann.

Das Gegentheil dieser gesättigten, gleichsam poetisch belebten und bewegten Anschauungsart, ist die scholastische, routinirte und stumpfe Vorstellungsweise, mit welcher auch bei reichlicher abstracter Kenntniß sittlicher und ästhetischer Regeln ein tactloses Benehmen sich verbinden wird. Aus den Erfahrungen, welche dieser Betrachtung zu Grunde liegen, führe ich, anstatt weiterer Erörterung des Gedankens, eine einzige an: Ein bekannter Dichter (O. R.) folgt der Leiche seines Vaters; er wird von zweien Geistlichen geleitet; der eine, und zwar derjenige, der die Grabrede halten wird, beginnt, nachdem sie eine kurze Zeit schweigend hinter dem Leichenwagen gegangen sind, ein Gespräch damit: „Da habe ich in diesen Tagen wieder einmal den Wilhelm Meister gelesen . . . . . u. s. w.“; nun folgen ästhetisch-kritische Ergüsse, welchen nur durch indignirte Bitten des Leidtragenden Einhalt gethan wird. — Die Eigenart eines solchen in mancher Beziehung lehrreichen Beispiels zeigt auch, daß und weshalb es uns hier nicht darauf

ankommen konnte, auch nur allgemeinste Regeln des Tactes aufstellen zu wollen; daß aber die Erhaltung einer gegebenen und berechtigten Stimmung jedenfalls zu denselben gehören wird.

III.

Zu den beiden bisher betrachteten Elementen des Tactes kommt noch ein drittes. Das erste enthielt die Erkenntniß der Verhältnisse und Umstände, unter denen gehandelt werden soll, also die Auffassung des außer uns Gegebenen; das zweite betraf die Anwendung der in uns vorhandenen sittlichen und ästhetischen Ideen und das Maaß ihrer Anwendung; das dritte und letzte Element aber besteht in der Wahl und Anwendung der Mittel, um das durch jene beiden Elemente in der inneren Gesinnung als Norm erkannte und geforderte Handeln und Benehmen auch äußerlich zu vollbringen und darzustellen. Es ist nämlich an sich sehr wohl denkbar und tritt in der Erfahrung oft genug hervor, daß Jemand im Allgemeinen sehr wohl weiß, wie er sich zu benehmen hätte, und dennoch ein diesem Wissen entsprechendes Benehmen nicht zu Stande bringt; er weiß die Handlungsweise eines Andern genau und richtig zu beurtheilen, hat die beste Absicht, es im gleichen Falle besser zu machen, und verfehlt dennoch immer ebenso oder noch mehr das Rechte. Jenes oben erwähnte Beispiel: Herrenwürde und Leutseligkeit neben einander zu bewahren, ist in der Theorie jedem gesinnungsvollen Menschen wünschenswerth, einleuchtend und zugänglich, und dennoch wissen die wenigsten es in der Wirklichkeit zur Erscheinung zu bringen (es wird Einer kränkend herablassend, wo er gütig sein, er wird lächerlich pathetisch, wo er seine Würde zeigen will). Die Fähigkeit hierzu ist der Tact, welcher in einer

theils körperlichen, theils geistigen Gewandtheit besteht, der inneren Einsicht und Absicht einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Außer dieser physischen und psychischen Behendigkeit und so zu sagen Gelenkigkeit des ganzen Menschen wird es, namentlich zunächst bei der Wahl des Ausdrucks und der Handlungsform, vorwiegend wiederum auf das erste Element des Tactes ankommen, um auch das dritte zu erfüllen, nämlich auf die allseitige und vollständige Kenntniß aller in Betracht kommenden Umstände.

Es kann nicht schwer fallen, diese drei Elemente des Tactes, welche wir an der engeren Bedeutung desselben im Sinne des sittlich Geselligen entwickelt haben, auch auf alle übrigen Arten seiner Erscheinung zu übertragen, daher wir uns jeder weiteren Ausführung hierüber enthalten können. Nur das ist noch zu erwähnen, daß je nach den verschiedenen Lebensgebieten die einzelnen Elemente nicht bloß in verschiedener Weise, sondern auch vorwiegend in verschiedenem Maße und Grade hervortreten werden. Bei dem kritischen Tact z. B. in jedem Sinne seiner Anwendbarkeit werden offenbar nur die ersten beiden, bei jedem künstlerischen und besonders bei dem mimischen Tact wird vorwiegend das letzte Element zur Erscheinung kommen.

Nachdem wir uns nun das Wesen des Tactes zur Anschauung gebracht und das, worin er erscheint und was er leistet, erkannt haben, kommen wir zu der Frage nach der psychologischen Beschaffenheit desselben. Wir werden dieselbe mit Bezug auf die in ihm unterschiedenen Elemente zu beantworten haben.

IV.

Was ist der Tact? Im Sinne der alten Psychologie würde diese Frage bedeuten: ob er irgend eine besondere und

ſelbſtändige Kraft im menſchlichen Geiſte ſei, und welche, und von welcher Art? Ob er neben den übrigen Vermögen, wie Verſtand, Vernunft, Gedächtniß u. ſ. w. noch ein Beſonderes ſei, welches dem einen Individuum zukomme, dem anderen nicht. Daß dieſe Betrachtungsweiſe zu keinem wirklichen Reſultat führt, haben wir in den verſchiedenen früher gegebenen Aufſätzen bereits mehrfach zu beweiſen geſucht. Es würde nicht ſchwer fallen, den Beweis durch das vorliegende Beiſpiel zu verſtärken. Denn im beſten Falle und der Wahrheit gemäß würde man ſagen müſſen, der Tact beruhe zugleich auf dem Verſtand, dem Gefühl und der Einbildungskraft; auch das Gedächtniß und ſelbſt das Willensvermögen dürfte nicht ausgelaſſen werden. Das hieße dann alſo nichts Anderes als: wenn Einer Verſtand, Gefühl ꝛc. beſitzt, dann hat er auch Tact, und das hieße wieder gerade ſo viel, als wenn man ſagte: wenn Einer ein Menſch iſt, ſo hat er Tact. Wenn man aber meinte: nein, nur wenn er eine gewiſſe Art des Verſtandes, eine gewiſſe Art des Gefühls u. ſ. w. beſitze, dann habe er Tact, ſo hat man in der That gar nichts mehr geſagt als: wenn Einer Tact hat, ſo hat er Tact.

Wollen wir irgend eine Erſcheinung des Seelenlebens erkennen und erklären, d. h. auf ihre Bedingungen zurückführen, ſo müſſen wir vielmehr das eigentliche Geſchehen im Geiſte aufſuchen, die Prozeſſe, welche bei derſelben ſtattfinden. — Wir ſchicken eine Bemerkung voraus, welche die folgende Erläuterung faßlicher machen und bewähren wird.

Die meiſten Menſchen werden behaupten, der Tact ſei etwas durchaus Unbeſtimmtes, Specifiſches, nur an ſich ſelbſt Erkennbares; er ſei eben etwas Beſonderes, eine Eigenthümlichkeit der Seele, die mit allen übrigen wenig gemein habe und noch weniger aus ihnen abzuleiten ſei. Wenn ſie ſich

nämlich auf Handlungsweisen besinnen, welche man als tactvoll bezeichnet, so finden sie, daß wir uns des Grundes für dieselben nicht bewußt sind; der Tact also ist eine durchaus unbewußte, dunkle, jedoch vernehmbare Stimme, eine Art Dämonion, welche uns sagt, dies und das zu thun oder zu unterlassen; Gründe aber gibt sie uns nicht. Denn wenn wir für irgend eine bestimmte Handlung auch bestimmte Gründe haben, um deren willen wir sie thun, so schreiben wir sie eben dann nicht mehr dem Tacte zu, sondern dem Verstande, der Klugheit, der Sittlichkeit u, s. w. Gerade das, wofür wir keinen bestimmten und bewußten Grund haben, wovon wir aber dennoch bestimmt wissen, daß es angemessen oder unangemessen ist, das schreiben wir dem Tacte zu. Eben daher komme es auch, daß der Tact sich nicht lehren und überliefern lasse, daß es keine Regeln desselben gebe; er sei also eine in ihrer Art eigenthümliche und obendrein gänzlich individuelle Begabung des Menschen, welche man sogar als angeboren ansehen müsse.*)

In dieser Ansicht sind zwar die Folgerungen falsch, die Thatsachen aber ganz richtig, und wiewohl sie demnach eine irrige ist, kommt man mit ihr der Wahrheit doch weit näher als diejenigen, welche mit der Erklärung aus einem oder mehreren Seelenvermögen gleich bei der Hand sind. Dies wird sich aus der folgenden Entwickelung von selbst ergeben.

Wir haben gesehen, daß der Tact zunächst in einer umsichtigen Aufmerksamkeit auf alle Verhältnisse des augenblicklichen Handelns besteht. Worin aber liegt das Eigenthümliche der zum Tacte gehörigen Aufmerksamkeit? ist sie von

*) Wie man denn auch alles Unbewußte als instinctiv und den Instinct als angeboren zu betrachten pflegt, obwohl beide Gleichungen nur zum Theil der Wahrheit entsprechen.

der gewöhnlichen verſchieden? In der That findet ein höchſt weſentlicher und pſychologiſch bedeutſamer Unterſchied ſtatt. In dem Bereiche deſſen, was man Tact nennt, bezieht ſich die Rückſicht, welche unſer Handeln und Benehmen leitet, auf ſolche Verhältniſſe, deren wir uns nicht klar bewußt ſind, die nicht deutlich in unſer Bewußtſein kommen, während ſie dennoch auf die Beſtimmung unſeres Handelns einwirken. Dies muß näher erklärt werden. Von dem Zuſammenwirken bewußter und unbewußter Elemente im pſychiſchen Prozeß iſt im 2. Bande (S. 227ff.) ausführlich die Rede geweſen; hier wird es deshalb genügen, auf einige weſentliche allgemeine Züge hinzuweiſen, die in demjenigen geiſtigen Geſchehen, welches wir ein tactvolles nennen, wiederkehren.

Vor Allem iſt an die bekannte Thatſache zu erinnern, daß die wichtigſten Prozeſſe unſeres Innern gänzlich unwillkürlich, ohne unſere Abſicht vor ſich gehen. Die Geſetze der Geſellung, der Verſchmelzung und Complication, der Vereinigung und Verknüpfung, demnach die Reihenbildungen verſchiedenſter Art und die entſprechende Reproduction vollziehen ſich durchaus ohne abſichtliches Zuthun unſeres Selbſt. Es fehlt viel daran, daß die Wirkung dieſer Geſetze ein Geringes in unſerem Geiſte ausmachen; vielmehr beruht alles Wiſſen und Erkennen, alles beſtimmte Wollen und Fühlen grade darauf. Wohl ſind wir im Stande, nach eigener Abſicht unſere Aufmerkſamkeit innerlich wie äußerlich hierhin und dorthin zu lenken, dies und jenes zum Gegenſtande unſeres Nachdenkens zu machen, uns über ein Gebiet des Wiſſens mit Abſicht zu orientiren, d. h. alle die Vorſtellungen, die wir darüber in unſerer Seele haben, zu ſammeln und zu ordnen; aber weder kann dies abſichtliche Thun, wenn man ſeinen Umfang genau erwägt, auch nur im Entfernteſten mit dem verglichen werden, was die Seele in

jedem Moment absichtslos vollzieht, so gering ist es; noch auch würde das absichtliche Thun des Geistes irgend dem wirklichen Geschehen ähnlich von Statten gehen, wenn nicht jenes unwillkürliche Thun ihm zur Basis diente, wenn nicht die gesetzmäßige Bewegung der Vorstellungen das Fundament wäre, worauf der Geist mit Absicht fortbaut, oder richtiger das Organ wäre, welches die Willkür nur in Bewegung setzt. In der That, jedes willkürliche Sinnen, Denken und Reflectiren ist nichts anderes als eine Beherrschung und Handhabung derjenigen Bewegungsgesetze, die sonst auch ohne Absicht fortwährend wirksam sind. Die Seele eines jeden Menschen würde ein wüstes Chaos sein, wenn die Ordnung in ihr erst durch absichtliche That hergestellt werden sollte; die hunderttausend Vorstellungen, welche ein beschäftigter Mensch in wenigen Tagen in sein Bewußtsein aufnimmt, sie würden einen unsäglichen Zeitaufwand erfordern, wenn sie sich nicht ganz von selbst an einander reihten, nach Zeit, Ort und Inhalt. Hegel hat die Sache auf den Kopf gestellt, als er von dem Gesetz der Ideenassociation schlecht sprach; seine Behauptung (Encyclop. 3. Aufl. § 455), daß die „Intelligenz" selbst die Attractionskraft der Vorstellungen sei, ist eine bereits hinlänglich widerlegte; er scheint in der That eine absichtliche Wirksamkeit der Intelligenz anzunehmen, wenn er sagt: „das mit sich identische Ich, welches durch seine Erinnerung ihnen (den Vorstellungen) unmittelbare Allgemeinheit gibt und die einzelne Anschauung unter das bereits innerlich gemachte Bild subsumirt." Er vergißt, daß eben das innerlich gemachte allgemeine Bild erst entstehen muß durch jene Gesetze; daß ferner die Subsumtion gar nicht bloß nach dem allgemeinen Bilde — was Sache der Intelligenz sein könnte — sondern nach gar vielen Richtungen hin, wie Zeit, Ort, ästhetische und ethische Bezüge u. s. w. stattfindet.

Die Intelligenz würde zur Beantwortung irgend einer Frage über einen umfaſſenden Gegenſtand gleich das erſte Erforderniß, nämlich die Vergegenwärtigung aller der Vorſtellungen, um die es ſich handelt, und aller derer, welche pro und contra ſprechen, gar nicht oder nur unendlich ſchwer und langſam erfüllen können, wenn nicht jene Geſetze der Reproduction von ſelbſt wirkſam wären und in Thätigkeit träten, ſobald unſere Aufmerkſamkeit bei irgend einem Gegenſtande verweilt. Das iſt das Größte und Vorzüglichſte an dem Mechanismus der Vorſtellungen, daß der Geiſt ihn mit ſeiner Abſicht nur in Bewegung zu ſetzen braucht und er dann von ſelber fortwirkt; ſtatt deſſen würde, wenn die Intelligenz ſelbſt die Bewegung der Vorſtellungen bewirken ſollte, es ſo ſein, als wenn Jemand an einer Uhr nicht bloß die Feder aufziehen, ſondern den Pendel mit der Hand fortwährend bewegen müßte; die Zeit, welche erkannt werden ſoll, würde ſelbſt damit verloren gehen. —

Es iſt eben mit der Wirkſamkeit des Menſchen innerhalb des Geiſtes kaum anders als mit ſeiner Einwirkung auf die Natur; der Menſch muß nach Plan und Abſicht pflügen, ſäen und eggen, aber das Wichtigſte, das Wachsthum, erfolgt allein durch die Wirkung der Naturkräfte.

Demnächſt iſt die einfache und leicht zu prüfende pſychologiſche („Enge des Bewußtſeins“ genannte) Thatſache zu beachten, daß wir in jedem einzelnen Moment des Denkens nur eine geringe Anzahl von deutlichen Vorſtellungen in unſerem Bewußtſein gegenwärtig haben; wir können in jedem Augenblick nur eine kleine Reihe von Begriffen klar und bewußt denken. Wenn wir etwa ein Gedicht auswendig gelernt haben, alſo die ganze lange Reihe der Vorſtellungen feſt und ſicher in unſerer Seele beſitzen, ſo können wir ſie doch nicht

in Einem Zeitmomente im Bewußtſein gegenwärtig halten; recitiren wir es, ſo werden wir die zweite Strophe nicht zugleich mit der erſten im Bewußtſein haben; wenn aber die zweite Strophe deutlich und bewußt vor unſerer Seele ſteht, ſo daß wir ſie herſagen, wird die erſte ſicherlich nicht mehr in gleicher Weiſe bewußt vorhanden ſein. Alle übrigen Vorſtellungen ſind zwar auf irgend eine Weiſe *in unſerer Seele*, nur daß ſie *nicht in unſerem Bewußtſein*, ſondern, um einen techniſchen Ausdruck zu gebrauchen, unter der Schwelle deſſelben ſich befinden. Damit hängt nun ferner zuſammen, daß, wenn wir eine größere Anzahl von Vorſtellungen in irgend einem Zeitmoment im Bewußtſein haben, dieſelben deſto dunkler, unklarer und undeutlicher ſein müſſen; je geringer ihre Anzahl dagegen iſt, deſto klarer, deutlicher und heller ſind ſie. Ferner: eine jede Vorſtellung, welche entweder von außen durch die Sinne oder von innen durch die Erinnerung in unſer Bewußtſein treten ſoll, bedarf eines gewiſſen, wenn auch geringen Zeitaufwandes dazu, ſich mit den bereits vorhandenen Vorſtellungen ins Gleichgewicht zu ſetzen, ſie aus dem Bewußtſein zu verdrängen oder neben ihnen als klare und bewußte zu beſtehen. Wenn nun eine große Menge von Vorſtellungen, ſei es von außen oder von innen, zu gleicher Zeit ins Bewußtſein zu kommen ſtreben, ſo werden wir von den vielen entweder gar keine oder nur wenige im Bewußtſein haben, ſie werden entweder gar nicht oder nur flüchtig zu unſerem Bewußtſein gekommen und ſogleich wieder daraus verdrängt ſein; zwar werden zuweilen Bilder, aber nur flüchtige, unhaltbare, vorüberſchwebende und halb unbewußte in uns entſtehen.

Alle dieſe einfachen pſychologiſchen Geſetze hat wohl Jeder an ſich erfahren, man kann ſich auch experimentell davon überzeugen.

Aber noch ein anderes, nicht minder bekanntes psychologisches Gesetz haben wir zu bezeichnen, um unsere Erklärung abgeben zu können. — Sowohl ohne, als besonders mit unserer Absicht ruft eine jede Vorstellung, welche deutlich in unserem Bewußtsein sich befindet, alle übrigen, welche mit ihr irgend in Verbindung und Beziehung stehen, die wir jemals gedacht haben, ins Gedächtniß, d. h. sie bewirkt, daß auch diese ins Bewußtsein zu treten streben. Für den Eintritt aber, sowohl der unmittelbar erinnerten, wie der mit ihnen verbundenen Vorstellungen ins Bewußtsein kommt der Zeitaufwand in Betracht, welchen derselbe erfordert.

Denke man sich einen Menschen in einer Gesellschaft. In jedem Moment, wo er derselben ganz angehört, wird er eine deutliche Vorstellung von sämmtlichen anwesenden Personen haben; will er sich am Gespräch betheiligen, so wird er dessen Inhalt und alle dahin einschlagenden Gedankenreihen für und wider im Geiste gegenwärtig haben müssen. Schon ohne alle Absicht, zumal aber bei dem Vorsatze, Rücksicht zu haben, daß keiner der Anwesenden irgend verletzt werde (was möglicherweise bei jeder Wendung des Gesprächs geschehen kann), müssen in jedem Augenblick alle diese Vorstellungsreihen, welche sich an jedes Mitglied der Gesellschaft knüpfen, die Gedanken aller der inneren und äußeren Verhältnisse, worin sie sich befinden, der Ereignisse, welche sie erlebt haben, in das Bewußtsein desselben zu kommen streben; das aber ergibt für einen winzigen Zeittheil eine Unsumme von Vorstellungen, und diese können nur sehr schwach und dunkel in der Seele erscheinen, nur flüchtig und vorüberschwebend im Bewußtsein auftreten. Wenn nun Jemand alle die, auch nur in diesen flüchtigen, durch das Bewußtsein hindurchgleitenden Vorstellungen enthaltenen Verhältnisse durch eine pfeilschnelle

Aufmerksamkeit beachtet, wenn er eine solche Reizbarkeit und Gewissenhaftigkeit besitzt, daß auch über jene flüchtigen Keime eines Bewußtseins sein Urtheil ergeht und seine Handlung darnach bestimmt wird, mit Einem Wort: wenn auch die kaum ins Bewußtsein gekommenen Vorstellungen ebenso auf das Urtheil und den Entschluß des Menschen wirken, wie die klaren und bewußten Vorstellungen, dann hat er Tact.

Die große Bedeutung, welche das Verhältniß der Dauer zum Inhalt bei einem geistigen Vorgange hat, ist in den letzten Jahren Gegenstand einer vielseitigen, namentlich physiologischen Forschung gewesen. Die Messungen, welche man vorgenommen hat, beziehen sich indessen einstweilen vorzugsweise auf einfache und deutliche Empfindungen und auf dasjenige Verhältniß ihrer Dauer und Stärke, welches sich durch Bewegungen kundgibt, in denen die Wahrnehmung reflectirt. Von diesen äußerst werthvollen Forschungen müssen wir hier absehen; aber ich habe darauf hingewiesen, um den Ausdruck der Hoffnung daran zu knüpfen, daß man in künftigen Zeiten die Analyse der geistigen Prozesse noch viel feiner und vollkommener ausführen und dann namentlich auch die Summe der kaum oder gar nicht bewußten Elemente in Rechnung bringen wird, welche dennoch in einem Act der Mitschwingung ihren Antheil an einem seelischen Erfolge innerhalb des Bewußtseins haben.

Wenn Herr von Bär geglaubt hatte, die seiner Zeit noch sehr schlichten Messungen Valentins, wonach eine sinnliche Wahrnehmung $^1/_{30}$—$^1/_{15}$ Sec. erfordern sollte, berichtigen und statt dessen annehmen zu müssen, daß sie $^1/_6$—$^1/_{10}$ Sec. brauche: so wissen wir heute durch viel genauere Messungen, daß jene beiden Maße richtig gefunden sein können, daß aber das eine oder das andere stattfindet, je nachdem das rein geistige

Moment der Apperceptionsthätigkeit in die sinnliche Wahrnehmung eingreift oder nicht. (Vgl. L. d. S. Bd. II S. 50 f.) Der Inhalt unseres wirklichen und verwickelten geistigen Lebens aber, unsere Vorstellungen und Begriffe, beruhen auf einer solchen Anhäufung und Verdichtung der ursprünglichen Elemente derselben, daß in einem solchen kleinen Zeittheil für einen geistig hochentwickelten Menschen große Summen psychischer Elemente mit ins Spiel des Prozesses kommen. Das Uebergewicht des Geistigen in der steigenden Entwickelung des Menschen macht sich auch in Bezug auf die Verkürzung des Zeitmaßes (in dem Verhältniß von Act und Inhalt) auf eine fast erstaunliche Weise geltend. Ich erinnere zur Verdeutlichung dieses überaus wichtigen Gedankens an einige Beispiele aus Leben und Dichtung; zunächst an eine solche Thatsache wie die im zweiten Bande S. 323 f. angeführte, daß eine Vorstellung wie der „Goldton" in Bezug auf Tizianische Bilder gedacht wird; da kommt eine große und beziehungsreiche Masse von Anschauungen ins Spiel, welche vereinigt im flüchtigsten Moment und wahrscheinlich fast ebenso schnell gedacht wird, wie die Wahrnehmung eines Tons oder einer Farbe. Eine Dame sagte neuerdings in Bezug auf den Helden eines Romans, dessen Alter von Zeit zu Zeit chronologisch genau vom Dichter angegeben ist: „er kommt mir immer älter vor — etwa um 10 Jahre;" nun überlege man sich genau, welch eine unsägliche Summe von Anschauungen zunächst aus der Darstellung dieses Helden, dann aber noch mehr aus dem Leben vieler Personen, welche die Proportionen zwischen ihren Handlungen und ihrem Lebensalter auf den verschiedenen Stufen derselben begründen, in dem kurzen Moment der Schöpfung dieses Urtheils durch die Seele der Dame gezogen sind. — In gutem Andenken steht bei dem Leser des ersten

Bandes die köſtliche Erzählung Sternes von der letzten Stunde Lefevres, welche (ſ. S. 307 daſ.) mit den Worten ſchließt: „er ſah hoffnungsvoll meinem Onkel in das Geſicht; dann warf er einen Blick auf den Knaben, und dieſes Band, ſo fein es war, wurde niemals zerriſſen.“ Die ethiſche Tiefe dieſes Blicks wird von der pſychologiſchen Fülle deſſen, was hier in des Wortes ſtrengſter Bedeutung in einem Augenblick die Seele bewegt, faſt noch übertroffen.

Von der nächſten Beziehung zu unſerem Gegenſtande iſt endlich eine Bemerkung Balzacs (in la fausse maîtresse, S. 230), welche zwar durch ihre begründenden und beſchränkenden Nebenläufe zu mancherlei intereſſanten Streitfragen Anlaß bieten könnte, in ihrer Hauptrichtung aber das Ziel vollkommen trifft:

„Der Marquis von Rouguerolles und ſeine Schweſter wechſelten bei den Worten Clementinens einen eigenthümlichen Blick, der ihre Nichte, Graf Adam und Pay ſtreifte. Es war eine jener ſchnell vorübergehenden Scenen, wie ſie nur in Italien und Paris möglich ſind. Außer in den Hofkreiſen verſteht man nur hier ſo viel mit einem Augenaufſchlag zu ſagen. Die Kunſt, den ganzen Inhalt einer Rede, eines Gedichts oder einer Tragödie in einen Blick zu legen, erlernt ſich nur unter dem Einfluſſe der äußerſten Knechtſchaft oder der unbeſchränkteſten Freiheit.“

Wie dieſe Beiſpiele zeigen, ſind die Summen von Vorſtellungsinhalten, welche durch den Prozeß der „Verdichtung“ und vollends der „Vertretung“ auf unbewußte Art in Mitwirkung gezogen werden können, ſo ungemein groß, daß man auf den erſten Blick an das Fehlen jeglicher Schranke denken könnte. Dies iſt natürlich eine Täuſchung; eine Täuſchung, welche am meiſten zu der Meinung beigetragen haben

kann, daß der Geist überhaupt von der Zeit wie vom Raum völlig unabhängig sei.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir, wie schwer sie auch sein mag, uns der Messung auch dieser Größen allmählich nähern werden, und daß sie von großem Werthe für die psychologische Einsicht in die höheren Prozesse der geistigen und namentlich der schöpferischen Thätigkeit sein wird. Auch heute schon ist es ungemein fruchtbar, die Abstände zu erwägen zwischen relativ sehr einfachen Vorstellungen, die innerhalb des Bewußtseins oder aus demselben oder in dasselbe sich bewegen, und den stufenweise zusammengesetzteren Gebilden, in denen größere Massen solcher Vorstellungen nach ihrem logischen Werth und ihrer logischen Mitwirkung vollkommen erhalten, für den psychologischen Prozeß aber völlig umgebildet sind. Um Wiederholungen meiner eigenen Gedanken zu vermeiden, verweise ich auf Bd. II S. 229—250, wo die Arten der Ueberwindung jener Enge des Bewußtseins erörtert sind; damit sind dann noch Bemerkungen und Beispiele über Verschiedenheiten im Tempo des Denkens zu vergleichen, die ich in „Ideale Fragen" S. 245 gegeben habe.

Die specifische Bedeutung, der Bestand und der Erfolg aller höheren psychischen Gebilde, deren Handhabung man als „Intelligenz", „sittlichen Charakter", „ästhetischen Geschmack" u. s. w. bezeichnet, besteht darin, daß die einfacheren psychischen Elemente, aus denen sie — wie die organischen aus chemischen — bestehen, in ihnen eine andere Gestalt annehmen, daß sie namentlich in Bezug auf die Geschwindigkeit ihrer Bewegung, infolge ihrer bloßen Mitschwingung außerhalb des Bewußtseins ganz anderen Gesetzen unterworfen sind.*)

*) Einst, wenn die Psychologie diese Gesetze erkennen und mit diesen Größen in der stufenweisen Umbildung psychischen Inhalts rechnen wird,

Demnach besteht nun die psychologische Beschaffenheit des Tactes in Bezug auf das erste Merkmal, nämlich die vielseitige Aufmerksamkeit wesentlich darin, daß er aus einer Operation mit höheren psychischen Gebilden hervorgeht.

Dadurch verwirklicht sich der scheinbare Contrast, daß einerseits eine sehr große Anzahl von Vorstellungen — von Personen, Umständen, Verhältnissen und Rücksichten — zur Mitwirkung gelangen, und andererseits der Prozeß dennoch mit einer unvergleichlich größeren Geschwindigkeit sich vollzieht.

Aus der so erkannten Natur des Tacts ist auch ersichtlich, weshalb man meist hinterher bei Besinnung und Muße sehr gut die Gründe zu finden weiß für das Benehmen, das zur Zeit instinctiv (wie man sagt, d. h. unbewußt) Erfolg des Tactes war oder hätte sein sollen; dieselben Vorstellungen, welche damals flüchtig vorüberrauschten, ziehen jetzt in langsamerem, erkennbarem Gang an der Seele vorüber.

In gleicher Weise ist nunmehr aus der Natur des Tactes klar, woher es kommt, daß die meisten Menschen ihn theils für eine Art von Gefühl, theils für eine ganz besondere, unerkennbare Eigenschaft des Gemüths halten, weil er eben eine Operation des Geistes unter Mitwirkung von unbewußten Vorstellungen ist.*) Endlich ist es auch ganz richtig, wenn

kann auch die Pädagogik zu einer Wissenschaft werden, neben welcher alles, was wir jetzt über „Ausbildung“ des Geistes, über reale und formale Bildung sagen, vielleicht als empirisch ganz zulängliche, aber theoretisch als flüchtige und oberflächliche Rede erscheinen wird.

*) J. G. Kohl in „Am Wege“ S. 46 hebt die bekannte Thatsache hervor: „Selbst eine solche verhältnißmäßig geringfügige Erkenntniß, wie es z. B. die Feststellung der zweifelhaften Jahreszahl eines historischen Factums ist, kann zuweilen nur das Resultat einer Combinirung so complicirter Untersuchungen und feiner Wahrnehmungen sein, daß es dem Kenner unmöglich ist, eine erschöpfende Rechenschaft von allen den Gründen zu geben u. s. w.“ und bemerkt dazu: „Bei Beurtheilung aller Dinge ist die Hauptsache: ein fein ausgebildeter Sinn, ein geübter Tact

man ihn nach der gewöhnlichen Beobachtung als durchaus individuell bezeichnet; nur freilich ist er es nicht in dem Sinne einer besonderen individuellen Anlage in der Seele, sondern nur einer individuellen Wirkung sowohl in dieser Persönlichkeit nach dem Grade der Aufmerksamkeit und Reizbarkeit, als sogar nur für den einzelnen Fall nach dem Grade der gegenwärtigen Wirksamkeit beider; daher kann ein Mensch sehr wohl zuweilen tactvoll und zuweilen tactlos handeln oder auch immer es in manchen Beziehungen sein und in manchen nicht sein. —

V.

Alles Dies aber wird noch deutlicher aus der psychologischen Erklärung des zweiten Elementes des Tactes.

Alles rechte, es sei nun sittlich gute oder schöne Handeln beruht auf einer Uebereinstimmung mit den bezüglichen sittlichen und ästhetischen Ideen, dergestalt, daß irgend eine oder mehrere von den Ideen in derselben eine bestimmte und individuelle Erfüllung und Wirklichkeit finden.*) In psycho-

und Geschmack, den man nur durch lange fortgesetzten und intimen Umgang mit den betreffenden Gegenständen, durch ein allseitiges Eindringen in die Verhältnisse, durch ebenso breite als tiefgehende Erkenntniß und infolge eines umfassenden Wissens erlangt. Ja, in den letzteren Instanzen kann oft nur ein angeborner Instinct oder Tact entscheiden und das den Ausschlag gebende Gewichtchen auf die Goldwage legen.“ Weshalb wir nun aber diese Thätigkeiten nicht einfach als Wissenschaft, Erkenntniß, Vernunft 2c. bezeichnen, sondern als Tact, das sollte oben gezeigt werden, und in erster Linie ist es die starke Mitwirkung unbewußter Vorstellungen, welche den Unterschied herbeiführt.

*) Nicht der Traum ist das Wunder des Seelenlebens, das Räthsel der Psychologie, sondern das Wachen. — Den Traum können wir genügend erklären als das unbeherrschte Spiel des psychischen Mechanismus, zumal wenn wir noch hinzunehmen, daß nicht bloß inhaltliche Vorstellungselemente, sondern auch von den regulativen Principien, durch welche das wache Denken den Mechanismus beherrscht und abändert, flüchtige, ab-

logiſcher Beziehung kann dieſe Gemäßheit und Uebereinſtimmung des einzelnen Handelns mit der allgemeinen Idee auf mehrfache Weiſe zu Stande kommen. Entweder nämlich iſt die Entſchließung zu dieſem beſtimmten Handeln ein Erfolg der freien und bewußten Ueberlegung oder der deutlichen Erkenntniß, daß dieſe ſittliche Idee auf das vorliegende Verhältniß Anwendung zu finden hat. Ein ſolches Handeln nennen wir eine bewußte moraliſche That; dieſer muß eine Erkenntniß des allgemeinen ſittlichen Geſetzes oder der Idee, an und für ſich betrachtet, vorausgehen. Es kann aber zweitens eine ſittliche Handlung ſo zu Stande kommen, daß weder eine abgeſonderte Erkenntniß der moraliſchen Idee vorher ſtattgefunden hat, noch auch eine bewußte Beziehung auf dieſelbe vorhanden iſt. Wir werden dieſe Handlungsweiſe, welche der Jugend ſowohl des einzelnen Menſchen als auch der Nationen eigenthümlich iſt, nichtsdeſtoweniger eine ethiſche nennen. Und gleichviel wie man ſich das Verhältniß des Willens und ſeine Wirkſamkeit im menſchlichen Handeln denken mag: immer werden wir beide Arten des ſittlichen Thuns dem Einfluß der objectiven, für ſich ſeienden Ideen zuſchreiben, welche ebenſo ſehr unbewußt als bewußt auf die Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes wirken.

Zwiſchen den gedachten beiden Arten des ſittlichen Handelns liegt eine dritte, welche in der Erfahrung, d. h. im wirklichen Leben, bei weitem am häufigſten auftritt; nämlich dieſe, daß

---

geriſſene Stücke (ohne folgerichtig und vollſtändig zu wirken —) in den Mechanismus des Traumes eingehen.

Aber jene regulativen Principien des wachen Denkens ſind die Schwierigkeit. Woher kommen ſie? wie wirken ſie? zumal wenn man bedenkt, daß das reflectirende Denken von der beſten, ſchöpferiſchen Thätigkeit auszuſchließen iſt. An dieſer Stelle müſſen wir uns mit einigen Grundzügen begnügen.

zwar eine Kenntniß der schlechthin allgemeinen sittlichen Ideen, wie der des Rechts, des Wohlwollens, der Billigkeit u. s. w., dazu auch die allgemeine Absicht, das einzelne Handeln denselben gemäß einzurichten, vorhanden ist, dennoch aber eine bewußte Beziehung dieses auf jene insofern nicht stattfindet, als es an einer klaren und deutlichen Erkenntniß von der bestimmten Art der Anwendung der Ideen fehlt. Diese nämlich würde eine systematische Anschauung von den logisch geordneten Mittelgliedern zwischen der abstracten Idee und der concreten Handlung voraussetzen; denn aus der allgemeinen Idee ergeben sich zunächst Maximen, aus diesen bestimmte Gesetze, und diese erst finden eine directe Anwendung auf den einzelnen Fall. Statt dessen gehen im sittlichen Leben die psychologischen Ereignisse in den allermeisten Fällen in der Weise vor sich, daß eine unmittelbare, durch kein bewußtes Herabsteigen geleitete Anknüpfung der individuellen Verhältnisse an das allgemeinste Gesetz vorhanden ist. Den Einfluß der allgemeinen Gesetze der Sittlichkeit auf das einzelne Handeln, in welcher Weise er sich auch ereignen möge, nennen wir die Herrschaft der sittlichen Ideen. Sie herrschen über den psychologischen Mechanismus, in welchem nach eigenen, von den Ideen vorerst unabhängigen Bewegungsgesetzen die ganze Masse der Vorstellungen, Begriffe, Antriebe und Begehrungen enthalten und gruppirt ist.

Treten wir nun mit diesen vorbereitenden Betrachtungen an die Erklärung des Tacts, so ergibt sich sogleich als das Wesen desselben, daß er in einer unbewußten Anwendung und Verwirklichung sittlicher und ästhetischer Ideen innerhalb der concreten Lebensbeziehungen besteht. Man kann diese und alle leitenden Ideen gleichsam als Maße und Gewichte betrachten, wonach in der Beurtheilung die Größe des Werthes, in

der Entschließung die Stärke des Motivs jeder einzelnen Handlung bestimmt wird. Wie es aber Menschen gibt, welche eine gegebene Fläche mit bloßem Augenmaß ohne Maßstab auf den Zoll ausmessen, wie andere mit der bloßen Hand, ohne Wagschale, die Schwere eines Körpers wägen können,*) so kann der Tactvolle auch ohne den Maßstock und die Wagschale der Reflexion die Größe und Schwere vorliegender sittlicher und ästhetischer Beziehungen ermessen. Zunächst würde dies freilich noch mit dem unreflectirten ethischen Leben überhaupt zusammenfallen, und in der That kann auch an eine absolute Grenzscheide des Tactes von diesem, der Sache nach, nicht gedacht werden; dennoch müssen wir für ihn einige kennzeichnende Merkmale hervorheben, welche ihm eine, wenn auch unbestimmt, abgesonderte Sphäre zueignen.

Ich will nur vorher ein lehrreiches Beispiel aus Homer anführen. Telemach ist im Begriff, zu Nestor zu gehen; voll Ehrfurcht vor demselben, ebenso wie Yorik vor dem Herzog von Choiseuil und Barfüßele vor dem Bauern, ist er ebenso voll Scheu und Sorge, wie er ihn anreden solle; zwar genießt er den Vorzug, als den vermeintlichen Mentor Athene zur Seite zu haben; indessen reden muß doch er selbst, und er drückt darum seine Besorgniß (nicht wie jene im reflectirenden Selbstgespräch) gegen ihn aus (Odyssee III, 26):

Mentor, wie soll ich denn gehn, wie zuerst anreden den König?
Ungeübt noch bin ich in fertigen Worten der Klugheit,
Auch zu blöd', als Jüngling den edelen Greis zu befragen.
Drauf antwortete Zeus' blauäugige Tochter Athene:

*) Der Verfasser kannte einen Mann, welcher durch Reizbarkeit seines Organismus und Ausdauer der Uebung einen solchen Gewichtstact erlangt hatte, daß er Ducaten mit dem bloßen Zeigefinger zu wägen und die Differenzen bis auf halbe und Viertel-As anzugeben vermochte.

Anderes wird Dein Herz, Telemachos, selber Dir sagen,
Anderes Dir eingeben ein Himmlischer. Nie doch vermuth' ich,
Daß zum Haß der Götter geboren Du seist und erzogen.

Der Gedanke, welcher dem Dichter vorschwebt, und dem er eben auf seine Weise Ausdruck gibt, ist offenbar dieser: Manches wirst Du mit Bewußtsein und Ueberlegung, Manches unbewußt und unwillkürlich, als Eingebung eines „Dämons", vorbringen. Denn Alles, was unbewußt in der Seele entspringt, was nur als ein fertiges Gebilde an das Licht des Bewußtseins tritt, von dessen Werden aber keine unmittelbare innere Wahrnehmung gegeben ist, wie der Traum, die Dichtung, alle ungewöhnliche, hervorragende Thätigkeit wird als Eingebung der Götter gedacht. (Vgl. auch Exodus Cap. 28,3 und 31,1 f.) Beides aber, das Bewußte und das Unbewußte, hat seine Quelle in Geburt und Erziehung.*) Dies ist der zweifellose, aber auch zweifellos dunkle, unbestimmte, gleichwohl tiefe Gedankengang der Dichtung, welcher aber in der Form, die uns vorliegt, vom Dichter appercipirt wird. Die innere Anschauung Homers von dem psychischen Prozeß, um den es sich handelt, ist, auf Erfahrung gegründet, schon ganz dieselbe wie bei Sterne und Auerbach;

*) Wörtlich heißt es eben: Ich glaube nicht, daß Du so gottverlassen oder „ohne Gnade der Götter" geboren oder erzogen bist. Bei Auerbach sagt Barfüßele: „Ich weiß nicht, wie ich die Füße setze, sie thun's allein (ein Dämon gibt es ein, sagt Homer) . . . Genug, jetzt laß kommen, was kommen will; ich bin ja auch dabei." Und es lag noch mehr als diese ausgesprochene Zuversicht in ihrem Wesen; sie hatte nicht umsonst von Kindheit an Räthsel gelöst und von Tag zu Tag mit dem Leben gerungen. Die ganze Kraft dessen, was sie geworden, ruhte still und sicher treffend in ihr.

Der alte und der neue Dichter schauen das Wesen und die Quelle des Tactes, der in dem gegebenen Fall zur Erscheinung kommt, auf eine schier gleiche Weise an; nur die Vorstellungen, durch welche sie den Inhalt dieser Anschauung appercipiren, sind von einander verschieden.

nur die Vorstellung, in der er sie erfaßt, ist die mythisch objectivirte.

Wir unterscheiden deshalb zunächst den „natürlichen Tact" von dem „feinen", um daran den Unterschied festzuhalten, daß entweder a) ein Erfassen des Gesetzes ohne abstracte, abgesonderte und bewußte Kenntniß, auch ohne Uebung in der Anwendung desselben stattfindet, dergestalt, daß mit dem individuellen Fall für diese Person das Gesetz entspringt; oder b) daß eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende, zwar unbewußte, aber doch genaue, scharfe, stark individualisirte (casuistische) Anwendung des vorher bewußten Gesetzes zu Stande kommt.

Erinnern wir uns, daß auf allen Gebieten des geistigen Lebens die Gesetze, die es regieren sollen, in Wirksamkeit sein können, sowohl bevor sie den Menschen überhaupt (oder diesem Menschen insbesondere) zum Bewußtsein gekommen sind, als auch nachdem sie zur Erkenntniß gekommen, ohne daß man sich gegenwärtig ihrer erinnert, d. h. also, ohne daß sie als bewußte Elemente in das geistige Geschehen eintreten. Bevor Aristoteles die Regeln des logischen Denkens aufgefaßt hat, sind sie von den Menschen angewendet worden; er hat die Regeln nicht geschaffen, sondern nur gefunden; auch heute noch ganz ebenso wie vor der Entdeckung des Aristoteles wenden die meisten Menschen die Regeln der Logik an, ohne sie zu kennen. Wir unterscheiden also die Seelenzustände, ob Jemand 1) als Kind, als ungebildeter, unentwickelter Geist überhaupt noch nicht logisch zu denken im Stande ist, also die objectiven Formen des logischen Denkens in ihm überhaupt noch nicht vorhanden sind, oder ob er 2) zwar logisch richtig denkt, also sein Denkprozeß nach den Formen, welche die Logik als Wissenschaft kennen lehrt, sich vollzieht, und dennoch von eben

dieſen Formen und Geſetzen, die in ſeiner Seele wirken, durchaus kein Bewußtſein hat, oder daß er 3) dieſe logiſchen Prozeſſe nicht bloß vollzieht, ſondern die Formen, die er dabei anwendet — aus eigener Entdeckung oder nach Anleitung eines anderen Denkers — auch erkennt und ſich ihrer bewußt wird.

Im wirklichen Leben finden wir nun aber, daß auch derjenige, welcher (nach 3) die deutliche Erkenntniß der in ſeinen Prozeſſen herrſchenden Geſetze gewonnen hat, ſich derſelben keineswegs in jedem nachfolgenden einzelnen Prozeß auch immer bewußt iſt. Ja man preiſt als die vollkommenſte Wirkung der Erkenntniß von Geſetzen mit Recht, daß ſie wieder vergeſſen werden, daß ſie dem Bewußtſein entſchwinden, aber dennoch in der Anwendung befolgt werden.

Dieſer Gedanke iſt vielleicht noch leichter an dem Beiſpiel der Sprache und der in ihr herrſchenden grammatiſchen Regeln deutlich zu machen. Die Sprachen ſind längſt vollkommen entwickelt, bevor eine abgeſonderte und bewußte Erkenntniß ihrer Formen, d. h. eine Grammatik als Wiſſenſchaft oder als bewußte Kenntniß ihrer Regeln entſteht. Aber auch wer ſich die Kenntniß dieſer Regeln der eigenen Sprache durch die Schule angeeignet hat, vergißt dieſelben wieder; ſeine Sprache wird jetzt in Bezug auf Correctheit, d. h. Uebereinſtimmung mit den grammatiſchen Vorſchriften, vielleicht feſter und ſicherer, aber er wird ſich dieſer Regeln bei ihrer concreten Anwendung keineswegs bewußt ſein. Die Grammatik in ihrer abſtracten Form von Geſetzen iſt vergeſſen; aber die Geſetzlichkeit, die grammatiſche Schulung des Geiſtes bleibt und wirkt und leitet die correcte Rede.

Ethiſche und äſthetiſche Geſetze ſind freilich noch viel ſchwerer zu erfaſſen, als grammatiſche Regeln; die Art ihres Verhaltens aber zu dem einzelnen Fall ihrer Anwendung iſt

psychologisch betrachtet fast die gleiche. Nur die wesentliche Mitwirkung des Gefühls muß allerdings als ein unterscheidendes Merkmal erwähnt werden. Was man dagegen Sprachgefühl nennt, ist nur eine uneigentliche Bezeichnung für die unbewußte Anwendung von Regeln, welche so schwierig und verwickelt sind, daß man eine bewußte Erkenntniß entweder noch gar nicht besitzt oder nur mit großer Mühe zur Anwendung bringen könnte. Ohne Ausführung des Gedankens (welche zu weitschweifig werden müßte) ist nur zu wenig damit gewonnen, sonst würde ich sagen: correctes, grammatikalisches Sprechen ohne reflectirte Anwendung der grammatischen Regeln beruht auf dem natürlichen Tact in der Sprache; der feine Tact aber ist die Quelle des Stils.

Auch der natürliche Tact hat deshalb wenigstens für dieses Individuum etwas Schöpferisches. Denn man darf nicht vergessen, daß auch die bekannten, von Anderen mit Bewußtsein erfaßten ästhetischen und ethischen Ideen in jeder Person nach ihrem wesentlichen Gehalt wieder erst entstehen müssen, und zwar aus derselben ursprünglichen Quelle, aus welcher sie bei früheren Geschlechtern ursprünglich entstanden sind. Von einer eigentlichen Ueberlieferung dieser idealen Elemente kann, wie wir im 2. Bande bereits erörtert haben (s. S. 185) schlechterdings nur in dem Sinn die Rede sein, daß zur eigenen und ursprünglichen Entstehung derselben Anlaß und Anleitung gegeben wird.

Es begreift sich deshalb auch vollkommen, daß die schöpferische Seite des natürlichen Tactes auch in einfachen, wenig ausgebildeten Menschen zu Tage treten kann; ja daß man eben deshalb in der Hütte antreffen kann, was man im Palast oft vermißt.

Festgehalten, daß alle Maßbegriffe, die wir hier anwenden,

nur relativ sind, kann man sagen, daß das erste Element des Tactes, die große Regsamkeit der Vorstellungselemente, die Energie der Mitschwingung und die Schnelligkeit des Tempos in ihrer Bewegung auf Vererbung,*) Erziehung und Uebung beruht, daher auch an Höfen, in Großstädten, bei lebhaften Völkern mehr angetroffen werde; das zweite aber, das concrete Finden der ethischen und ästhetischen Vorschrift, die hier und jetzt zu erfüllen ist, beruht auf der natürlichen und schöpferischen Quelle der Gesinnung im Gemüthe des Menschen. —

Schier sirenenhaft locken hier die verschiedenen Gegensätze des natürlichen und künstlichen Denkens, des angeborenen und anerzogenen, des durch Erziehung, also Kunst in der eigenen Generation erworbenen und auf die nächste vererbten, bei dieser zweiten also als ein Natürliches auftretenden Prozesses; sie alle fänden an der Frage des Tacts ein vorzügliches Beispiel; ihre Erörterung würde die größten Fragen in diesen engen Rahmen ziehen, also ein Unmögliches oder ein völlig Unschickliches zu leisten erfordern. Nur die Thatsache, daß auch an diesem Punkte alle letzten Schwierigkeiten der Erkenntniß sich zusammenfinden, wollte ich zum Bewußtsein bringen, und das Eine nur noch erwähnen, daß von allen jenen Gegensätzen deren keiner ein absoluter ist, keiner für die Praxis des Lebens und für die Pädagogik so wichtig ist als der eine, den ich noch nennen will, nämlich der des Wissens und der Gesinnung. Der natürliche Tact ist so sehr ein Erzeugniß oder vielmehr ein Ausdruck der Gesinnung, daß nicht nur das zweite Element desselben, nämlich das sittliche und ästhetische Urtheil, das sich in der Handlung kund gibt, fast ganz davon abhängt, sondern auch das erste, nämlich die Regsamkeit der Vorstellungsmassen, in ihr einen der stärksten Hebel besitzen kann.

*) In Bezug auf diese bitte ich jedoch Bd. II S. 213 zu vergleichen.

Gleichviel ob man es in Bezug auf die Hoffnung für die Zukunft der Menschen als eine beglückende oder in Bezug auf die Beurtheilung der durchschnittlichen Gegenwart als eine betrübende Thatsache ansehen mag, es bleibt auf alle Fälle eine wahre Thatsache, daß von der Wirkung der Ideen auf ein Gemüth, von der Gesinnung, die es erfüllt, nicht bloß die treffende Anwendung der Ideen auf das eigentliche Handeln abhängig ist, sondern daß auch die rein mechanischen Prozesse der Vorstellungen aus der Herrschaft der sittlichen und ästhetischen Ideen am meisten Triebkraft und Richtung empfangen. Alles Uebrige in dem psychischen Mechanismus gleichgesetzt, wird der Erfolg desselben sich wesentlich anders gestalten, je nachdem ein egoistisches oder ein ideales Interesse ihn in Bewegung bringt.

Die unreflectirte, aus den Anlässen, die das Leben bietet, hervorgehende, von der persönlichen Gesinnung geleitete Handlung auf der einen Seite und die reflectirende, an der Hand der logisch ordnenden, genetisch analysirenden Methode arbeitende Wissenschaft auf der anderen Seite bereichern und entwickeln den Gehalt der Ideen. Zwischen beiden steht die Dichtung, welche durch ihre schöpferischen Apperceptionen bald durch Erfassen neuer idealer Keime gleich der wirklichen Lebensthat, bald durch Befestigung und Erhöhung ihrer Bildungsfähigkeit gleich der wissenschaftlichen Denkarbeit über die vorhandenen und gegebenen Regeln und Formen des Idealen zu reicheren Vorschriften oder tieferen Motiven desselben hinleitet.*)

*) Auch bei den plastischen Künsten hat man die Wirkung mit Recht hervorgehoben: den Blick des Menschen für die Naturwesen und ihre Bewegung zu schärfen, die Anschauung derselben zu klären, zu vertiefen und zu bereichern; nur darf man darin nicht den letzten oder vollends den einzigen Zweck der Kunst erkennen wollen.

Aber auch ohne Wissenschaft und Dichtung wahrhaft schöpferisch ist der, wie wir ihn in Anlehnung an den Sprachgebrauch bezeichnet haben, *feine* Tact. Er führt in den gegebenen Fällen, die das Leben darbietet, über die erkannten und gleichsam codificirten Gesetze der (ethischen und ästhetischen) Idealität durch *neue*, *feinere* und *combinirte* Anwendung derselben hinaus. Auch hier ist im Anfang (nämlich jedes Fortschritts) die That. Die Mannigfaltigkeit der Lebenserscheinungen, die Verflechtung der persönlichen wie der sachlichen Verhältnisse bringt Fragen der Idealität auf die Bahn und durch die Leistung eben des feinen Tactes zur Entscheidung, auf welche die methodische Reflexion auch der Wissenschaft nicht hinführt. Dies ist gewissermaßen die Weihe, welche die Zufälligkeit aller vereinzelten Lebensereignisse empfängt, daß auch sie der Fortbildung der allgemeinen und wissenschaftlich faßbaren Idee dienen; daß sie durch die ideale Form, welche sie annehmen, zugleich zur idealen Norm sich gestalten, daß sie also nicht bloß Erfolge, sondern Quellpunkte der fortschreitenden Idealität sind.

Leichter ist's, die sittlichen und ästhetischen Ideen zu erkennen, als ihre Anwendung auf concrete Lebensverhältnisse auch nur theoretisch zu finden,*) geschweige praktisch zu vollziehen; vollends dann, wenn es sich darum handelt, die rechte Mitte in der Verwirklichung mehrerer von einander abweichender

*) Ein Beispiel. In einem Concertsaal: Je näher mir ein Bekannter steht, auf desto größere räumliche Entfernung im Saal kann ich ihn grüßen; je ferner er mir gesellig oder im Range steht, desto näher muß er mir im Raume sein, um meinen Gruß an ihn zu adressiren. Was ist das?

Wenn man meinte, Gruß in die Ferne sei ein Zeichen von Vertraulichkeit, deshalb gegen Fremdere unstatthaft, so hieße dies nur die Frage für eine Antwort ausgeben.

Ideen, gleichsam die Diagonale im Parallelogramm der idealen Triebkräfte zu finden, und mit Recht bezeichnet man daher diese Kunst mit einem eigenen Namen als Tact. Dazu kommt, daß dieser besonders von denjenigen Lebensverhältnissen ausgesagt wird, in welchen das zuerst besprochene Element mitwirkend ist, also da, wo auch die Thatsachen, auf welche die Ideen bezogen werden sollen, nur in der allerflüchtigsten Erkenntniß beobachtet sind.

Längst hat man im Dienste der Pädagogik zu Nutz und Frommen der Ausbildung beider Elemente des die Idealität fortbildenden Tactes erkannt, was ich hier am liebsten mit den Worten Gottfried Kellers aussprechen will: „Ich halte dafür, sagt er, daß die Kenntniß recht vieler Fälle und Gestaltungen jungen Leuten mehr nützt als alle moralischen Theorien; diese kommen erst dem Manne von Erfahrung zu, gewissermaßen als eine Entschädigung für das, was nicht mehr zu ändern ist.“ Darauf beruht ja auch der unersetzliche Werth, den die biblischen Schriften für unsere Jugend haben, Homer für die Griechen hatte und auch für uns hat, um die Flamme sittlich-religiöser Erleuchtung und Erwärmung dadurch in den Seelen der Kinder zu entzünden. Dem Erwachsenen aber soll die Schule des Lebens die Fülle der Gestaltungen zeigen oder vollends die fein verzweigte Eigenart der Forderungen stellen, an denen die Reife und der Reichthum der idealen Lebensanschauung zur Entwickelung kommt.

Es ist, bei der hohen Bedeutung, welche es für beide Seiten hat, wohl der Mühe werth, noch ein wenig bei diesem Verhältniß von Leben und Wissen zu einander zu verharren.

Nicht die Realität als solche und an sich (d. h. die reale Wirklichkeit als unterscheidendes Merkmal von dem bloß Gedachten und in diesem engeren Sinne Idealen) ist der

charakteristische Vorzug der wirklichen Lebensereignisse, sondern die Beschaffenheit derselben als Brutstätte, als Quellpunkte der Idealität selbst. „Wahrheit ist seltsamer als Dichtung;" Wirklichkeit ist reicher, feiner, überraschender an Originalität als die Phantasie der Wissenschaft.*)

Zwar nicht der einzelne Fall — vollends nicht jeder einzelne Fall — führt gleich zu einem Fortschritt der in ihm realisirten Idee; aber viele einzelne Fälle, in leisen Variationen sich bewegend, enthalten zunächst objectiv eine Umbildung der idealen Form: das feine Ohr der Dichtung und der Wissenschaft hört daraus die neue Weise des Anschauens, der Empfindung, der Gesinnung in Bezug auf das in Frage stehende besondere Gebiet. Diese Betrachtung klärt sich leicht vor unsern Augen auf, wenn wir eins jener Gebiete als Beispiel nehmen, in denen die Wissenschaft eine fest geordnete Anwendung auf das Leben findet. Denken wir nämlich an das Rechtsleben und das Rechtswissen; es wird genügen, mit den flüchtigsten Linien auf die Analogie hinzudeuten. Auf der einen Seite stehen die rechtstragenden und rechtsfragenden Personen mit ihrem Gebahren und ihrem Gestalten realer Rechtsverhältnisse und idealer Gesinnungen, die sich auf dieselben beziehen; auf der anderen steht die Rechtswissenschaft

*) Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß das Moment der Realität selbst einen wesentlichen Einfluß auf den Verlauf des psychologischen Prozesses ausüben kann. Schulbeispiele werden für die Beredsamkeit oder für den Rechtsanwalt durchaus nicht die gleichen starken Hebel für die Hebung und Bewegung der erforderlichen Vorstellungsmassen darbieten, wie die wirklich vorhandenen rednerischen Aufgaben oder Rechtsfälle. Das Verhalten der Seele zu denjenigen Vorstellungen, welche die Aufgabe erzeugen, ist ein anderes (vgl. L. d. S. II. Bd. S. 273), und die Eigenart desselben macht sich in dem ganzen Prozeß, der erregt wird, geltend. Die Sehnsucht des Zweckes wird zu einer Kraft für die Erregung und Richtung der psychischen Mittel.

mit ihrem System von Rechtsnormen und Formen, welches nach der Voraussetzung jene concrete Fülle der Lebensgestaltung völlig umspannen und überall durchdringen soll. — Beiden gemeinsam ist die letzte Quelle der Rechtsidee, welche dort in den Gesinnungen, hier in den wissenschaftlichen Begriffen ihren Ausdruck, ihre Ausprägung findet, nämlich das Rechtsbewußtsein oder das Rechtsgefühl, aus welchem ursprünglich die Rechtsverhältnisse, Anschauungen, Gesinnungen und Begriffe hervorgegangen sind und heute noch und alle Zeit das innerlich ideale Erfassen des gegebenen Rechts hervorgehen muß. — Zwischen beiden wiederum steht auf der einen Seite der Richter, vor welchem aus Anlaß von streitigen Fällen das Recht gesucht wird, und auf der anderen der Gesetzgeber, welcher die Norm, nach welcher der Richter allein das Recht zu schöpfen hat, festsetzt.

Die concrete Gestaltung der Lebensverhältnisse, die in ihnen auftauchenden einzelnen Rechtsfälle führen zu größerer Bestimmtheit und Schärfe der Gesetze durch die Nothwendigkeit der Auslegung derselben behufs der Beziehung auf den gegebenen Fall; sie enthüllen auch die Lücken und Widersprüche und führen zu einer reformirten Gesetzgebung.

Ein juristisch geschulter Psycholog sollte einmal die dankbare Arbeit unternehmen, die psychologischen Verschiedenheiten in der Gestaltung des Rechtsbewußtseins überhaupt und der Rechtsvorstellungen insbesondere zu schildern, welche im Laien, im Richter, im Gesetzgeber und im Rechtslehrer sich vollziehen. Auch die feineren Uebergänge hier in den rechtswirkenden Schöffen und Geschworenen, dort in den kämpfenden Anwälten können die immer tiefer gehende Untersuchung auch immer fruchtbarer machen. Auf die Grundverhältnisse des Rechtslebens, auf das Verhalten der inneren, seelischen und der äußeren,

positiven Quellen für die geltende Rechtsnorm und ihre Anwendung wird dann ein neues Licht fallen.*)

Wie lange aber wird es noch dauern, bis man für die Bearbeitung der Ethik sich darauf besinnen wird, daß sie die Leistung der Legislatur und Wissenschaft in sich zu vereinigen und beide Aufgaben mit Bewußtsein ihrer Verschiedenheit neben einander zu erfüllen hat.

Wir kehren aber zum Tact mit der Bemerkung zurück, daß an ihm mit Hilfe der Analogie des Rechts deutlich wird, wie auch die breiten Massen, welche Träger der Volksseele sind, in solchen Vorgängen, welche einzeln verschwinden würden und oft verschwinden, ihren Beitrag zur Fortbildung liefern,**) indem bald ein solches Einzelnes auf besonders guten Boden fällt, bald vieles Einzelne sich glücklich zusammenfindet, um gemeinsam zu wirken. Das Auge der Wissenschaft hat es dann zu entdecken und zum Bewußtsein zu bringen.

Das Leben schafft die dunkel und unbewußt in der Form des Tactes wirkenden Motive der Idealität im Handeln; die

---

*) Mir sagte Prof. Bruns, der als juristischer Lehrer eine kaum bedingte Anerkennung gefunden hat, wenige Tage vor seinem Hinscheiden: „Das, was der juristische Student in den Pandecten vor Allem lernen muß, ist, das juristisch-wissenschaftliche Denken an die Stelle desjenigen des gesunden Menschenverstandes zu setzen.“ Und wenn er hinzufügte, daß beide Arten des Denkens durch eine Kluft getrennt sind, über welche die von mir im Gespräch geforderte Brücke zu schlagen eine Unmöglichkeit sei, so halte ich dennoch an der Hoffnung fest, daß die oben von der Zukunft erwartete psychologische Analyse der verschiedenen Formen des Rechtsbewußtseins auch die Pfeiler für diese Brücke aufrichten wird. — Welche Wirkung das neue deutsche „Bürgerliche Gesetzbuch“ in dieser Beziehung auf den öffentlichen Geist überhaupt und die Jünger der Rechtswissenschaft im Besondern ausüben wird, darüber streiten die Gelehrten noch. Soweit meine Kenntniß desselben reicht, glaube ich Gutes davon auch in dieser Richtung erwarten zu dürfen.

**) Vgl. „Ideale Fragen“: Gespräche S. 233 und Aufklärung S. 317 (in 3. Aufl. S. 266 und 353).

Wissenschaft erhebt sie zum Bewußtsein, macht sie dadurch zur Norm auch für den, der sie selbst nicht finden würde, und befähigt wiederum die Massen, dadurch Neues daraus zu entwickeln oder daran anzuknüpfen.

Die Anwendung der Ideen überhaupt ist im Leben gerade deshalb das Schwerste, weil die Reflexion, das prüfende Nachdenken nicht bloß die Sache nicht erleichtert, sondern sogar erschwert. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!"

Frauen haben oft, was sowohl für die Schöpfung wie für die Anwendung idealer Gesetze viel besser ist als alle anderen Eigenschaften, — sie haben Tact.*)

In der Natur der Reflexion liegt es, daß sie den Fluß der Thätigkeit hemmt, das einwirkende und ausführende Walten der objectiven Regeln und Ideen aufhebt oder schmälert. Von aller künstlerischen Thätigkeit ist es eine allgemein anerkannte Erfahrung, daß die größte Uebereinstimmung der geschaffenen Gestalten mit den dem Genius einwohnenden Idealen gerade dann sich entfaltet, wenn die Thätigkeit völlig unbewußt, die Einwirkung des Ideals also durchaus unmittelbar und unreflectirt geschieht.**) Auch der Tact übt eine künstlerische Thätigkeit: die Kunst des Lebens, insofern er theils die sittlichen Ideen in jenen innersten und feinsten Bezügen, welche kein ethischer Codex mehr zu specificiren weiß, theils die ästhetischen Ideen in das Leben einwebt. Und gleichwie erst aus der künstlerischen Schöpfung die ästhetischen Gesetze den Menschen

*) Bahnsen: Die apodiktische Weise des Urtheilens beim Weibe (das „nicht unter Regeln, Statuten und Ausnahmen subsumirt, sondern nur unter ein einziges Urgesetz!") wird gemildert und erweicht durch den lösenden Tact.

**) So wie man nach dem Volksglauben beim Feueranschlagen nicht zusehen darf, weil es sonst nicht zünde.

zum Bewußtsein kommen, wie auch hier die That der Ueberlegung vorangeht, so schaffen tactvolle Menschen ästhetische Lebensgesetze und sind durch ihr Handeln im größten Stile Erzieher ihrer Umgebung und weiterhin Lehrer der Menschheit.

Was also ehemals unbewußter, schöpferischer Tact war, das wird später bewußtes und erkanntes Gesetz. Unendlich viele Keime und Blüthen entsprießen dem Lebensbaum eines Volksgeistes, aber wenige gelangen auch zur Reife der Frucht. Daher überrascht uns das wirkliche Leben mit den entgegengesetzten Erfahrungen: bald eines sehr weiten Abstandes der breiten Massen von den höher entwickelten Geistern, bald einer an die Höchsten heranreichenden und der Zukunft vorauseilenden Feinheit.

Daß aber gedeihlicher Fortschritt nur auf dem Boden streng geordneter Sitte und strenger Institutionen sich entwickeln wird, dafür sind oben bereits die Gründe angedeutet.

Aus der Beobachtung seiner Erfolge ergeben sich Gesetz und Regel des Tacts, aber erst wenn das durch solche Reflexionen Gewonnene so sehr in die Seele eingelebt ist, daß es unmittelbar wirkt, dann trägt es neue, veredelte Früchte. Es findet hier derselbe Fortschritt statt, welcher überhaupt in der Geschichte des sittlichen Lebens der Einzelnen wie der Nationen und der gesammten Menschheit hervortritt, und der mit dem einfachen Worte bezeichnet werden kann, daß man von der Sitte zur Sittlichkeit und von dieser wiederum zur erhöhten Sitte fortschreitet, oder von der Natur zur Kunst, welche selbst wiederum zur künstlerischen Natur wird.

Nicht bloß Schnelligkeit der Uebersicht, sondern auch Feinheit der Abwägung von mannigfachen, verbundenen und widerstreitenden Verhältnissen gehörte zum Wesen des Tactes. Um dem Leser ein recht anschauliches Bild von dem inneren Vor-

gang zu bieten, will ich noch ein scheinbar geringfügiges, aber Allen bekanntes Beispiel von Erforderniß des Tactes anführen, dem eine feine und schwierige Aufgabe zufällt, auch wenn reichliche Zeit zur Ueberlegung gewährt ist. Die Tafelrunde einer kleinen Gesellschaft soll geordnet werden —:

Wenn sich die Tafelrunde nicht an einer runden Tafel befindet, wird jeder Platz einen eigenen Werth besitzen; dieser aber wird sich aus der Würde der Hauptpersonen, der Wirthe und der vorzüglichsten Gäste bestimmen. Dieser Werthstufe des Platzes sollen die Personen entsprechen; aber sie wird zugleich näher bestimmt durch die Nachbarschaft zur Seite und gegenüber. Würde und gesellige Annehmlichkeit gehen nicht immer zusammen; die angenehmste Persönlichkeit muß sich mit der nachbarlichen Langeweile des Würdigsten beehrt, und dieser mit dem minder würdigen, aber erfreulich unterhaltsamen Nachbarn belohnt fühlen. Genug: Ehre und Vergnügen sind Tauschwerthe, über deren Vertheilung die Wirthe nach dem Geschmack und Anspruch der Gäste bestimmen sollen. Aber es fehlt viel, daß damit die Sache erschöpft wäre; die Alter, die Geschlechter, die Stände haben verschiedene Anziehung für einander, und die Individualität verstärkt und vernichtet jede allgemeine Eigenschaft; neben keinem Musiker, neben keinem jungen Menschen, neben keinem Weibe möchte Einer sitzen: aber diese Dame ist jung, ein Weib und eine musikalische Künstlerin und dennoch vielleicht die anziehendste Ausnahme in jeder Beziehung. — Jeder ist nun nicht bloß ein Empfänger des Gastrechts, sondern er hat auch Gastpflicht zu erfüllen; da nun jedem Gast des Rechtes so viel wie möglich gewährt, der Pflichten so wenig wie möglich aufgebürdet werden soll, wiederum von Allen gesellige Leistungen, also Vorzüge gefordert oder mindestens erwartet werden müssen, um Allen gesellige Freude

gewähren zu können: so entwickelt sich daraus ein Spiel und Widerspiel so reicher und gewaltiger Vorstellungsmassen, welchen als psychologisches Schauspiel betrachtet sogar der relativ dürftige Zweck ganz incommensurabel ist, daß es nur dem Tactvollen gelingen wird, dieselben mit Glück zu beherrschen und aus dem wogenden Kampfe von Gründen und Gegengründen den Frieden einer harmonischen Gesellschaft zu erzielen.

Es ist im höchsten Grade interessant zu beobachten, wie sich auf höheren Stufen der Cultur ein nahezu feindlicher Gegensatz ausbildet: zwischen dem aus der ursprünglichen Quelle schöpfenden, auf Feinheit der Abwägung von mannigfachen, verflochtenen und widerstreitenden Verhältnissen zielenden Tact und der festgestellten, über leise und feine Anforderungen oder Widersprüche hinweggehenden, conventionellen Ordnung. Wenn jener das Gemüth auf seiner Seite hat, so tritt die praktische Nothwendigkeit auf die Seite dieser. Wie das Gemüth nur in dem fein abwägenden, allseitig rücksichtsvollen, die leiseste Individualität beachtenden, aber nach Inhalt und Grund unbewußten, schwankenden Rechtsgefühl den wahren Ausdruck der Rechtsidee findet, während die praktische Nothwendigkeit zu festen, das Allgemeine statuirenden und das Individuelle selten in seiner Besonderheit treffenden, codificirten Gesetzen führt: so geschieht es auch in Bezug auf Lebensformen der Sitte, des Anstandes, der Schicklichkeit. Ich habe der Ordnung einer Tafelrunde gedacht; aber eben wegen jener vorhandenen Schwierigkeiten in der Abschätzung der persönlichen Werthe ist schon für die Gesellschaft überhaupt, insbesondere aber für Höfe eine feste, codificirte, nach äußeren Symptomen leicht erkennbare Rangordnung eingeführt, welche sich über alle inneren, imponderablen Werthe hinwegsetzt. Der Codex einer Hofordnung mit seinen Paragraphen mag durch den Rigorismus

ſeiner Anwendung, wenn er die kleinſte Prinzeſſin über den größten General ſetzt, die kleinſte Apanage, die empfangen wird, vor den größten Dienſten, die geleiſtet ſind, vorzieht, einen natürlichen oder bürgerlichen Sinn zuweilen verletzen oder komiſch berühren: der Codex hat den Vorzug, ein juriſtiſch feſtes Urtheil an die Stelle combinationenreicher Widerſpiele zu ſetzen, aus deren Schwankungen nur der feinſte Tact eine feſte und gerechte Erlöſung gewähren könnte.

Die geſuchte Entbehrlichkeit des Tactes iſt ſicher der Urſprung, aber auch der zureichende Grund der Berechtigung für alle conventionellen Formen, welche dann erſt durch Revolutionen erſchüttert oder durch Reformen verändert werden, wenn ihre Vorſchriften nicht mehr bloß die Feinheit des Tactes, ſondern auch die Klarheit des Verſtandes und die Sicherheit des ſittlichen Gefühls verletzen.

Was von der geſelligen, gilt natürlich auch von jeder anderen in der Einleitung erwähnten Art des Tacts, nur daß dabei andere und andere leitende Ideen und Regeln, welche an der Spitze des betreffenden Gebietes ſtehen, in Betracht kommen.

Im engſten Anſchluß an den Begriff der Lebensklugheit hat es ſogar der Tact gar nicht mit leitenden Ideen, ſondern nur mit individuellen Zwecken zu thun, welche das Leitende ſind. Die Sammlung aller Motive und aller Mittel zur Handlung in den augenblicklichen Herd des pſychiſchen Prozeſſes und der gleichzeitig beſtimmende Einfluß desſelben heißt hier Tact. Dies grenzt an das dritte Element desſelben.

VI.

Dieſes bedarf keiner weiteren pſychologiſchen Erklärung; wie man ſich die Fähigkeit, bei vorausgeſetzter richtiger Be-

urtheilung der Verhältniſſe auch richtig und in der angemeſſenen Form zu handeln, denken ſoll, iſt theils an ſich klar, theils aus einer fortgeſetzten Wirkſamkeit der beiden vorigen Elemente leicht zu begreifen. Zur Schnelligkeit der Auffaſſung des Gegebenen, alſo zur allgemeinen Regſamkeit der Vorſtellungsmaſſen und der unfehlbaren Herrſchaft der Ideen über ihre Gruppirung und zur Bildung von Motiven des eigenen Handelns hat ſich noch die Beweglichkeit des Geiſtes und beziehungsweiſe auch des Körpers zu geſellen, von denen die Ausfindung und Vollziehung der rechten Mittel zum gewollten Zweck abhängig iſt.

Die Art zu grüßen beſteht z. B. in einer ſymboliſchen Körperbewegung. In hiſtoriſcher Zeit nimmt dieſe eine conventionelle Form an. Aber nicht bloß urſprünglich iſt dieſe Form aus einer Reflexbewegung hervorgegangen, ſondern auch in heutiger Zeit beruhen Maße und Grade der Bewegung auf unbewußten Reflexen der Meinungen und Gefühle, von denen unſere Seele gegen die gegrüßte Perſon erfüllt iſt. Vom Kopfnicken und dem Handſchlag bis zur tiefen Verbeugung und dem Handkuß gibt es eine ungemein reiche Skala von Bewegungen, in denen die Vorſtellung unſerer Ergebenheit, Anhänglichkeit, Verehrung ꝛc. je nach ihrem Maße und Grade verſchieden aber unmittelbar reflectirt. Jede dieſer Vorſtellungen iſt eine Verdichtung aus all den mannigfachen Anſchauungen über die andere Perſon, über mich ſelbſt und unſer Verhältniß zu einander. Will man ſich von der Fülle und Feinheit der Skala dieſer Vorſtellungen und der in ihnen reflectirenden Bewegungen ein Bild vergegenwärtigen, dann denke man an den zarten Wandel der allmählich wechſelnden Schattirungen in den beiderſeitigen Formen, wenn der jüngere College den älteren Vorgeſetzten überholt und etwa zum

Minister desselben aufrückt. Hier wird nur die nachgiebigste, dem Wechsel der Thatsachen sich innig anschmiegende Vorstellung vor Anstößen bewahren und auch in den nothwendigen Körperbewegungen fein abgetönte Reflexe erzeugen. Denn Blicke, Mienen und Töne der Sprache sind der zartesten Modulationen fähig, aber auch bedürftig, damit sie zum Spiegel der inneren Vorgänge werden. Die den leisesten Forderungen feinen geistigen Tactes sich anschmiegende Mimik ist nicht nur für die Aesthetik, sondern auch für Psychophysik ein feines Capitel.

Von Haus aus und beim Naturmenschen finden wir alle inneren Ereignisse stark widergestrahlt in irgend welchen, meist in mehrfachen Bewegungen des Leibes; vom Culturmenschen erwarten und fordern wir, daß diese Reflexe gemäßigt seien. Aber nicht taub gegen diese geistige Action oder stumm neben derselben soll unser Körper sein, sondern der ursprüngliche, gleichsam thierische Laut soll menschlich gesänftigt und rhythmisch geordnet, soll gleichsam zur Poesie und Musik der sinnlichen Erscheinung werden. Von diesem Prozeß der Veredlung habe ich bereits öfter zu sprechen Gelegenheit genommen; mit besonderer Rücksicht auf das Schweigen des Menschen und seine Erfolge im zweiten Bande S. 161 und Ideale Fragen S. 256 f., in 3. Aufl. S. 285 f.

Um Selbständigkeit und werthvolle individuelle Charakteristik des Benehmens neben der Angleichung an den Ton der jedesmaligen Gesellschaft zu bewahren, muß die Claviatur unserer motorischen Nerven die fast unendliche Tonleiter der gewinnenden und imponirenden Formen geschickt und zu schicklicher Zeit erklingen lassen.

Wenn wir den Tact häufiger in höheren Schichten der Gesellschaft, bei Vornehmen im engeren Sinne, antreffen, so

beruht es darauf, daß einerseits diese von Jugend auf zahlreichere, mannigfaltigere und vielfach abgestufte Beziehungen zu anderen Personen haben, als ein Kind bürgerlicher oder bäuerlicher Familie, und daß andererseits jene an eine starke Herrschaft über ihren psychophysischen Mechanismus, über ihre körperliche Bewegung und geistige Erregung gewöhnt sind, daß obendrein auch Ruhe, weil Kühle des Gemüthes sie das Gleichmaß der inneren Vorgänge bewahren läßt. Ist also hier das zweite Element des Tactes nicht so voll oder nicht so echt, wie es etwa sein sollte, so ist doch das erste — der schnell von Statten gehende seelische Vorgang der Aufmerksamkeit auf alle in Frage kommenden Umstände und Beziehungen — durch Ruhe ungehemmt, und das dritte — die Form des Handelns — durch Uebung gesichert.

In Bezug auf alle drei Elemente ist die Geistesgegenwart, welche oft mit dem Tact verwechselt wird, insofern mit demselben verwandt, als beide eine gewisse Schnelligkeit der psychischen Ereignisse einschließen. Wesentlich verschieden sind sie aber in einer Ueberwindung natürlich eintretender Hemmungen oder dadurch, daß der Tact eine Operation mit unbewußten psychischen Elementen ist, die Geistesgegenwart aber darin besteht, daß alle geistigen Functionen irgend einer Art gerade in Bezug auf ungewöhnliche und außerordentliche Umstände oder bei außergewöhnlich plötzlichem Eintritt derselben sogleich von Statten gehen. Durch jene Ungewöhnlichkeit oder Plötzlichkeit der Veranlassung zum Handeln tritt nämlich in der Regel eine bedeutende Hemmung der Functionen ein, infolge deren der Mensch durchschnittlich betroffen, stutzig, verwirrt und jedenfalls passiv, zum Handeln unfähig gemacht wird; bei starken und sehr elastischen Naturen dagegen ruft dieser Eindruck von außen einen desto stärkeren

Gegendruck von innen hervor; ihr Geist ist nicht zurückgetrieben, sondern mit allen Kräften gegenwärtig. Wie bei dem Druck auf eine Sprungfeder, findet gemäß dem Gesetze der Elasticität, nach dem Maße der bei andern unter dem Druck eintretenden Hemmung, bei ihnen umgekehrt eine desto größere Stärke und Schnelligkeit der Action statt, so daß sie noch edler oder mächtiger handeln als in ruhigem Zustand und unter gelinden, langsamen Eindrücken. Wer nun mit dem Tacte Geistesgegenwart in sich verbindet, wer also auch bei außergewöhnlichen und überraschenden Ereignissen mit ungestörter Sicherheit und Freiheit handelt, den werden wir tactfest nennen. Da nun der gesellige Tact immer die Beziehung des Handelnden zu den umgebenden Personen und Verhältnissen betrifft, so wird sich als tactfest besonders derjenige bewähren, welcher gewohnt und fähig ist, sein eigenes, sittlich bestimmtes und im individuellen Charakter begründetes Wollen als den festen Punkt zu betrachten, von welchem aus er seine jedesmalige Aufgabe zu ermessen hat. Er wird nicht von den Umständen geleitet, sondern leitet sie: für ihn sind die gegebenen Verhältnisse nur der Boden und nicht die Triebkräfte seiner Thätigkeit, welche vielmehr in seinem Charakter ihren alleinigen Sitz haben.

Von dem Einfluß der Gesinnung auf die Ausbildung und den Bestand des Tactes ist mehrfach schon die Rede gewesen. Daß es auch ein bloß legales oder schlaues tactvolles Handeln gibt, versteht sich ohnehin von selbst; sonst aber will auch der Tactlose nicht beleidigen oder anstoßen — wir würden ihn dann nicht tactlos, sondern mit schlimmerem Namen nennen — aber es fehlen ihm die psychologischen Bedingungen. Indessen, da die unmittelbare und unfehlbare Harmonie des psychologischen Mechanismus mit den sittlichen Ideen, denen eine absolute, auch unbewußte Herrschaft zukommen soll, als ein wesentliches

Merkmal des Tactes erkannt worden ist, so ist begreiflich, weshalb wirkliche Tactlosigkeit uns als ein moralischer Mangel erscheint, der sie denn wenigstens mittelbar auch wirklich ist; und man wird deshalb von jedem Menschen mit allem Recht (nach einem sehr berechtigten Unterschied im Sprachgebrauch) verlangen können, daß seine Handlungen von einem richtigen Tact geleitet werden, welcher gleichsam die moralische Seite desselben ausdrückt, während der feine Tact als eine Art von lebenskünstlerischer Leistung wie eine ästhetische Zierde des Lebens angesehen und nur bei genialen Naturen gefunden wird.

Noch einer anderen psychischen Quelle des Tactes ist zu gedenken, welche eine mittelbare Beziehung zu seinem ethischen Werthe hat. Zu den ausgeführten Verhältnissen der Bewegung der Vorstellung sammt ihrer Beziehung zu den Ideen kann nämlich noch eine Regsamkeit und Lebendigkeit des sympathischen Gefühls hinzutreten, welche durch das Sichhineinfühlen in das Gemüth Anderer der Erkenntniß eine wesentliche Hülfe leisten wird. Wenn dies vorwiegend dem ersten und dritten Element zu gute kommt, so erfordert der zweite Punkt, daß man überhaupt gewöhnt und geübt sei, die Lebensverhältnisse stets unter dem Gesichtspunkte der idealen Forderung zu betrachten, bei allen, auch den kleinsten Verhältnissen der Stimme der Ideen fühlsam zu lauschen, durch ihre Anziehungskraft sich zum Ziele eines schönen Lebens leiten zu lassen. Der Clavierspieler muß jeden Finger zu einer gleichen Stärke ausbilden, um die Harmonie in seinem Spiele nicht zu verletzen; so auch müssen alle Ideen mit gleicher Kraft und Sicherheit auf unser Gemüth wirken.

Daß aber der Tact einzelnen Menschen auch in engerem Sinne und nur in gewissen Richtungen zukommen kann, versteht

sich von selbst; anstatt aller können einzelne Ideen vorwiegend durch Neigung, Erziehung und Gewöhnung in einem Menschen herrschend sein. Sind doch schon die Grade der Aufmerksamkeit fast bei allen Menschen für verschiedene Gebiete verschieden, wie auch das Maß der Energie in der Auffassung für verschiedene Dinge ein verschiedenes ist. Aber auch die engste Bedeutung des Begriffes Tact ragt noch weit über den ärmlichen Begriff der Höflichkeit hinaus.

Zur psychologischen Signatur des Tacts gehört es schließlich, daß er berufen und fähig ist, die Macht der Temperamente zu überwinden, deren jedes in seiner Einseitigkeit das Gleichmaß der geselligen Stimmung zu verletzen in Gefahr bringt. Selbstbeherrschung pflegt man in dem engeren Sinne zu fassen, daß sie den siegreichen Kampf gegen andringende Triebe und aufsteigende Affecte bedeutet; als Quelle des Tacts dagegen haben wir jene allgemeinere Herrschaft des Menschen über sich selbst, das heißt des sittlich gerüsteten und ideal gestimmten Ich über all seinen Inhalt und all seine Funktion erkannt. Ich will es deshalb nicht unterlassen, noch einmal ausdrücklich hervorzuheben, daß auch für den eigentlichen psychischen Mechanismus im engsten Sinne durch die sittliche ideale Richtung der Seele die stärksten Hebel und Regulatoren gegeben sind. Noch aber ist unsere Wissenschaft nicht dahin gelangt, diesen Einfluß der höheren Gebilde im Geiste auf die mechanischen Prozesse ihrer einfacheren Bestandtheile oder der Elemente darzulegen. Am meisten im Dienste der Pädagogik, sowohl der Erziehung wie des Unterrichts wäre es wünschenswerth, diese Rückwirkung der idealen, jenseits aller Mechanik liegenden Momente auf die Mechanik selbst zu erforschen.

Die Anerkennung des im vollen Sinne gedachten Tacts als eine außerordentliche Gabe oder Leistung hat also ihren

zureichenden Grund: die Seele muß ganz von dem Edlen und Schönen durchleuchtet sein, wenn sie auch in ihren unbewußten Actionen lauter, angemessen, ästhetisch — tactvoll ist. Wir bewundern die ungewöhnliche Lebendigkeit und Schnelligkeit eines Geistes, der in einem Augenblick alle Verhältnisse überschaut, die Reizbarkeit, mit welcher er Jedes als schicklich oder unschicklich wahrnimmt, die Sicherheit, mit welcher er es vollbringt. Wo nicht schlaue Berechnung den ganzen Menschen regiert, da wird nur die edele, humane Hingebung der Boden der Gesinnung sein, auf welchem allein der vollendete, feine, sichere Tact gedeihen kann.

Die
Vermiſchung und Zuſammenwirkung der Künſte.

I.

Malerei und Musik.

Durch eine Reihe von Jahren fand in der Akademie der Künste zu Berlin um die Zeit der Weihnachten eine Ausstellung von Transparentgemälden statt, deren Stoffe mit Beziehung auf die Bedeutung jenes Zeitabschnittes für das kirchliche Leben meist aus dem religiösen Gebiete gewählt waren. Die Direction dieser Ausstellungen hatte sich veranlaßt gesehen, zur Hebung oder Vertiefung des Eindrucks, den die Bilder hervorrufen sollten, dieselben mit Gesängen des Königl. Domchors derart zu begleiten, daß während der Enthüllung je eines Gemäldes eine dem Inhalte desselben entsprechende Cantate gesungen und mit deren Schluß auch das Gemälde den Augen des Zuschauers wieder entzogen wurde. Die Texte der Gesänge enthielten nicht etwa eine poetische Schilderung des malerisch dargestellten Gegenstandes, sondern einen lyrischen, meist hymnologischen Erguß über denselben.

Ein öfterer Besuch dieser Ausstellungen veranlaßte die folgende Untersuchung. Ich habe nämlich wiederholt die Erfahrung gemacht, welche von vielen anderen Anwesenden bestätigt wurde, daß die beiden Kunstproductionen, anstatt sich gegenseitig zu ergänzen und zu unterstützen, vielmehr in der Wirkung einander stören, so daß man die Augen oft schließen muß, um des musikalischen Genusses inne zu werden, oder

wenn man der Anschauung der Gemälde sich hingeben will, da man sich anständigerweise nicht die Ohren zuhalten kann, mit solcher Anspannung hinschauen muß, daß die Eindrücke des Ohres darüber kaum in die Seele dringen. Die Frage nach den Ursachen dieser gegenseitigen Störung oder wenigstens des Mangels an harmonischer Zusammenwirkung beider Kunsterscheinungen führt natürlich auf die allgemeine Untersuchung nach der Möglichkeit und den Grenzen einer Vermischung oder Verbindung der Künste.

Man weiß, daß Lessings Betrachtungen über die Grenzen verschiedener Künste ein unsterbliches Verdienst für alle Kunstlehre haben; er strebte indeß nur, zu erkennen, was jede Kunst für sich allein vermöchte und was ihr gestattet sei. Er hat zu diesem Zweck die Natur der Künste, ihres Inhaltes und ihrer Darstellungsmittel untersucht, seine Frage war eine ästhetische; wir aber trachten hier nach einem Aufschluß über die mögliche Verbindung der Künste oder zu erkennen, ob und wie sie vereint wirken können; wir haben deshalb nicht sowohl die Natur als wesentlich die Wirkung der Künste zu untersuchen; unsere Frage ist eine psychologische. Mittelbar wird uns natürlich die Wirkung der Künste auch auf ihr Wesen zurückführen.

Individuelle Ursachen für jeden Mangel eines einigen Totaleindrucks anzunehmen, ist unstatthaft, weil sich in den verschiedensten Fällen der gleiche Erfolg zeigt; dagegen aus der Betrachtung der allgemeinen psychologischen Verhältnisse und Gesetze, in und nach denen die Kunstwerke auf uns wirken, werden sich zulängliche Gründe zur Erklärung jener Erscheinung ergeben.

Diese allgemeinen Gesetze müssen um so genauer erforscht werden, als schon die gemeine Erfahrung lehrt, daß in

anderen ganz ähnlichen Fällen, wo ebenfalls mehrere Kunstprodukte neben einander wirken, eine gleiche Störung gewöhnlich nicht gefunden wird, z. B. in der Oper, wo Instrumental- und Vocalmusik neben der Mimik und Decoration auf dem gemeinsamen Boden der dramatischen Poesie thätig sind. Es müssen sich also die bestimmten Bedingungen und Grenzen finden lassen, unter denen eine vereinte Wirkung verschiedener Künste möglich ist.

Gegen die Ansicht ganzer Kunstepochen gilt es jetzt als ein unbezweifelter Satz, daß die Vermischung von Sculptur und Malerei ein ästhetischer Fehler sei; dem lebenden Geschlecht ist die mit Lebensfarben bemalte plastische Figur von höchst unangenehmer, fratzenhafter Wirkung.*) Dagegen wird nicht bloß die allgemeine Farbengebung in der Architektur, sondern auch die Anwendung der eigentlichen Malerei innerhalb der architektonischen Kunstwerke in den meisten Fällen gutgeheißen. Man hat daraus die Regel ableiten wollen, daß allemal die einander zunächst stehenden Künste sich weniger, die entfernt stehenden aber mehr zur Vereinigung eignen, also Sculptur nicht mit Malerei, wohl aber beide mit der Architektur. Ferner wird die Erhöhung eines musikalischen Eindrucks durch die architektonische Schönheit des Raumes und umgekehrt zugestanden. Wieviel hiervon wahr ist, wird sich weiter unten zeigen; daß aber diese Regel unzureichend ist, können wir daraus ersehen, daß nicht bloß Architektur und Sculptur, die einander näher stehen, sich zu den schönsten Effecten verbinden, sondern auch die nächstverwandten, Poesie und Musik, im glücklichsten Verein

*) Seit der ersten Auflage haben sowohl die historischen wie die ästhetischen Ansichten über die Polychromie einen auch praktisch bedeutsamen Wechsel erfahren; weshalb dieser unsere psychologische Erörterung wenig berührt, werden wir weiterhin (S. 220ff.) sehen.

wirken und von jeher gewirkt haben (ursprünglich sogar nur zusammen).

Ueberhaupt aber können nicht die ästhetischen Verwandtschaftsgrade der Künste, sondern nur die psychologischen Arten ihrer Wirkung die Bestimmung der Grenzen ihres Zusammenwirkens sammt den Gründen für dieselben ergeben.

Kehren wir, um die Untersuchung zu fixiren, zu unserem ersten Beispiel der Verbindung von Malerei und Musik zurück. Die erste Bedingung eines jeden ästhetischen Effects ist natürlich, daß das Kunstwerk vor Allem von dem Beschauer und Hörer aufgefaßt werde, daß eine Anschauung, ein inneres Bild davon in seinem Gemüthe entstehe. Beide Kunstwerke nun, das Bild und der Gesang, machen nicht eine einzelne einfache Vorstellung aus, sondern ihr Inhalt besteht aus einer Reihe von Vorstellungen. Diese Reihe wird, wie es schon in der Natur einer solchen liegt, nicht in einem einzelnen Moment, sondern nach und nach gebildet; im Gesang ist factisch eine solche zeitliche Reihenfolge von Tönen, also auch Tonvorstellungen vorhanden; aber auch von dem Bilde erhalten wir offenbar eine nach und nach vollständigere Anschauung, welche endlich aus den Vorstellungen aller einzelnen Figuren und deren Theilen und Beziehungen besteht.

Beide Kunstwerke also bilden für die innere Anschauung je ein Ganzes, das aus successiv sich ansammelnden Theilen besteht, wovon der vollständige Eindruck und ästhetische Effect erst dann in der Seele eintreten kann, wenn die innere Empfängniß gänzlich vollzogen ist. Dringen nun beide Reihen von Vorstellungen dergestalt zu gleicher Zeit in die Seele ein, daß in jedem Moment verschiedene Bruchstücke aus den verschiedenen Reihen auftreten, so muß dadurch offenbar eine Störung in der innern Aufnahme beider stattfinden, denn die

receptive Thätigkeit der Seele ist in Bezug auf jede Reihe durch die der anderen gehemmt. Zwar finden wir im Leben wie in der Kunst häufig Situationen, in denen dies sich ereignet. Viele Menschen können an zweien Gesprächen, hier hörend und dort redend, Theil nehmen, wohl auch eine Unterhaltung pflegen und zugleich einen Brief dictiren; hat es doch bekanntlich Männer gegeben, welche sogar mehreren Schreibern zu gleicher Zeit Verschiedenes durch einander dictiren konnten; allein diese Fähigkeit ist fast immer eine individuelle, durch Anlage und Uebung bedingte. Beides aber vorausgesetzt, bleibt eine solche zwiefache Thätigkeit immer eine Anstrengung, welche sich mit dem ersten Grundsatz des ästhetischen Genusses, daß er eine erhebende Erholung, eine von aller Mühe und Arbeit freie Thätigkeit sein soll, nicht wohl vereinigen läßt. Wenn wir also auch in der Kunst sowohl wie in der Religion dem Betheiligten keinerlei quietistische Passivität gestatten wollen, so darf doch auch der Kunstgenuß zu keinem psychischen Exercitium gemacht werden.*)

Wir haben den Grund der gegenseitigen Störung vorläufig nur in der einfachen Thatsache, daß zwei Reihen von Vorstellungen aufgefaßt werden, gesucht. Nunmehr müssen wir beachten, daß sie zwei verschiedene Reihen bilden, und es ist die Frage, ob die Störung dadurch noch größer oder aber geringer oder gänzlich aufgehoben wird. Daß die gleichzeitige Anschauung zweier neben einander hängender Bilder oder das gleichzeitige Anhören zweier Musikchöre für jeden eine beschwer-

*) Den Begriff des „Vergnügens“, welchen Lessing und seine Genossen immer als den Zweck der Kunst auffassen, muß man gegenwärtig entweder in einem höheren Sinne nehmen, als die Sprache jetzt gewöhnlich damit verbindet, oder als unzulänglich erklären, den ästhetischen Erfolg auszudrücken. Ich glaube, daß hierin wirklich ein Fortschritt in der Würdigung der Kunst stattgefunden hat.

liche, für viele Ungeübte eine bis zur Aufhebung alles Genusses mühsame Thätigkeit ist, wird niemand leugnen. Die Ursache davon ist durch das Obige offenbar; denn die Seele muß die einzelnen Vorstellungen, welche ihr durch die herüber und hinüber schweifenden Blicke oder die abwechselnd empfangenen Töne entstehen, fortwährend trennen und zu zwei verschiedenen Reihen zusammenordnen, eine Thätigkeit, welche völlig der Aufgabe gleich ist, daß man die von zweien Menschen zugleich hergesagten Zahlen zu gesonderten Summen addiren soll, was nur einem Dahse Spiel und Genuß sein kann. Die Hauptschwierigkeit hiervon liegt nicht bloß darin, die beiden Reihen zu behalten, sondern daß man unwillkürlich die je zwei zusammengehörten Zahlen mit einander addirt, statt jede getrennt stehen und nur an ihre Reihe sich fügen zu lassen; jenes mit Absicht unterlassen und nur dieses thun, ist eben eine doppelte Arbeit. Allgemeiner und wissenschaftlich ausgedrückt, beruht also die Schwierigkeit in der gesetzlich nothwendigen Verschmelzung oder sonstigen Verbindung der gleichzeitigen und gleichartigen Vorstellungen miteinander, während sie hier, der Aufgabe nach, nur mit ihren Reihengliedern sich verbinden sollen; um dieses zu erfüllen, sind also zwei widersprechende Prozesse nöthig: die absichtliche Verbindung und die Auflösung der unwillkürlichen oder deren Verhütung.

Sind nun aber die beiden gleichzeitig aufzunehmenden Kunstwerke verschieden, dann treten in jedem Moment auch zwei in ihrer Art verschiedene Anschauungen oder Vorstellungen auf. Dadurch wird die getrennte Auffassung beider wesentlich erleichtert und zwar deshalb, weil die an und für sich verschiedenen Vorstellungen, wenn sie auch zugleich in der Seele auftreten, dennoch geschieden bleiben und jede also sich zu den ihr gleichartigen fügt, so daß eine fortlaufend ungehemmte

Zusammenfassung beider Reihen stattfindet. Wenn wir ein Gemälde und eine Statue mit wechselndem Blick zugleich anschauen, so werden sich die einzelnen Vorstellungen dieser, die nur weiße oder einfarbige Linien enthalten, von den buntfarbigen Linien und Flächen jenes von selbst absondern und gesondert zu Reihen und Totalbildern gestalten.*) Ergäbe sich hieraus der Grundsatz, daß, je verschiedener die Kunstwerke von einander sind, desto leichter auch ihre gleichzeitige Auffassung ist, dann würden Malerei und Musik sich wohl zu einer solchen eignen. Die Aussteller haben aber ihren Sinn schwerlich auf die Verschiedenheit beider Künste gestellt und wahrscheinlich mehr auf eine gewisse Gleichheit des Eindrucks gesehen und gerechnet, die allerdings vorhanden ist, wie sich zeigen wird. Dagegen haben sie mit richtigem Tacte den Chor dem Gesichtskreis der Anwesenden entzogen. Wären die Sänger zu sehen, so würde der Blick des Hörers nur zu oft von den Bildern auf sie hinüberschweifen (denn Neigung und Gewohnheit lassen unser Auge sich stets dahin richten, woher wir Töne vernehmen), und dadurch muß unfehlbar eine Störung aus obigem Grunde entstehen. Man kann sagen, daß der Gesang dadurch auch etwas gewissermaßen Magisches und Mystisches erhält; es ist, als ob die

*) Ob aber die stärker verschiedenen Vorstellungen, die also weniger miteinander verschmelzen, sich nicht deshalb einander mehr hemmen oder verdunkeln, so daß zwar die Trennung beider Reihen leichter, die Klarheit einer jeden aber geringer wird, ist eine Frage, worüber in der psychologischen Wissenschaft noch nicht entschieden ist. Herbart bejaht sie nach dem allgemeinen Grundsatze, daß entgegengesetzte Vorstellungen einander unmittelbar nach dem Maße ihres Gegensatzes hemmen oder verdunkeln. Wenn man den Grundsatz aber auch nach meiner Ansicht im Allgemeinen verneinen muß, so wird doch aus der anderweitigen Erklärung derjenigen Thatsachen, worauf H. seine Theorie stützt, sich jedenfalls ergeben, daß eine mittelbare Schwächung der Klarheit und Energie entgegengesetzter Vorstellungen, namentlich bei längeren Reihen derselben, eintritt, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann.

Töne aus den Bildern selbst kämen. Daher auf der Bühne die Chöre womöglich hinter die Scene gestellt werden müssen, was, wie beim Ostermorgengesang im Faust, einen wunderbar tiefen und eigenthümlichen Eindruck hervorbringt. Auch die negativsten Kritiker der Bayreuther Festspiele haben die Einrichtung gerühmt, das Orchester den Augen der Zuschauer zu entziehen. Dies liegt zum Theil in der Abweichung von dem gewöhnlich gleichzeitigen Sehen und Hören, wesentlich aber in der Reinheit der Empfindung durch die ungestörte Empfängniß der Töne, die daher am Ergreifendsten wirken, wenn die Nacht ihren dunklen Schleier über die Bilder aller Wesen deckt und das Auge des Geistes nach innen lenkt, um nur auf die empfangenen Eindrücke des Ohres zu merken. Darin liegt der Zauber von Schoppes Concert (bei Jean Paul), nachdem die Läden geschlossen und die Lichter verlöscht sind.*) Auch dürfte die imposante Wirkung der Orgelmusik sich vor jeder andern dadurch auszeichnen, daß sie durch die Unsichtbarkeit des Spielers wenn nicht erhöht, so doch

*) Das Schließen der Augen, wozu gierige Hörer geneigt sind, leistet nicht denselben Dienst; denn auch die dauernde Absicht hat etwas Störendes. Was man durch die Reinheit der Empfindung gewinnt, geht durch die motorische Spannung wieder verloren. Bleibt dagegen die Seele zwanglos frei von Eindrücken des Gesichts, dann steigt zunächst die nervöse Energie des Gehörs; dadurch aber wird ferner die Erregung des Geistes überhaupt und die der Phantasie besonders gefördert, so daß für jene Prozesse der Auffassung der Musik, die wir kennen lernen werden, die Kräfte frei und gespannt sind. Hat doch der Zauber der Nacht überhaupt seinen Grund vorzugsweise darin, daß die eigene und innere Bewegung des Geistes desto größer wird, je weniger bestimmte Eindrücke von außen ihn in Anspruch nehmen. Reale Bilder fesseln das Auge und die Seele; bei der Leerheit des Bewußtseins aber quellen Bilder der Erinnerung reichlich empor, um sich in freier Bewegung phantastisch zu verschlingen. Weshalb aber musikalische Töne die Phantasie nicht hemmen, sondern beflügeln, werden wir bald begreifen. Der Anblick der Sterne aber, welche „Poesie des Himmels“ und „Geheimniß“ sind (Byron, Childe Harold), beflügelt gleichfalls die Phantasie und gibt der Seele mit der einen Hand viel mehr, als er ihr mit der anderen nimmt.

mindeſtens ungeſtört iſt. Daraus alſo hätten die Ausſteller ſchon lernen können, daß die Vermiſchung von Sehen und Hören den Kunſtwerken nicht förderlich ſei. — Wir haben aber die Verſchiedenheit der Künſte und ihren Erfolg näher zu erörtern. Es iſt noch wenig gewonnen mit der obigen Beſtimmung der allgemeinen Erfahrung, daß ſie *mehr oder weniger* verſchieden ſind; der Unterſchied iſt in der That nicht bloß ein quantitativer, ſondern ein qualitativer.

Daß wir von den verſchiedenen Künſten die Eindrücke durch verſchiedene Sinne empfangen, Auge und Ohr, kann für die pſychologiſche Betrachtung wenig austragen, ſolange wir nicht die pſychiſche Differenz, welche ſich daraus erzeugt, erkennen, wozu in der That weitere Unterſuchungen nöthig ſind, als in dieſem Zuſammenhange angeſtellt werden können. Dagegen haben wir unſer Augenmerk auf folgende zwei Unterſchiede der Künſte zu richten; der eine betrifft das, was die Künſte der aufnehmenden Seele zur äſthetiſchen Erregung darbieten, alſo einmal den Inhalt, welchen die Künſte darſtellen, und dann die Wirkung, welche die Wahrnehmung dieſes Inhaltes auf die Seele ausübt; der andere die Art, *wie* es empfangen wird, den Prozeß, in welchem der empfangene Stoff zur äſthetiſchen Wirkung ſich geſtaltet; jener betrifft die pſychologiſche *Natur der Sache*, dieſer die *perſönliche Vollziehung* der Thätigkeit; kurz das Pſychologiſch-Objective und das Subjective.

Betrachten wir nun die Künſte zuerſt nach dem erſten Unterſchiede, was die Seele von ihnen und durch ſie empfängt. Jede Mehrheit von Empfindungen, welche zu einer Einheit zuſammengefaßt werden, haben wir Anſchauung genannt; beide, Muſik und Malerei, bieten alſo der Seele Anſchauungen dar: jene Tonanſchauungen, dieſe Farbenanſchauungen. Aber ſofort tritt ein weſentlicher Unterſchied in dem ein, was wir durch

dies Anſchauen in der Seele wahrnehmen; bei dem Werke des Malers und aller plaſtiſchen Kunſt ſehen wir nicht bloß Farbenbilder, ſondern Bilder von Dingen; nicht bloß Bildungen, ſondern Abbildungen; was wir aber in der Muſik hören, ſind lediglich Tonbilder. Am deutlichſten aber tritt der Unterſchied des pſychologiſchen Prozeſſes hervor; bei dem plaſtiſchen Kunſtwerk tritt zu der durch die Sinnesorgane vermittelten Wahrnehmung der Sinneserſcheinung ſogleich noch ein Zweites hinzu, nämlich zur Perception kommt die Apperception; das Sinnenbild, welches wir mit den Augen ſehen und in der Seele wahrnehmen, iſt eine Landſchaft, ein Porträt u. dergl.; das Sinnenbild wird von denjenigen Vorſtellungen appercipirt, mit deren Inhalt es ſo viel Aehnlichkeit hat, daß ſie von ihm ins Bewußtſein gerufen werden. Von dieſer Apperception iſt die eigentliche Auffaſſung, weiterhin die Beurtheilung des Kunſtwerks und deſſen Wirkung auf den Zuſchauer abhängig. Jedes plaſtiſche Werk hat alſo einen beſtimmten Inhalt, und es bedeutet etwas, je nach den Anſchauungen, welche es erzeugt, und nach den Vorſtellungen, von denen es appercipirt wird.

Auch die Töne der Muſik werden nicht bloß percipirt; damit ſie eine muſikaliſche, alſo irgend eine äſthetiſche Wirkung auf den Hörer ausüben, müſſen ſie als ein irgendwie Ganzes, Zuſammenhängendes, als ein Tongebilde aufgefaßt werden, und dies iſt eben ſchon ein Apperceptionsproceß. Wir faſſen hier wie dort, in der Muſik wie in der Plaſtik, nicht bloß ſinnliche Empfindungen auf, ſondern wir faſſen dieſelben als irgend etwas auf, d. h. wir appercipiren ſie als etwas, was nicht bloß eine Reihe einzelner und vereinzelter Töne iſt. Bei den plaſtiſchen Bildern nun ſind es die Vorſtellungen natürlicher Dinge, die wir vormals aufgefaßt haben, durch welche wir die jetzt

empfangenen sinnlichen Reize als ein Ganzes appercipiren; was aber ist es in der Musik?

II.

Die „Wirkung der Musik."*)

Die Frage nach dem Inhalt der Musik ist eine völlig streitige; das liegt in der That nicht bloß an der Unfähigkeit derer, welche darüber gedacht und geredet haben, sondern an der wirklichen Schwierigkeit des Gegenstandes; die Begriffe, Form und Inhalt, Stoff und Gestalt, Darstellung und Bedeutung sind meist nach ihrer Anwendung in der sichtbaren und plastischen Welt oder in der Sprache bestimmt; die Musik aber steht diesen allen gegenüber isolirt, sie erheischt eine eigene Begriffsbildung, und wenn man die Worte für diese aus jenen entlehnt, entgeht man schwer und selten den Gefahren der Verwechslung.**)

*) Dieses Capitel nimmt — schon in der zweiten und vollends in dieser Auflage — einen ganz unverhältnißmäßig großen Raum ein. Wenn dies auch wohl nicht der Entschuldigung bedarf, so will ich doch ausdrücklich erklären, daß ich mit voller Absicht die Proportionen im Aufbau dieser Untersuchung gestört habe, um meine psychologische Ansicht von den Gründen aller Wirkung der Musik bei dieser Gelegenheit so vollständig und zusammenhängend wie möglich darzustellen. Ist doch diese Frage bei dem gegenwärtigen Stand der ästhetischen Wissenschaft die am meisten umstrittene und durch scharfe Gegensätze der Schulen charakterisirte; zugleich aber ist die Lösung derselben berufen, auch auf alle anderen principiellen Streitpunkte psychologisches Licht fallen zu lassen.

**) Ich lasse hier eine Anmerkung folgen, welche in der ersten Auflage an dieser Stelle gestanden. Trotz der weiteren Entwickelung meiner Ansichten über Musik oder auch wegen derselben hat sie ein gewisses historisches Interesse: denn sie macht deutlich, wie bei dem gleichbleibenden ästhetischen Princip dennoch eine ganz andere Anschauung von dem Wirken der Kunst überhaupt und der Musik im Besonderen infolge der

Aber der Streit um die Musik, der nun seit einem Menschenalter mit Scharfsinn und Eifer geführt wird, scheint sich seinem Ende zu nahen.*) Vielleicht wird die Verständigung

---

fortgeschrittenen psychologischen Analyse sich entwickelt hat. Von der systematisch durchgeführten, energischen Verstärkung des formalen Princips durch Zimmermann, von der erleuchtenden und befruchtenden Kritik Vischers wird man die Folgen hier leicht entdecken, obgleich es viel zu weit führen würde, historisch darüber zu berichten. Auch Robert Vischers, Volkelts und vor Allen Karl Köstlins und Fechners muß mit verehrender Dankbarkeit gedacht werden, wenn ich auch ihrer Lehre nicht überall beistimmen kann. Wie sich meine eigenen Ansichten auf ihrem eigenen Grunde durch psychologische Forschung, speciell durch den weiteren Ausbau der Kategorien der Apperception emporgearbeitet, wie sie heute noch viel mehr als damals geeignet sein möchten, zur Schlichtung des Streites beizutragen, das zu beurtheilen, muß ich dem Leser überlassen. Nur was ich schon im 1. Bde. auf S. 234 in d. Anm. über die Geschichte der Aesthetik in den letzten 25 Jahren und speciell über die wunderbare geistige Arbeit Vischers gesagt, könnte ich mit Bezug auf die Frage wegen der Musik nachdrücklich wiederholen. Und nun jene Anmerkung: „Zu dem Besten, was über Wesen der Musik geschrieben worden ist, gehört die Abhandlung des Dr. Ed. Hanslick „Vom Musikalisch-Schönen", Leipzig 1854. Der erste Abdruck unseres Aufsatzes ist etwa ein halbes Jahr vor jener im Kunstblatt erschienen, und mit wahrer Genugthuung habe ich jede Uebereinstimmung meiner Ansichten mit denen Hanslicks wahrgenommen. Sie findet in allen wesentlichen und namentlich in allen denjenigen Punkten statt, wo H. ihm entgegenstehende Meinungen bekämpft, wobei er eine unsägliche Gewandtheit entfaltet. Gleichwohl sind meine Ansichten von den seinigen in anderen Stücken abweichend gewesen und trotz mancher Belehrung, die ich durch ihn empfangen zu haben mit herzlichem Dank anerkenne, auch jetzt noch geblieben. Ich habe diesen Theil des Aufsatzes darum gegenwärtig mit besonderer Rücksicht auf seine Schrift ausgearbeitet, und trotz aller Verschiedenheit glaube ich, eine völlige Uebereinstimmung mit ihm deshalb für möglich halten zu dürfen, weil er vorwiegend vom ästhetischen, ich aber vom psychologischen Standpunkte ausgehe; er auf das Wesen der Musik, wie es sein soll, ich wie es ist, er auf den Inhalt, ich auf die Wirkung derselben vorzüglich achte; ein Unterschied, welcher bei der Musik weitaus größer ist als bei jeder anderen Kunst, wie sich aus der folgenden Darstellung ergeben wird."

*) In einem ganz köstlichen Aufsatz, der die „Musikalische Heuchelei" aus ihren Quellen erklärt und so auf die einzig treffende Art geißelt,

am sicherſten gefunden werden, wenn man einſieht, daß ſowohl bei der Faſſung des vieldeutigen und vielförmigen Problems wie bei den Verſuchen ſeiner Löſung meiſt zwei grundverſchiedene Fragen miteinander verwechſelt und oft durcheinander gewirrt ſind. Dies hat ſowohl die treffende Beantwortung der Fragen gehemmt als auch folgeweiſe die ganze Erkenntniß des Weſens der Muſik gehindert.

In jedem Muſikſtück werden dem Hörer eine Reihe von Tönen gegeben. Das, wodurch eine Tonreihe zu einer muſikaliſchen, die Wahrnehmung derſelben zu einer äſthetiſchen wird, iſt unſtreitig die Form, welche dieſen anhaftet, die beſtimmte Geſtalt, die Verhältniſſe der Verbindungen, welche in den Tönen ſtattfinden. Die eine Frage, die ſich an dieſe Thatſache knüpft, iſt die: Genügt die bloße Form der Töne, um ihre äſthetiſche Wirkung zu erklären? oder müſſen noch andere, in den Tönen gelegene oder ihnen anhaftende Eigenſchaften hinzutreten, welche als Urſachen mitwirken zu dem äſthetiſchen Erfolge? Die Muſik reizt und rührt uns, ſie erregt äſthetiſches Wohlgefallen, ſie bewegt unſer Gemüth; die berechtigte Frage iſt alſo: welches ſind die Urſachen dieſer Wirkung?

Völlig davon verſchieden iſt aber eine andere Frage: Die

---

bemerkt „— t“ (Gumprecht) in Bezug auf dieſen Streit: Jeder Streit wirkt auf ernſter geartete Naturen kräftigend und läuternd, denn er zwingt zum Nachdenken. Erſt dem letzten Menſchenalter verdanken wir die allgemeinſten Grundlagen zu einem Syſtem der muſikaliſchen Aeſthetik. Dieſe jüngſte Disziplin der Kunſtphiloſophie iſt freilich auch noch immer die lückenhafteſte und problematiſchſte. Wenn aber alle echte Erkenntniß darin beſteht, daß wir der Grenzen unſeres Wiſſens uns klar bewußt ſind, ſo kann der ſeit etwa dreißig Jahren gemachte Fortſchritt gar nicht hoch genug angeſchlagen werden. Jeden Kredit haben die Flunkereien und Phantaſtereien verloren, die ſich ehedem für äſthetiſche Weisheit ausgegeben, und an die Stelle getreten iſt die deutliche Unterſcheidung zwiſchen dem, was ſich wirklich beweiſen läßt, und den Urtheilen der bloß ſubjectiven Empfindung.

Eigenschaft, durch welche Töne zur Musik werden, besteht jedenfalls auch in ihrer Form; selbst wenn man diese nicht als die einzige Ursache der Schönheit ansieht, wird man zugestehen, daß sie eine der vorzüglichsten Ursachen derselben ist. Gesteht also jedermann die Thatsache zu, daß die in den Tönen — und in allen schönen Dingen, sei es der Natur oder der Kunst — gegebenen Verhältnisse oder Formen als Ursachen der Schönheit vorhanden sind, daß die Formen also ästhetisch auf den Beschauer wirken, so ist die Frage: Aus welchen Gründen wirken denn die Formen so auf das menschliche Gemüth? Jene erste Frage war eine psychologische, eine Frage nach den Ursachen, welche wirken; diese zweite Frage ist eine metaphysische, eine nach den Gründen, weshalb denn diese Ursachen so und nicht anders wirken.

Manche glauben freilich bei der Thatsache, daß gewisse Formen als ästhetische Ursachen erscheinen, als einer letzten stehen bleiben zu können. Es liege in der nun einmal gegebenen Organisation unseres Gemüthes, daß wir bei der Wahrnehmung gewisser Formen der Dinge Wohlgefallen oder Mißfallen empfinden, daß wir sie als schön oder unschön beurtheilen. Dem gegenüber ist wohl die Frage berechtigt: Worauf beruht es, aus welchen Gründen folgt es, daß jene Wirkung stattfindet? Sei es, daß die Gründe in unserer Organisation selbst liegen oder in der Natur der Formen oder in der Beziehung beider zu einander; können wir diese Gründe entdecken? und welches sind sie? Wir werden nun die Gründe kennen lernen, welche man für jene Wirkung ästhetischer Formen angenommen hat. Zuvor aber will ich zeigen, wie die Vermischung dieser beiden Fragen zur Verwirrung der Antworten geführt hat.

Die sich bei der Thatsache, daß die Formen ästhetisch wirken, nicht beruhigen konnten, haben geglaubt, daß die

Gründe, welche dafür vorhanden sind, als Ursachen mit, neben und gleichsam hinter denselben mitwirken müssen, oder daß die metaphysischen Gründe als psychologische Thatsachen in der Seele auftreten oder gar zu Bewußtsein kommen müssen. Wir werden aber sehen, daß es zwar Gründe gibt, weshalb die Formen gefallen, daß diese aber keineswegs als besondere Thatsachen oder Ursachen auftreten.

Betrachten wir auf der anderen Seite aber die Wirkung eines musikalischen Kunstwerks, so werden wir finden, daß es neben und außer der Formschönheit desselben oder der Schönheit durch seine Formen noch andere Ursachen gibt, welche die gesammte Wirkung hervorbringen; diese Ursachen aber sind nicht die Gründe für diejenige Wirkung, welche die Formen als solche ausüben, oder nicht die Gründe, weshalb die Formen an sich gefallen.

Die Formalisten werden hoffentlich bald zugestehen, daß es, sowohl für das Naturschöne wie für die Kunstschönheit zur Erzeugung der ästhetischen Gesammtwirkung auf das Gemüth des Empfängers neben den ursprünglichen und absoluten Formverhältnissen noch andere Ursachen gibt, wodurch zwar nicht das ästhetische Princip, wohl aber der ästhetische Erfolg bedingt wird. Die rein ästhetische Betrachtung muß also durch eine psychologische Erforschung der ästhetischen Ereignisse ergänzt werden. Sie müssen ferner zugestehen, daß die Frage nach den Gründen, weshalb die ästhetischen Formen überhaupt und weshalb sie so und nicht anders wirken, eine berechtigte ist. Man mag immerhin innerhalb der Aesthetik die in der Erfahrung gegebenen einfachsten Formen der Schönheit als die letzten Principien derselben betrachten und aus diesen allein alle Wirkung des Schönen ableiten; man mag auch mit der psychologischen Analyse der ästhetischen Vorgänge

nicht weiter als bis zu jenen Principien der Formen gelangen: es wird immer ein unabweisbares Bedürfniß bleiben, zu begreifen, woher dieſe Principien ſtammen, worin ſie ihre Gründe haben, und in welchem Zuſammenhange ſie mit den übrigen Principien des geiſtigen Lebens überhaupt ſtehen. Die Realiſten oder Idealiſten aber müſſen ihrerſeits zugeſtehen, daß in den letzten und einfachſten Grundformen des Schönen die Hauptwirkung desſelben gegeben iſt, daß die ſonſt hinzutretenden und ſie begleitenden Thatſachen die Wirkung der letzten äſthetiſchen Formen erhöhen, bereichern, verändern, aber nicht erzeugen können, daß ſie die Geſetze der Schönheit weder erſetzen noch modificiren können. Sie müſſen ferner zugeſtehen, daß die Gründe, welche man für die Wirkſamkeit der urſprünglichen Formen annimmt, nicht in beſonderen neu hinzutretenden Thatſachen und am wenigſten in ſolchen des Bewußtſeins beſtehen, ſondern nur in dem Ereigniß des äſthetiſchen Beifalls ſelbſt enthalten ſind.

Vielleicht dient es zur Aufhellung des Problems und zur Schlichtung des Streites, wenn wir die Sache noch ſo ausdrücken.

Die Aeſthetik als Wiſſenſchaft hat es mit der Erforſchung der Geſetze der Schönheit zu thun. Alle Schönheit beſteht in der Form, welche die Dinge oder Ereigniſſe annehmen. Die Geſetze der Schönheit entdecken, heißt alſo: die einfachſten Formen auffinden, welche abſolut gefallen, und aus deren Verknüpfung, Steigerung und Bereicherung die mannigfaltigen Werke der Schönheit hervorgehen.

Unterwirft man aber das in der Erfahrung gegebene Reich des Schönen oder des Aeſthetiſchen einer pſychologiſchen Erforſchung, dann zeigt ſich, daß in den äſthetiſchen Ereigniſſen, ſei es der Auffaſſung eines vorhandenen Natur- oder Kunſt-

ſchönen, ſei es in der künſtleriſchen Erzeugung des letzteren, noch andere als rein äſthetiſche Principien mitwirken; daß wohl die Hauptwirkung, aber nicht die Geſammtwirkung auf die reinen Verhältniſſe in den Formen oder auf die einfachen Geſetze derſelben zurückzuführen iſt; daß der Genuß der Natur- oder der Kunſtſchönheit nicht lediglich in der Wahrnehmung der gegebenen äſthetiſchen Formverhältniſſe und dem Gefühl des Wohlgefallens an denſelben beſteht, ſondern daß noch andere Elemente des vorhandenen Inhalts im Gegenſtand, andere Arten der Thätigkeit in der Perſon bei der Auffaſſung mitwirken.

Man mag vom rein äſthetiſchen Standpunkte darüber ſtreiten, ob eine ſolche Mitwirkung anderer als der rein formalen Verhältniſſe im Object und anderer Gefühle oder Vorſtellungen als des reinen Wohlgefühls an der wahrgenommenen Form im Subject berechtigt ſei; ob es dem höchſten Ideal der Schönheit entſpricht, eine ſolche Vermiſchung mit anderen fördernden oder hemmenden, bereichernden oder ſtörenden Elementen im Kunſtwerk oder dem Auffaſſungsproceß herbeizuführen: die pſychologiſche Unterſuchung zeigt uns in den wirklichen Vorgängen der Schöpfung und der Erfaſſung des Schönen, daß thatſächlich die äſthetiſchen Elemente faſt niemals und in den edleren, höheren Werken am wenigſten die rein und allein wirkſamen ſind. Weil Kunſtwerke zu rein äſthetiſchen Zwecken geſchaffen ſein können — um nicht zu ſagen, ſein ſollen — hat man ſie irrthümlich nur als äſthetiſche Objecte betrachtet, deshalb aber die Wirkung, die ſie hervorbringen, als eine ausſchließlich äſthetiſche und die Elemente, die in ihnen wahrnehmbar werden, ebenfalls alle als äſthetiſch angeſehen. Die pſychologiſche Forſchung hat deshalb die Aufgabe, bei den Erſcheinungen der Naturſchönheit und bei den

Künſten im Allgemeinen oder beſtimmten Kunſtwerken im Beſonderen nachzuweiſen, welche geiſtigen oder auch phyſiologiſchen Elemente und Erregungen mitwirken, und in welcher Art und Geſtalt ſie ſich mit den rein äſthetiſchen verbinden.

Aeſthetik und Pſychologie werden immer nur dahin kommen, die Elemente, das heißt die einfachſten und urſprünglichſten Erſcheinungen zu entdecken, welche in unſerem Gemüthe jene ſpecifiſche Erregung oder jene beſondere Erkenntniß der Schönheit herbeiführen. Aber auch an dieſe letzten und unleugbar gegebenen Thatſachen der inneren Erfahrung (welche mit unſerer ganzen geiſtigen Organiſation zuſammenhängen, ja genau genommen den weſentlichen Charakter derſelben ausmachen) knüpft ſich das Bedürfniß einer Betrachtung — die wir als metaphyſiſche bezeichnen — welche zu unterſuchen hat: in welchem Verhältniß denn nun dieſes Erſcheinungsgebiet zu allen anderen Erſcheinungen, welche Gegenſtand unſerer Erkenntniß ſind, ſich befindet; ob denn das Auftreten dieſer beſonderen Art des Daſeins oder dieſer ſpecifiſchen Weiſe der Auffaſſung, die als Schönheit ſich geltend macht, von den anderen Arten gänzlich unabhängig, gänzlich ſelbſtändig und ihnen gleichſam zufällig iſt, oder ob irgend ein und welcher Zuſammenhang ſtattfindet; ob es alſo in der Natur der Objecte, alſo des Univerſums, oder des menſchlichen Geiſtes eine Aufklärung darüber gibt, aus welchem Grunde und auf welche Weiſe zu den ſonſt gegebenen Erſcheinungen auch die des Schönen, zu den anderen Ideen — alſo etwa denen der Wahrheit und der Güte — auch die der Schönheit ſich findet.

Bei einem Blick auf die Geſchichte der Aeſthetik begegnen uns meiſt falſch geſtellte, nämlich die Zielpunkte derſelben verwirrende und vermiſchende Fragen; ein Blick in die Zukunft aber erfüllt uns mit der Hoffnung, daß eine neue und ſtrenge

Ordnung der Fragen auch den Weg zu ihrer Beantwortung sichern wird. Jene Ordnung wird aber darin bestehen, daß erstens und vor Allem jedes ästhetische Ereigniß — es sei ein ästhetisches Object, also ein schönes Werk der Kunst oder der Natur oder eine Handlung des Menschen, oder der Prozeß der Schöpfung dieses Objektes oder der Prozeß der Wahrnehmung und Schätzung desselben — einer psychologischen Analyse mit der Absicht unterworfen wird, die rein ästhetischen Elemente darin zu entdecken und sie von denjenigen zu unterscheiden, welche den theoretischen oder ethischen oder sonst praktischen z. B. religiösen Interessen und den durch diese erzeugten Gemüthsbewegungen entsprechen.

Diese Absonderung der ästhetischen Elemente in unserem inneren Leben von denen jeder anderen Art wird also zur Erkenntniß des ästhetischen Bestandes führen. Dem hat sich dann zweitens die Untersuchung der ästhetischen Elemente, ihre vollständige Sammlung, Ordnung, die Art ihrer Verbindung und ihrer Abhängigkeit anzuschließen, aus welcher sich die Erkenntniß der ästhetischen Gesetze ergeben muß.

Ihren Abschluß findet aber die Wissenschaft der Aesthetik drittens durch die Erforschung des letzten Grundes und des Zweckes aller ästhetischen Gesetze oder durch die Beantwortung der Frage: weshalb und wozu unser inneres Leben überhaupt neben der theoretisch-logischen und der ethischen auch einer ästhetischen Gesetzmäßigkeit unterworfen ist: eine Frage, deren Lösung von der Vergleichung dieser verschiedenen Gesetzmäßigkeiten und von der Erkenntniß ihres inneren Zusammenhanges abhängig ist, aus welchem sich das menschliche Gemüth als ein Ganzes und in sich Einiges erklärt.

Hier in diesem Werke haben wir zwar nur die psychologische Untersuchung zu führen. Um aber die — manchem

Leser gewiß noch dunkle — Rede von dem Unterschiede der Ursachen und der Gründe des Schönen zu erhellen, wollen wir auf die vorzüglichsten Gründe des Gefallens am Schönen, die man aufgestellt hat, kurz hinweisen und dann erst die psychologische Analyse desselben mit besonderer Hervorhebung der Musik als der am meisten umstrittenen Kunst folgen lassen.

Die Schönheit oder schöne Erscheinungen oder in diesen die schönen Formen, in welchen sie erscheinen, gefallen uns; sie rufen in unserer Seele ein beifälliges Urtheil hervor, sie bewegen unser Gemüth auf eine wohlthuende Art. Weshalb? Die Einen finden den Grund in der Beziehung der ästhetischen Formen zu unserer Intelligenz, welche indessen wiederum von Verschiedenen verschieden aufgefaßt wird.

Die schönen Dinge unterscheiden sich von denen, die der Schönheit entbehren, dadurch, daß sie am klarsten gedacht, angeschaut werden; die Verhältnisse in ihnen, auf denen ja ihre Schönheit beruht, sind klarer, einfacher, leichter faßbar und bestimmter denkbar. Die Zahlenverhältnisse der Töne in den Accorden sind einfacher, klarer, in den Dissonanzen sind sie verwickelt und unbestimmt. Alles Symmetrische, Harmonische, Rhythmische besteht in einer leicht und klar erkennbaren Ordnung; die Beziehung der Theile auf einander und auf das Ganze, das sie ausmachen, tritt deutlich hervor, weil sie eine bestimmte und nach einem gewissen Gesetz geordnete ist. Alles Kosmische ist klar, alles Chaotische dunkel in unserer Anschauung. Die schönen Formen also haben den Vorzug, daß sie an sich selbst und noch ohne eine Beziehung auf einen Inhalt, dessen Form sie sind, der auf Erkenntniß gerichteten Natur unseres Geistes am meisten entsprechen; daß sie vollkommener und

daß sie leichter als unschöne Formen zu klarer Erkenntniß kommen.

Andere nun fassen gerade das Verhältniß der Form zum Inhalt ins Auge. Ein Ding erkennen, begreifen, heißt seine Idee auffassen. Im Schönen nun kommt die Idee am vollkommensten zur Erscheinung. Das Schöne gefällt uns, weil in ihm die Idee zur vollkommenen Anschauung gelangt. Natürlich wird bei dieser Theorie das Wesen der Schönheit (die Definition derselben) diesem Grunde entsprechend gefaßt: schön ist, was eine vollkommene Darstellung der Idee ist, was die Idee zur sinnlichen Anschauung bringt.*) In der schönen Form also offenbart sich die Wahrheit der Dinge, denn in ihr oder durch sie leuchtet die Idee des Dinges. Die Schönheit erzeugt zwar keine neue Wahrheit, aber die Wahrheit der Dinge wird durch sie auch im Sinnlichen anschaulich; die Schönheit also gefällt, weil sie die Idee zum Ausdruck bringt, sie offenbar macht, ihr sinnlich-anschauliche Gestalt gibt.**) Zwar überall ist die Idee in der Wirklichkeit und Sinnlichkeit wirksam; aber sie kommt darin nicht oder nur unvollkommen zur Erscheinung; die Dinge enthalten nur eine Hindeutung auf die Idee, ihre Wahrheit aber wird nur als Wahrheit des Begriffs gedacht; im Schönen aber besitzen wir die Wahrheit als Anschauung, die Idee kommt in ihm zur wirklichen und wirksamen Erscheinung.

---

*) Ueber das Verhältniß der Sinnlichkeit zur Idealität vgl. „Pabst, die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne. Berlin 1870", besonders S. 50 ff., wo darauf hingewiesen wird, daß die künstlerische Idee bei ihrer Ausführung zwar Einbuße erleidet („auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel"), was und wie viel sie aber auch gewinnt.

**) Zur Erläuterung und Kritik der verschiedenen Ansichten verweise ich nicht nur auf Lotzes Geschichte der Aesthetik und die ausgezeichneten Auf-

Nach Anderen wiederum soll die Schönheit, welche wir einem Gegenstande in einem ästhetischen Urtheil zuschreiben, darin bestehen, „daß die Form der Verknüpfung des Mannigfaltigen in ihm, indem ihr Eindruck den Thätigkeitsbedingungen unserer Urtheilskraft entspricht, uns die allgemeine Vorstellung einer Zweckmäßigkeit desselben ohne Hindeutung auf einen bestimmten Zweck erregt." Der Grund also, weshalb das Schöne uns unmittelbar gefällt, liegt in dem der Natur und Gliederung unserer Geisteskräfte entsprechenden Rhythmus, in welchem die Form des Schönen sie zur Ausübung ihrer Thätigkeiten anregt. Die objectiv gegebenen Formen der Schönheit gefallen also mit anderen Worten wegen der Form des subjectiven Prozesses ihrer Auffassung, in welcher ihre durchgehende Harmonie mit unseren Geisteskräften sich offenbart.

Mit diesem Gedanken ist man dann noch weiter auf den Vorgang auch der sinnlichen Anschauung der schönen Formen zurückgegangen und hat behauptet, daß sie uns deshalb gefallen, weil sie zu unserem geistigen und leiblichen Wohlsein in directer Beziehung stehen. Geschwungene Linien werden leichter und bequemer aufgefaßt als eckige und zackige, consonirende Töne leichter und bequemer als dissonirende. Aus dieser Leichtigkeit des Prozesses, dem Fernbleiben von Anstrengung erzeugt sich ein gewisses Behagen, welches um so wohlthuender sei, weil gewissermaßen eine Ersparniß von Kraft oder das Gefühl eines Ueberschusses derselben damit verbunden ist. Sogar soweit ist man gegangen, die Erregung unseres psychophysischen Organismus, welche in der sinnlichen Anschauung stattfindet, bei den schönen Formen nicht nur als die leichteste und darum angenehmste,

---

sätze Vischers in den „Kritischen Gängen", 4. und 5. Heft, sondern auch auf das gehaltvolle Buch von Neudecker: „Studien zur Geschichte der deutschen Aesthetik seit Kant." Würzburg 1878.

ſondern als die nützlichſte für den Beſtand und die Functionen desſelben aufzufaſſen. Das Schöne alſo gefällt nach dieſer Theorie, weil der Act ſeiner Auffaſſung unſeren Organen wohlthuend und nützlich iſt.

In einer ganz anderen Richtung bewegen ſich die Gedanken derer, welche den Werth der Schönheit und den Grund des Wohlgefallens nicht in der Erkenntniß noch auch im Proceß ihrer Auffaſſung finden, ſondern in einer eigenthümlichen Beſchaffenheit, welche ihr eine ſpecifiſche Stellung und Leiſtung inmitten des Ganzen unſeres inneren Thuns anweiſt. Zwar aus der Eigenart ſeiner Erſcheinung fließt die Geltung und Bedeutung des Schönen; aber nicht in ihm ſelbſt, für ſich allein beſteht ſie, ſondern in der Rolle, welche es gegenüber den anderen Erſcheinungen, die unſer Gemüth erfüllen, zu ſpielen hat. — Vernunft und Trieb, Geiſtiges und Leibliches, Sittlichkeit und Sinnlichkeit leben im Widerſtreit miteinander. Die Schönheit iſt es, welche den ſonſt nimmer raſtenden Kampf zum Frieden führt, weil ſie den Trieb der Vernunft unterwirft, ihn gleichſam zum Gehorſam überredet oder überliſtet. Beruht nämlich der Widerſtreit auf der urſprünglichen Verſchiedenheit der Natur des Geiſtigen und Leiblichen, alſo der Vernunft und des Triebes, ſo iſt im Schönen eine Vermittelung gegeben, welche beide vereinigt; denn das Schöne reizt und rührt den Sinn und iſt zugleich ein Erzeugniß und ein Ausdruck des Geſetzes. In der Anſchauung und in der Schöpfung des Schönen iſt Sinn und Seele, Trieb und Vernunft, Sinnlichkeit und Sittlichkeit zugleich betheiligt. Sei es nun, daß man annimmt, die äſthetiſche Form beherrſche den Trieb, weil ſie gefällt, oder ſie gefalle, weil ſie den Trieb unterwirft: immer beruht hier der Werth der Schönheit einerſeits auf ihrer Doppelnatur, ſinnlich und geiſtig zugleich zu ſein, und andererſeits auf der daraus

folgenden Herstellung der Harmonie zwischen den streitenden Kräften des inneren Daseins.

Ich vermeide in dieser flüchtigen Uebersicht alle kritischen Ausstellungen, welche gegen die bisher gedachten Begründungen der Schönheit zu machen sind, und bemerke nur, daß die Betrachtung derselben sich noch viel höher erhebt und in ihr Wesen noch tiefer eindringt mit dem Gedanken: daß die Form der Schönheit eine in allen Arten der Idealität identische, oder daß sie in allen Arten als die gleiche und gleich wirksame Form mit sich selbst identisch ist. Im Prozeß derjenigen Gedankenbildung, welche zur Wahrheit führt, in jener Gestaltung des Willens, welche ihn zum guten macht und durch ihn das Gute erzeugt, sind Formen und Verhältnisse und zwar dieselben Formen und Verhältnisse vorhanden, welche eine Erscheinung zur schönen werden lassen. Ich habe gelegentlich der inneren Sprachform für unsere Gefühle im vorigen Bande S. 314 darauf hingewiesen; hier aber lasse ich die Worte Lotzes folgen, der in seiner lichtvollen und eindringlichen Weise diesem Gedanken Ausdruck gegeben hat (Gesch. der Aesthetik S. 97 f.): „Sinnliches bildet unmittelbar natürlich niemals das Uebersinnliche in dem Theil seines Wesens ab, in welchem sein Unterschied vom Sinnlichen liegt; aber die formalen und quantitativen Eigenthümlichkeiten einer Verknüpfung übersinnlicher Elemente lassen sehr wohl einen sprechenden Ausdruck durch gleiche formale Verhältnisse eines sinnlich Mannigfaltigen zu. Nicht der eigentlich sittliche Gehalt der Treue, der Gerechtigkeit, der Billigkeit oder des Wohlwollens, nicht das, wodurch sie alle von der blinden Wirksamkeit einer Anziehung oder Abstoßung selbstloser Massen sich unterscheiden, kann in irgend einer Gestalt oder Bewegung unmittelbar zur Erscheinung kommen; aber jede dieser Tugenden führt die Vorstellung eines bestimmten Rhyth-

mus mit ſich, welchem ſie die ganze Mannigfaltigkeit unſerer inneren Zuſtände zu unterwerfen ſtrebt.“ Lotze zeigt dann weiter, daß es nicht bloß die Analogie einzelner äſthetiſcher Grundformen mit einzelnen Zügen ſittlicher Geſinnung iſt, worauf es bei der Schätzung des urſprünglichen Werthes der Schönheit ankommt, ſondern vor Allem ihre Fähigkeit, die höchſte Form ſittlicher Geſtaltung, welche in der harmoniſchen Einheit der ſittlichen Perſönlichkeit hervortritt, zur abbildlichen Darſtellung zu bringen. „Nur eine ſehr engherzige Moral beſchränkt die Aufgabe der Sittlichkeit auf das Gebiet der Handlungen, die nach gewöhnlicher Meinung allein der Verantwortung unterliegen; jene vollkommene Sittlichkeit, deren Erſcheinung wir in der Schönheit zu finden hoffen, gebietet, daß auch alle anderen Regungen unſeres Inneren, der Verlauf unſerer Vorſtellungen, der Wechſel unſerer Stimmungen und Begierden und alle Nachwirkungen unwillkürlicher Reizbarkeit denſelben Formen ſich fügen, welchen das ſittliche Gebot zunächſt allerdings die Geſinnungen unterwirft, welche ſich in Handlungen äußern. Denn die erſte formale Bedingung aller Sittlichkeit iſt die Perſönlichkeit, dies, daß der Menſch Einheit ſei, nicht eine Sammlung verſchiedenartiger Reizbarkeiten und Triebe, die untereinander keine Gemeinſchaft haben. Um dieſer Einheit willen kann die Seele, die dem ſittlichen Ideale nachſtrebt, nicht dulden, daß ihre Vorſtellungen in dem haltloſen und unzuſammenhängenden Wechſel ſich drängen, den die ſittliche Pflicht der Treue ihren Handlungen verbietet; ſie darf nicht ihre Gefühle von Kleinem hoch aufregen laſſen und unaufregbar bleiben für Großes, denn wie handelnd gegen die Rechte der Perſonen, ſo müſſen wir fühlend gerecht ſein gegen den Werth der Dinge und ihrer Reize; nie endlich darf das Gemüth andrängenden Trieben und Begierden plötzliche, ſprung-

weis sich ändernde Ausbrüche gestatten, da es gleichen Mangel an hinreichender Begründung und an Beschränkung der einzelnen Handlungsweise durch den zusammenhängenden Plan des ganzen Lebens und durch die Einheit des Charakters auch seinen Thaten nicht zulassen darf. So würde also die sittliche Vollendung, eben weil sie dies ist, zugleich die Ursache einer durchaus bestimmten Haltung des Gemüths sein; die Formen dieser Haltung aber, eben weil sie Formen sind, Verhältnißformen eines Mannigfaltigen, haften nicht unablösbar an diesem sittlichen Innern allein, sondern lassen sich an jedem andern System eines Mannigfachen, lassen sich deshalb auch an der Gesammtheit der Bewegungen ausprägen, welche der Körper dem Geiste als Mittel seines Ausdrucks zu Gebote stellt. Und es ist klar, daß es dann keines besondern Vermittlungsgliedes bedürfen wird, welches uns lehrte, warum dieser eigenthümliche Vortrag der Bewegungen sich zum Ausdruck des Sittlichen eigne; denn er würde nicht ein conventionelles oder durch eine unbegreifliche Natureinrichtung gestiftetes Symbol des Sittlichen sein; vielmehr seine eigenen Verhältnißformen sind unmittelbar identisch mit denen, in denen das höchste nach seiner eigenen Natur sich äußern muß; sie sind das Formale dieses Inhalts, ohne diesen Inhalt selbst in sich zu enthalten, und ebenso erfüllen sie genau die Aufgabe, die man überhaupt mit Recht von der Erscheinung irgend eines Wesens gelöst verlangen kann." — Mit voller Zustimmung zu den eben angeführten Gedanken Lotzes und doch dieselben aus einem anderen Gesichtspunkt fassend, will ich nunmehr abschließend meine eigene Ansicht über die höchste Bedeutung und letzte Begründung des Schönen hier in aller Kürze folgen lassen, um mich dann der psychologischen Analyse der Wirkung seiner Erscheinungen zuzuwenden.

Das Wesen des menschlichen Geistes offenbart sich in seiner Thätigkeit; Inhalt und Ziel derselben ist die Entwickelung mannigfach gearteter Idealität, d. h. die Erkenntniß von Ideen und ihre Verwirklichung. Die Welt des Daseienden, alles dessen, was existirt, Endliches und Unendliches, Physisches und Geistiges, das Universum überhaupt wird dem Geiste zum Gegenstand der Erkenntniß. Das Streben nach Vollkommenheit der Erkenntniß wird als Idee der Wahrheit bezeichnet, welche sich in der Entwickelung aller Ideen des Seins offenbart.*) Das Weltbild, das im Geiste entsteht, ist kein passives Spiegelbild, sondern das Erzeugniß andauernder und aufsteigender schöpferischer Thätigkeit. Die objectiv gegründete Natur des Daseienden und die subjective Thätigkeit der Auffassung desselben unterliegen beide einer bestimmten unausweichlichen Gesetzmäßigkeit, und die Idee der Wahrheit ist auf eine durchgängige Harmonie sowohl der subjectiv im psychischen Prozeß erarbeiteten (theoretischen) Ideen des Geistes untereinander, als mit den objectiv und an sich selbst seienden Ideen des Seins, also mittelbar auch mit dem Realen gerichtet.

Der Geist des Menschen und des Menschengeschlechtes ist aber zugleich ein Glied in der Kette der gegebenen Wirklichkeit selbst; zu seiner Erhaltung und vollends für seine Entwickelung zur Idealität bedarf und übt er eine vielgestaltige Wirksamkeit, welche den biologischen Gesetzen und mittelbar allen physikalischen Gesetzen unterliegt. Seine eigene leibliche und seelische Thätigkeit und vollends die fortschreitende Vervollkommnung derselben ist einerseits von den realen Naturgesetzen, andererseits von der theoretischen Erkenntniß derselben bedingt. Bezeichnen wir die geistige Triebkraft in aller realen

*) Vergl. meine „Ideen in der Geschichte. Berlin, bei Dümmler, 2. Aufl. 1872."

Wirksamkeit des Menschen als den Willen, so finden wir auch diesen einer Gesetzmäßigkeit unterworfen, und zwar nicht bloß jener natürlichen Gesetzmäßigkeit alles Realen, sondern zugleich einer anderen, nämlich der der Sittlichkeit. In seinem Verhalten zur Natur, als Glied derselben, sodann im Verhalten zu anderen Menschen, mit denen er zu gemeinschaftlicher Thätigkeit sich verbinden muß, ist er behufs der Entwickelung irgend einer Idealität an die ethische Gesetzmäßigkeit gebunden, welche in unseren sittlichen Ideen oder Ideen des Sollens ihren Ausdruck findet oder zusammengefaßt und einheitlich als die Idee des Guten bezeichnet wird. Wir lassen es hier dahingestellt, ob man bis zu dem Nachweis einer wirklichen Identität der Idee des Guten mit der Idee des Wahren, oder der Ideen des Seins mit den Ideen des Sollens vordringen kann, oder ob man auch nur eine theoretisch durchgreifende oder praktisch wirkungsvolle Analogie beider Arten von Ideen anschaulich zu machen im Stande ist; es genügt uns, daß der Zusammenhang zwischen beiden insofern als ein schlechthin nothwendiger sich erweist, als einerseits die sittlichen Ideen verwirklicht, also in die Weise naturgesetzlicher Wirklichkeit und Wirksamkeit eingeführt werden und andererseits die ganze Lebensthätigkeit und Wirklichkeit die reale und offenbarte Gestalt des Guten annehmen soll; mit anderen Worten, die Idee des Guten soll sich in der wirklichen Welt wirksam manifestiren, und die wirkliche Welt soll nicht nur ihre eigenen natürlichen, sondern auch die sittlichen Ideen zur realen Gestaltung bringen, derart, daß die Idee des Guten nicht nur eine theoretische, für sich seiende und abgesonderte, sondern eine praktische in der Weise des Naturgesetzes (oder der Naturideen) wirksame Existenz gewinne; kürzer: der Zusammenhang zwischen den Ideen des Ethischen und des Physischen besteht darin, daß vermittelst des Psychischen oder speciell

des Wollens die Sittlichkeit wirklich und die Wirklichkeit sittlich werden soll.

Alles Wahre aber und alles Gute, alles Wirkliche und alles Ideale, alles Sinnliche und alles Sittliche, sobald es in die Erscheinung tritt, hat irgend eine Form. Auch für diese gibt es eine besondere, eigene Idealität: auch sie, die Form, unterliegt einer specifischen Gesetzmäßigkeit; diese Idealität der Form ist das Schöne. Wenn man die Idealität der Dinge überhaupt als eine Ordnung, als einen Kosmos im Gegensatz zum Chaos bezeichnet, wenn man deshalb allgemein und mit Vorliebe das Ziel sowohl der Erkenntniß wie der Gestaltung des Universums im Begriff der „Weltordnung" ausprägt: dann finden und schaffen wir also außer der natürlichen Weltordnung und der sittlichen Weltordnung auch eine ästhetische Weltordnung; in der Welt des Wirklichen manifestirt sich die Idee des Wahren; in der Welt des Sittlichen die Idee des Guten; in der Form, welche sie beide annehmen, soll sich die Idee des Schönen darstellen.*)

Der Zusammenhang nun zwischen der Idee des Schönen

*) Der Trieb des menschlichen Geistes zu einer streng monistischen Weltanschauung — welchen andeutungsweise schon Herbart, aber scharfsinnig und eindringlich besonders Thilo (s. die Wissenschaftlichkeit der modernen Theologie) auf das ästhetische Bedürfniß zurückgeführt hat — die Neigung also, alle Ideen auf eine zu gründen, welche in den anderen nur gleichsam Ausstrahlungen und Spiegelungen findet, oder von diesen drei Ringen nur einen als den ursprünglich echten anzusehen, hat in der Geschichte des menschlichen Geistes bald die eine, bald die andere zu diesem höchsten Range erhoben. Bei Plato ist es die Idee des Guten, bei Spinoza die des Wahren, welche im Großen und Ganzen die Idealität überhaupt in sich und die anderen Arten nur ein schließt; bei Schelling dagegen in einer Epoche seiner Entwickelung, ähnlich auch bei W. v. Humboldt, ist es die Formgestaltung oder die Schönheit, welche als der letzte und einheitliche Adel alles Seins, Wirkens und Geschehens angeschaut wird; und in poetischer Form hat Rückert dieser Richtung

und den Ideen des Guten und des Wahren ist offenbar; denn es gibt keinen Inhalt, der nicht irgend eine Form annehmen müßte, und es gibt keine Form, welche nicht die Form eines Inhaltes wäre; ein absolut formloser Inhalt und eine absolut inhaltslose Form sind in der Wirklichkeit unmöglich, beide können nur als reine theoretische Abstractionen gedacht werden. Ist also Idealität das Ziel und der Trieb des Geistes, dann wird diese nicht bloß auf den Inhalt, auf seine natürliche, nützliche und zweckmäßige oder seine sittliche Beschaffenheit, sondern auch auf die bloße Form sich erstrecken, auch in der Form der Dinge wird sich eine Ordnung, ein Gesetz, eine aufsteigende Vollkommenheit, also eine Idee manifestiren, und diese Idee der Form ist die Schönheit. — Wie innig aber auch die Beziehung der Form zu ihrem Inhalt gedacht werden muß, und wie sehr die Vollkommenheit von ihrer Angemessenheit für den Inhalt abhängig ist: die Natur des Schönen wird dennoch verkannt, wenn man seine Selbstständigkeit leugnet, seine eigene unabhängige, jeder anderen Art von Idealität, die dem Inhalt zukommt, gleichgeordnete Geltung nicht anerkennt. Die Form empfängt nicht ihre ästhetische Bedeutung oder ihren idealen Werth durch den Inhalt, dessen Form sie ist, noch auch durch die Beziehung derselben auf den Inhalt. Noch weniger aber

---

zugestimmt und ihr (z. B. in Waldstille) einen classischen Ausdruck gegeben:

Was der Vogel singet,
Was die Quelle springet,
Was die Blume blüht,
Was die Schöpfung rauschet,
Mutter, nur belauschet
Hab' ich Dein Gemüth.
Laß mich für die Erde
Sinnen, daß sie werde
Durch und durch verschönt....

beſteht der äſthetiſche Werth der Form darin, daß dieſe den Vorzug hat, den Inhalt auf eine vollkommene Art auszudrücken oder darzuſtellen, oder daß der Inhalt ſeine höchſte reale, inhaltliche Geltung und Wirkſamkeit in dieſer Form findet.*) Vielmehr ſo wenig wie irgend ein Inhalt, welcher irgend einen idealen Werth etwa als Ergebniß der Wahrheit oder der Sittlichkeit beſitzt, dadurch ſeinen Werth erfüllt, weil er in der Form des Schönen dargeſtellt oder Inhalt einer ſchönen Form wird, ebenſo wenig empfängt die Idealität der Form ihren Werth dadurch, daß ſie die Form dieſes oder jenes idealen Inhalts iſt. Einen zwingenden logiſchen Beweis für die unabhängige Idealität der Form kann man nicht erbringen; ob Einer in einer ſchönen Geſtalt, die er ſieht, ihre Schönheit neben oder in der Nährhaftigkeit erkennt, das wird immer von der individuellen Weltanſchauung des Denkers abhängen, deren Erfolg oder Ausdruck die eine oder andere Auffaſſung eben iſt. Denn auch die pſychologiſche Analyſe deſſen, was wirklich in unſerem Gemüthe bei dem Anblicke einer ſolchen Wohlgeſtalt vorgeht, aus welchen Elementen ſich das Urtheil oder Gefühl

*) Wenn Schopenhauer die roſigen Wangen eines Mädchens nur deshalb ſchön finden will, weil ſie das Zeichen der Geſundheit und Lebensfülle, oder die volle Büſte des Weibes, weil ſie die Vorausſetzung einſchließt, daß die wohlgerundeten Brüſte ein Kind am beſten nähren werden, — um von ſeinen weiter abwärts liegenden Beiſpielen zu ſchweigen —: dann leugnet er eben den ſelbſtändigen idealen Werth menſchlicher Wohlgeſtalt, welcher nach unſerer Auffaſſung neben dem praktiſchen der Geſundheit oder der Ernährung nicht bloß ſeine eigene Selbſtändigkeit bewahrt, ſondern ihn durch Adel und Hoheit übertrifft. Vollends in der ſchönen Büſte, welche der plaſtiſche Künſtler einer Venus oder Klythia geſchaffen, nur das Bild der reichlich ſäugenden Amme zu erblicken, heißt die Idealität des Schönen vernichten und einen der höchſten idealen Werthe im menſchlichen Gemüth durch einen der erſten und niedrigſten, wenn auch naturgeſetzlich nothwendigen, praktiſchen Werthe erſetzen oder verdrängen.

des Wohlgefallens zusammensetzt, bleibt nothwendig zuletzt auf das eigene Innere des Forschers beschränkt. Bleibt doch auch trotz des kategorischen Imperativs der letzte Grund sittlicher Weltanschauung der Individualität anheimgegeben; um wie viel mehr bleibt trotz der Sicherheit der ästhetischen Gesetze die Deutung derselben eine individuelle, da die Regungen des ästhetischen Gewissens bei den meisten Menschen denn doch freier und leichter befunden werden als die des sittlichen Gewissens.

Der oft gehörten Meinung aber will ich an dieser Stelle entgegentreten, als ob gerade die Fragen der angewandten Aesthetik oder des Geschmackes in ganz besonderem Maße oder aus ganz besonderen Gründen der individuellen Entscheidung anheimfielen. Wenn man die sprichwörtliche Ansicht, daß über den verschiedenen Geschmack nicht zu streiten sei, in dem Sinne nimmt, daß darüber nicht gestritten werden soll, weil jeder in Sachen des Geschmackes schlechthin Selbstgesetzgeber ist, dann bedeutet sie eine bloße Albernheit. Denn jeder Geschmack gründet sich — wenn er überhaupt irgend begründet ist — auf ästhetische Anschauungen, und diese gehen schließlich auf ästhetische Gesetze zurück, welche zwar absolute Geltung haben, jedoch nur als Erfolg ernster wissenschaftlicher Arbeit zur sicheren Erkenntniß kommen.*) Versteht man aber unter jenem alten Satze, daß

*) Durchaus treffend bemerkt deshalb Gumprecht (in dem oben schon citirten Aufsatz): Der das musikalische Urtheil bestimmende Eindruck ist eine unmittelbare Thatsache der Empfindung, und auf diese sich zu berufen, steht Jedem frei. Breitesten Raum gewährt dem Spiele der Zungen und Meinungen eine Kunst, in der fast alles der verständigen Betrachtung und Beweisführung sich entzieht. Wo uns so oft die gewiegteste Kennerschaft die letzten Gründe für ihre Behauptungen schuldig bleiben muß, da ist es sehr natürlich, daß auch das vorwitzigste Laien-

man auf den Streit des Geſchmackes verzichten möge, weil er unzweckmäßig, nämlich ohne Ausſicht auf den Erfolg einer Uebereinſtimmung iſt: dann mag er zwar als eine kluge Regel gelten; die Vorausſetzung aber, worauf er ſich gründet, als ob dies geiſtige Gebiet ganz vorzugsweiſe oder gar allein die Eigenthümlichkeit beſäße, erfolgloſen Streit zu erregen, iſt ein einfacher Irrthum der Erfahrung. Auch auf vielen anderen Gebieten, von dem metaphyſiſchen bis zum ökonomiſchen, vollends dem nationalökonomiſchen, auf dem der Politik und dem des Rechtes, um von der Theologie zu ſchweigen, gibt es endloſen und erfolgloſen Streit; ſelbſt da, wo die Principien feſt oder gar übereinſtimmend und die Thatſachen zweifellos ſind, vereinigen ſich die Menſchen ſelten zu völlig gleicher Anſicht. Der Grund liegt eben darin, daß die Erſcheinungen verwickelt und ihre Beziehungen mannigfaltig ſind; ihre Unterordnung unter beſtimmte und feſtſtehende Geſetze iſt deshalb überaus mühevoll und überſchreitet bald die logiſche Fähigkeit, bald die logiſche Ausdauer um ſo mehr, weil die Streitenden der Methode entbehren, wie die complexen Erſcheinungen analyſirt und wie ſie dann auf die Prinzipien bezogen werden ſollen. Genau dasſelbe, vielleicht etwas mehr oder weniger, aber durchaus nichts anderes ereignet ſich beim Streit um den Geſchmack. Der Grund aber, daß der ſtatiſtiſche Irrthum ſich faſt allgemein zum Nachtheil der Geſchmacksſtreitigkeiten ausſpricht, liegt darin, daß auf den anderen Gebieten die praktiſche Nothwendigkeit zu Entſcheidungen drängt, welche den pſychologiſchen

---

thum die Befugniß in Anſpruch nimmt, ſeine Stimme abzugeben. Ueber nichts wird leichtfertiger, unbeſonnener, anmaßlicher geurtheilt als über muſikaliſche Werke und Leiſtungen. Nicht bloß bieten ſie Tag für Tag dem windigſten Gefaſel unerſchöpflichen Stoff, auch die Heuchelei thut ſich mit Vorliebe an ihnen gütlich.

Schein größerer Uebereinstimmung erzeugen. Zehn Aerzte mögen über einen Krankheits-, zehn Juristen über einen Rechtsfall ebenso fern von logisch begründeter, wahrhafter Uebereinstimmung sein: am grünen Tisch oder am Krankenbette muß eine Entscheidung getroffen werden, während der Geschmacksstreit sich nach Belieben fortspinnt. (Vgl. Bd. II, S. 253 f.)

Dazu kommt nun nicht bloß für die auffassende und kritische, sondern auch für die schöpferische Thätigkeit ein Anderes, das von größtem Einfluß ist.

Der ästhetischen Ideen und Gesetze gibt es viele; in der Bevorzugung, dem Uebergewicht der einen oder andern ist Raum und Grund für die Verschiedenheit des Geschmacks oder der Stile genug gegeben. Ja sogar dieselbe Idee kann verschiedene Stilrichtungen erzeugen; die der Harmonie z. B. wird leichter und klarer im Gleichartigen und Symmetrischen der Glieder, wie in der Renaissance, aber lebendiger und siegreicher im Mannigfaltigen und Zwanglosen des Rococo zur Erscheinung kommen. Der Streit, ob ein griechischer Tempel oder eine gothische Kirche schöner sei, ist müßig und spielt kaum noch auf rein ästhetischem Boden. — Aber der gesammten Weltanschauung einer jeden Epoche in ethisch-praktischer, in theoretischer und religiöser Hinsicht wird deshalb auch ein bestimmter Stil am meisten entsprechen.

Es ist deshalb thöricht, sich über eine gewisse Stilart oder -entartung einer gegebenen Epoche aufzuregen oder den Geschmack eines Volkes unbedingt verbessern oder regieren zu wollen. — Bei Kunstwerken noch mehr als bei menschlichen Charakteren spielen die Tugenden der Fehler und die Fehler der Tugenden eine große Rolle; in beiden macht das Recht der Individualität sich gegen die abstracte und einseitige Gesetzmäßigkeit geltend. Aber die Individualität der Zeiten und

Künſtler noch viel mehr als die Forderung der abſtracten Geſetzmäßigkeit iſt meiſt das Erzeugniß der Einſeitigkeit, welche in einem Culturvolke und in der Menſchheit nur im Ablauf der Zeiten und im Wechſel der ſchöpferiſchen Bethätigung ausgeglichen wird.

Verſuchen wir nunmehr eine analytiſche Darſtellung deſſen zu geben, was thatſächlich in der Seele vorgeht, wenn wir ein Muſikſtück vernehmen. Zunächſt iſt uns nur eine Reihe von einzelnen und einartigen ſinnlichen Empfindungen gegeben; wir empfangen von außen her nichts mehr als eine Reihe von ſinnlichen Reizen, welche durch unſere Sinnes- und Seelenthätigkeit zu Empfindungen werden.*) Alles was ſich als inneres Ereigniß an dieſe Empfindungen anſchließt, was aus ihnen folgt, ſtammt aus unſerem eigenen Innern, iſt ein Erfolg unſerer, der Hörenden, eigenen Thätigkeit, meiſt ein nothwendiger, geſetzlich vor ſich gehender, indeſſen immer aus unſerer Thätigkeit ſtammender Erfolg. Vermöge einer an die Perception der Empfindungen ſich anſchließenden Apperception faſſen wir die gehörten Töne nicht bloß als einzelne, ſondern irgendwie als zuſammengehörige auf; die einzelnen Töne ſind für uns Theile eines Ganzen, beziehungsweiſe werden dann verſchiedene Ganze wiederum zu Theilen eines größeren Ganzen, Accorde werden zur Melodie, zur Harmonie, zum Rhythmus. Dieſe Apperception, welche ſich der einfachen Perception anſchließt, iſt jedoch nicht eine in der Zeit nachfolgende, ſondern beide ſind zeitlich miteinander verbunden (vgl. Bd. II S. 44); weitaus in den meiſten Fällen (nur einzelne mit

*) Empfindung hier immer im ſtrengen Sinne als Element der Sinneswahrnehmung, von Gefühl unterſchieden gedacht. S. Bd. II S. 38f.

ſchwierigen und uns noch ganz unbekannten Verbindungen ſind ausgenommen) hören wir nicht zuerſt einzelne Töne, zu denen wir ihre Verknüpfung ſpäter hinzudenken, ſondern wir hören unmittelbar nicht Töne, ſondern Tongebilde.

Ebenſo unmittelbar in demſelben Proceß nehmen wir mit den Tongebilden die in ihnen ſtattfindenden, objectiv gegebenen Tonverhältniſſe wahr; die quantitativen Beziehungen der Höhe und Tiefe, der Intervalle, der Klangfarbe, des Tempos der Töne ſind die Eigenſchaften der Tongebilde, welche zugleich ſo zu ſagen mit der Tonmaſſe — mit der Summe der aus den Reizen gebildeten Empfindungen — zur inneren Wahrnehmung gelangen. „Das Urelement der Muſik, ſagt Hanslick, iſt *Wohllaut*, ihr Weſen Rhythmus. Rhythmus im Großen, als die Uebereinſtimmung eines ſymmetriſchen Baues, und Rhythmus im Kleinen, als die wechſelnd-geſetzmäßige Bewegung einzelner Glieder im Zeitmaß. Das *Material*, aus dem der Tondichter ſchafft, und deſſen Reichthum nicht verſchwenderiſch genug gedacht werden kann, ſind die geſammten Töne, mit der in ihnen ruhenden Möglichkeit zu verſchiedener Melodie, Harmonie und Rhythmiſirung. Unausgeſchöpft und unerſchöpflich waltet vor Allem die *Melodie*, als Grundgeſtalt muſikaliſcher Schönheit; mit tauſendfachem Verwandeln, Umkehren, Verſtärken bietet die Harmonie immer neue Grundlagen; beide vereint bewegt der *Rhythmus*, die Pulsader muſikaliſchen Lebens, und färbt der Reiz mannigfaltiger Klangfarben."

Dieſe Verhältniſſe aber, welche die Form der Tongebilde ausmachen, durch welche ſie zu dieſen beſtimmten und von anderen unterſchiedenen Gebilden werden, ſind zugleich der Gegenſtand eines äſthetiſchen Urtheils, das heißt, ſie erregen in der Seele des Hörers Gefallen oder Mißfallen; auch dieſes Urtheil iſt meiſt der Zeit nach nicht merkbar getrennt von der

bloßen Auffassung der Gebilde, und es tritt allermeist nicht in der Form der Vorstellung, sondern in der des Gefühls auf. Nur für höhere und verwickelte Gebilde, nur für den gelehrten Musiker, und auch bei diesem nur in der nachfolgenden Ueberlegung treten die Urtheile als vorstellungsmäßig gedachte hinzu; in der Regel aber wird nur ästhetisches Gefühl durch die Wahrnehmung der Tonverhältnisse erregt, unser Gemüth wird angenehm oder unangenehm bewegt, ästhetisch befriedigt oder verletzt. Keineswegs aber ist es eine besondere Eigenschaft der Musik, daß die Wahrnehmung ihrer Schönheit ursprünglich in der psychischen Form des Gefühls sich vollzieht, und daß diese ursprüngliche Form auch dann noch vorhanden sein muß, wenn bei höherer geistiger Entwickelung aus demselben deutliche Vorstellungen und wissenschaftliche Begriffe vom Schönen sich gebildet haben. Vielmehr gilt es von aller, auch der plastischen, architektonischen und poetischen Schönheit, daß wir sie zunächst im Gefühl ergreifen oder von ihr ergriffen werden; aus ihm erst entfalten sich die ästhetischen Begriffe und die Erkenntniß ästhetischer Gesetze. Wie hoch wir aber auch in der Erkenntniß des Schönen steigen mögen: ein gegebenes Kunstwerk wird nur dann einen vollkommenen Eindruck auf uns machen, wenn es nicht bloß unser ästhetisches Denken in Bewegung setzt und befriedigt, sondern auch unmittelbar unser Gefühl erregt, uns auf die psychische Urquelle der Schönheit zurückführt. Und auch im Sittlichen verhält es sich nicht anders. Das Rechtsgefühl ist die ursprüngliche Form des Rechtsbewußtseins; aber auch wenn klar gefaßte Rechtsvorstellungen, wohldefinirte Rechtsbegriffe unseren Geist erleuchten, muß unser Gemüth für die concrete ethische Lebensführung vom Rechtsgefühl beseelt sein, welches ebenso wie das religiöse Gefühl zugleich der anfängliche Keim und die höchste Blüthe der (ethischen wie der religiösen) Idee

im menschlichen Geiste ist. (Vgl. Ideale Fragen S. 50f. (53) und weiter unten im „Ursprung der Sitten.") — Die Auffassung der Schönheit durch das Gefühl bedeutet also hiernach keine ausschließliche oder eigenthümliche Beziehung desselben zur Musik; die falsche Meinung aber, als ob dies der Fall wäre, hat nicht wenig zur Verwirrung der Ansichten über die Wirkung der Musik beigetragen.

Blicken wir zurück: Also Tonmassen, in einer Reihe quantitativ und qualitativ verschiedener Reize erfaßt, sind uns gegeben, denen bestimmte Formen in den gegebenen und durch entsprechende Apperception von uns erkannten Tonverhältnissen zukommen; also objective Tongebilde, welche zu subjectiven Tonanschauungen werden, die von dem ästhetischen Urtheil, meist in der Form des Gefühls begleitet sind.

Die Tongebilde sind aber nicht bloß ruhende Tonmassen; die Verhältnisse, welche in ihnen hervortreten, sind nicht bloß Verhältnisse eines quantitativen, aber passiven Daseins; vielmehr werden sie appercipirt als active, dynamische Erscheinungen. Die Töne haben nicht bloß eine Gestalt, sondern auch Leben, sie haben nicht bloß eine Form, sondern Bewegung; die Formen der Töne und ihre Verhältnisse sind Formen der Thätigkeit und Bewegung. Wenn wir andere sinnliche, räumliche Erscheinungen wahrnehmen, dann ist es entweder nur ihre ruhende Gestalt oder auch die mit der Gestalt verbundene, von ihr ausgeführte Bewegung; bei den Tönen nehmen wir stets ihre Action, ihre Bewegung wahr. Mag immerhin auch der Ton für das Denken des Physikers auf eine räumlich veränderte Gestalt der Luftmasse zurückgehen: nichts davon dringt in das einfache Bewußtsein des Hörenden; er nimmt aus dem sinnlichen Reiz in dem

ſeeliſchen Proceß nur die Bewegung der Töne wahr; wenn wir die Beziehungen der Töne zu einander auffaſſen, dann ſind es Beziehungen von Handlungen, Bewegungen, wie wenn wir lebendig agirende Weſen beobachten, nicht wie die ruhenden und paſſiven Beziehungen, welche zwiſchen den Linien einer Figur, den Flächen eines Körpers ſtattfinden. Wenn die plaſtiſchen Künſte uns ſinnliche Weſen in ihrer räumlichen Bewegung darſtellen, dann ſind es nur Bilder, nur Schein der Bewegung, ſind es nur jene in Wahrheit ruhenden Formen, welche die Dinge in irgend einem Moment der Bewegung dem Auge darbieten; in der Muſik aber treten uns die wirklichen Bewegungen ſinnlich entgegen und in die Nerven und in die Seele hinein. Dies iſt von einſchneidender Bedeutung für das ganze Weſen der Muſik und für die ganze nachfolgende Reihe pſychologiſcher Wirkungen, die ſich ihm anſchließen. Ich hebe deshalb noch dies hervor: Wenn wir von den Tonanſchauungen, von Tongebilden, auch von Klangfarbe und dergl. reden, ſo erwecken alle dieſe Wörter, weil ihre urſprüngliche Bedeutung und ihre vorwiegende Anwendung ſich auf die räumlich ausgedehnten Erſcheinungen bezieht, ſehr häufig die täuſchende Vorſtellung, als ob es ſich um ruhende Formen, um paſſive Verhältniſſe handle. Wollen wir uns dieſer Ausdrücke ohne Schaden bedienen und doch unſerer wirklichen pſychiſchen Auffaſſung der Tonreihen gerecht werden, dann dürfen wir nie vergeſſen, daß Töne und Tonverhältniſſe für unſere Seele, im engeren Sinne für unſer Gemüth niemals ruhende Weſen oder Geſtalten ſind, ſondern Erſcheinungen von Bewegung.

Und wenn nun Bewegung ſelbſt wiederum entweder bloß eine Veränderung des Ortes im Raume iſt oder eine dynamiſche, intenſive Veränderung der Kraft und der Kraftäußerung: dann wird man bei genauer Prüfung finden, daß unſere innere Auf-

faſſung der Töne eine (natürlich unbewußte) größere Analogie mit den dynamiſchen als mit den örtlichen Bewegungen einſchließt. Ich rede aber hier durchaus noch nicht von irgend einer Symbolik in der Auffaſſung der Tonverhältniſſe, zu der wir ſehr bald kommen werden, ſondern einzig und allein von der einfachen Artbeſtimmung, die wir dem Tonweſen im Proceß der Auffaſſung desſelben angedeihen laſſen, in welcher allerdings das Fundament oder beſſer geſagt die Wurzel enthalten iſt, aus welcher wir die Symbolik der Töne hervorſprießen ſehen werden. Nur iſt es wichtig, den Gedanken feſtzuhalten, daß auch das äſthetiſche Gefühl oder das äſthetiſche Urtheil ſich zwar immer nur auf die Form, alſo auf die Verhältniſſe in den Tongebilden bezieht, daß aber dieſe nicht rein quantitative Beſtimmungen überhaupt, ſondern dynamiſche Beziehungen ihres Gegenſtandes betreffen.

Damit aber iſt der Proceß der Auffaſſung von Tonreihen noch nicht erſchöpft. Wir percipiren nicht bloß die Töne als dynamiſche Vorgänge, ſondern dieſer Perception ſchließt ſich ferner unmittelbar eine weitere Apperception derſelben durch analoge Anſchauungen ſinnlicher und dann auch ſeeliſcher Vorgänge an. Die Seele, welche die Tonempfindungen aufnimmt, iſt nicht leer; ſie hat durch andere vorgängige Proceſſe Anſchauungen aus anderen Empfindungselementen vorlängſt gebildet; nach der Aehnlichkeit mit dieſen faſſen wir die Töne, die Tonverhältniſſe und Tonbewegungen auf; wir denken dieſe, und wenn wir davon reden, bezeichnen wir ſie ſprachlich als Thätigkeiten und als Eigenſchaften derſelben, die wir ſonſt aus ſinnlichen Elementen anderer Art und Gattung gebildet haben. Solcher Thätigkeiten und Beſchaffenheiten der Tonreihen ſind z. B. Rauſchen, Wogen, Steigen, Fallen, Eilen, Hemmen, — Stark, Mild, Streng, Zart, Plötzlich, Gemach u. ſ. w.; Er-

ſcheinungen alſo, die ſonſt aus räumlich ausgedehnten dynamiſchen Elementen gebildet ſind, treten hier als aus Tönen geſchaffen auf. Und wenn wir die Analogie mit inneren Vorgängen hinzunehmen, ſo hören wir in den Tönen ein Sehnen, Locken, Koſen, Scherzen, Rufen und Antworten, Jubeln und Jauchzen, Drohen und Mahnen u. ſ. w.

Die Tonformen erhalten demnach einen beſtimmten ſinnlichen und ſeeliſchen Charakter, der ihnen aus anderen ſinnlichen und ſeeliſchen Formen, die in unſerem Innern bereits vorhanden ſind, nach dem Maße der Analogie auf dem naturgeſetzlichen Wege des Apperceptionsproceſſes zuwächſt; oder die Tonvorgänge bedeuten für uns ſolche Vorgänge von anderer Art, mit denen ſie die gleichen formalen, quantitativen und dynamiſchen Verhältniſſe beſitzen. Die Töne ergeben bloße Tonanſchauung; aber dieſe wird zum Spiegelbild anderartiger Anſchauungen von gleichen Verhältniſſen der Theile zu einander; Wallen und Wogen, Anwachſen und Hinſchwinden, Eilen und Zögern ſind die gleichen Vorſtellungen, die in uns erzeugt werden, ob ſie aus der Bewegung von Waſſermaſſen im Waſſerfall oder von Gemüthselementen in der Gemüthsbewegung oder von Tönen in der Muſik erzeugt werden. In Bezug auf den Act, der ſich in unſerer Seele ereignet, und der aus dem Verhalten der Theile desſelben zu einander ſeine individuelle Geſtalt empfängt, iſt es deshalb gleich, ob es ſich in ihm um einen Kampf phyſiſcher Kräftemaſſen und ihre Ausgleichung in der Natur, um einen dramatiſchen Conflict und ſeine Löſung im Luſtſpiel, um eine tragiſche Schuld und die Erlöſung in der Tragödie oder endlich um eine Diſſonanz und ihre Auflöſung in der Muſik handelt. Der pſychiſche Vorgang iſt hier überall inſofern der gleiche, als das Verhalten der Theile zu einander, welches die Form des Proceſſes ausmacht, dasſelbe iſt.

Der weitere Erfolg aber für unser inneres Leben, welcher sich an diesen Apperceptionsproceß anschließt, ist nun dieser: Die Tonanschauungen gleiten nicht als bloße, gleichsam passive Bilder auf der Spiegelfläche der Seele vorüber; sie sind nicht gleichgiltige, gleichsam theoretische Vorgänge; sondern die Seele oder das Gemüth (oder wie man sonst das Subject unserer inneren Thätigkeit nennen mag) wird von denselben ergriffen, in einen neuen, eigenen specifischen Zustand versetzt. Diese Zustände nun bezeichnet man, inwiefern sie sich auf einzelne Gruppen unserer Inhaltsvorstellungen beziehen, als Gefühle, inwiefern sie aber aus der momentanen Gesammtthätigkeit der Seele sich ergeben, als Stimmungen. Aus den erklingenden und vernommenen Tonreihen also entstehen Tonanschauungen, und diese erzeugen Seelenstimmungen; unser Gemüth wird heiter oder trübe, froh oder gedrückt, schmelzend oder spannend, besänftigt oder erregt u. s. w.

Diese Wirkung der Musik ist offenbar ganz verschieden von jener ersten, und wir können sie als pathetische bezeichnen, während jene die ästhetische war. Tonverhältnisse erzeugen ästhetische Gefühle, Tonanschauungen erzeugen pathetische Stimmungen in der Seele. Unter der Vermischung dieser beiden Wirkungen hat die wissenschaftliche Aesthetik der Musik ebenso gelitten, wie die praktische der Musikauffassung und weiterhin des musikalischen Geschmacks darunter leidet. Dies um so mehr, weil die pathetische Wirkung sowohl im Vergleich mit der musikalisch-ästhetischen, als im Vergleich mit derjenigen, welche in anderen Künsten hervortritt, außerordentlich stark ist.

Wenige Accorde, ja einzelne Klänge von gewissen Klangfarben reichen oft hin, die mächtigsten Gemüthsbewegungen zu erzeugen; wer hat nicht die wunderbaren Wirkungen des bloßen Kuhreigens, eines Glockengeläuts, eines Waldhorns, eines Jodlers

oder der ſchlichteſten Weiſe eines Volksliedes an ſich erfahren? Dieſe Wirkung beſteht ſicherlich nicht in der Anſchauung der Tonſchönheit, ſondern in der Erregung gewiſſer Seelenſtimmungen, theils auf dem Grunde rein phyſiologiſcher Einflüſſe, theils durch die Mitwirkung von allerlei Erinnerungen, die ſich daran knüpfen. — Die Macht des rein nervöſen Eindrucks oder die Gewalt der unmittelbaren Empfindung iſt beim muſikaliſchen Ton ſoviel größer als bei den anderen Sinneswahrnehmungen. Der Blick, mit welchem wir eine Statue, ein Gemälde uns anſehen, iſt ruhig, ſanft, kalt und beſcheiden im Vergleich zu dem Ton, mit dem eine Melodie uns anruft, welcher vielmehr warm, energiſch und andringlich iſt. Eine der deutlichſten Offenbarungen dieſer Verſchiedenheit beſteht darin, daß ſchon eine kurze Tonfolge uns ergreifen und aufregen kann, während ein ähnlich kleiner Theil eines plaſtiſchen Kunſtwerks, ein kleiner Torſo eines Bildwerks oder Gemäldes vielleicht unſere Phantaſie oder unſere Bewunderung erregen, aber unſere Nerven niemals erſchüttern wird. Dagegen kann eine Orgel, eine Geige, eine menſchliche Stimme mit wenigen Accorden — und ſofort mit dieſen ganz allein — uns überrieſeln und Mark und Bein erſchüttern. Vielleicht iſt der Conſenſualismus des Gehörnerven mit denen der Haut, des ſympathiſchen oder des ganzen Nervenſyſtems ſoviel ſtärker als beim Geſichtsnerven; ich kenne einen Mann, der nicht übermäßig und namentlich durchaus nicht krankhaft reizbar iſt, aber dennoch eindringliche Töne — nach ſeiner naiven Erfahrung — ebenſo ſchnell in den Augen wie mit den Ohren wahrnimmt, während ſtarke Tonmaſſen ihm mit kräftigem Druck auf ſeinen Bruſtkaſten einzudringen ſcheinen. Der Phyſiologie fällt die Aufgabe zu, dieſen Unterſchied der Sinnesnerven genauer darzuſtellen und zu erklären, und mir iſt nicht erinnerlich, ob ſie derſelben ſchon nahe getreten iſt. Meinerſeits will ich nur den

Antheil hervorheben, den mir die pſychologiſche Verſchiedenheit an dem Phänomen zu haben ſcheint. Man mag es nun bloß als Thatſache faſſen oder in ihr ſchon die Erklärung finden — ich will nicht darüber ſtreiten — der Unterſchied, der hier auftritt, iſt jedenfalls dieſer: Bei den übrigen ſinnlichen Wahrnehmungen ſchreitet unſere innere Thätigkeit ſofort von den bloßen Empfindungen zu der Auffaſſung der Dinge oder Ereigniſſe, welche uns durch die Empfindung dargeboten werden, fort; bei Farben und Linien, bei Druck und Stoß, ſelbſt bei Geruch und Geſchmack, die auf uns eindringen, iſt ſofort die Frage wach: Was iſt es für ein Ding oder Ereigniß, das da vorhanden iſt? Bei den Tönen aber iſt es die Empfindung ſelbſt, die uns ergreift und bei der wir zunächſt verharren; nicht ein Etwas, was jenſeits der Empfindung iſt, nicht eine Sache, eine Perſon, ein Ereigniß ſuchen wir als den Inhalt unſerer Wahrnehmung, ſondern die Töne ſelbſt, die uns erſchüttern, aufregen, beſeligen, ſind ein genügender Inhalt, der uns beſchäftigt. Vollends die menſchliche Stimme übt ſchon allein durch den Ton einen Reiz aus, der ſo ſtark und eigen und unergründlich iſt, daß man ihn gern als zauberhaft bezeichnet. Wie oft haben die Dichter — mit Erfolg und mit Recht — als poetiſches Motiv die hinreißende Gewalt verwerthet, welche ein liebevolles oder liebenswerthes Weib über den Hörer ausübt, wenn ſie ihre Seele in genial geſetzten Tönen ausſtrömen läßt; wie oft wird da der Text und Alles über den Tönen vergeſſen.*) Jetzt aber, meine ich, verſtehen wir

*) Schon das Alterthum kannte den beſtrickenden Zauber weiblichen Sanges ſehr wohl, und die gegen die Gluth der Sinnlichkeit ankämpfende Keuſchheit talmudiſcher Sittenlehre verbietet deshalb dem Weib, ſeinen Geſang vor Männern hören zu laſſen; ſie ſehen in der Stimme des Weibes eine Art ſeeliſcher Enthüllung, welche die Scheu und Scham

den weitern Unterschied wohl, daß dies nicht beim Gehör überhaupt, sondern lediglich den musikalischen Tönen gegenüber sich ereignet. Beim Sprachlaut eilen wir mit unserer Seelenthätigkeit sofort von der bloßen Lautempfindung hinüber zu der Vorstellung des Wortes und seiner Bedeutung; es ist als ob wir gar nicht einen sinnlichen Laut, sondern sofort einen geistigen Gedanken aufnehmen; die Modificationen des Tones im Worte, die ja gelegentlich so viel für sich selbst neben der Inhaltsvorstellung bedeuten können, verschwinden im Allgemeinen mit der eingetretenen Empfindung und geben im Bewußtsein nur dem Gedanken des Wortes Raum; in der Seele des Sprechers und Hörers verdrängt die Wortvorstellung als der *eigentliche* und *wirkliche* Inhalt und Zweck der Laut-Empfindung diese selbst, sobald sie als Mittel ihre Schuldigkeit gethan. Auch wenn wir einen anderen Schall, Ton, Laut in der Natur vernehmen, eilt unser Bewußtsein über die bloße Empfindung zu der Frage: *was* da schallt, was tönt und was lautet? Der musikalische Ton aber wirkt auf uns als er selbst; nicht von wannen er kommt, nicht von wem oder wovon er kommt, nicht was er außer der Tonempfindung bedeutet, fesselt oder beschäftigt unsere Seele, sondern die nervöse und seelische Erschütterung allein ist der unmittelbare Inhalt und hat die unmittelbare Wirkung auf unser Gemüth. Von dieser Seite betrachtet, ist Musik die sinnlichste oder besser die nervöseste aller Künste.*) — Es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß selbst bei ausgeführter kunstvoller Musik die Wirkung derselben auf den

---

verletzt, mit welcher die Empfindung des Weibes sich in seine Seele zurückziehen soll.

*) Für die vergleichende Kunstgeschichte ergeben sich daraus manche Eigenheiten der Musik und der Musiker sowohl in persönlicher als in völkerpsychologischer und historischer Hinsicht.

Laien vorwiegend eine solche elementare sein wird; nur daß die größeren Tonreihen und schöneren Tonformen schon durch die bloße geordnete Ansammlung der elementar erregten Stimmungen eine nicht immer größere, aber stets edlere und reinere Wirkung ausüben. Für den Musikverständigen und theilweise auch für den Laien kommt dann die geistige Freude an der Tonanschauung als solcher noch hinzu; die inneren musikalischen Beziehungen der Composition, ihre melodischen und harmonischen Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, mit Einem Worte der musikalisch-geistige Gehalt gewährt ihm einen freien und lichtvollen Genuß an der reinen Anschauung der Töne. Allein jene elementare Wirkung der Musik ist gewiß auch bei Fachmännern immer noch sehr bedeutend, und diese geistige oder künstlerische bei den allermeisten Laien gewiß nur sehr gering. Sollte die Anschauung des Schönen in den Tonverhältnissen die wesentliche Wirkung der Musik ausmachen, so würden Laien, bei ihrem durchaus mangelhaften Einblick in dieselbe, niemals eine so deutliche und entschiedene Wirkung an sich erfahren können. Wenn „nur derjenige, welcher die unvergeßliche, bestimmte Anschauung eben dieses Tonstücks mit sich nimmt, es gehört und genossen" hätte: wie viele von einem ganzen Concertpublikum hätten es dann gehört?

Und vergleichen wir die Musik etwa mit den plastischen Künsten, so werden wir schnell finden, daß jene viel mehr als diese Stimmungen erzeugt, während diese vorwiegend einzelne Gefühle erwecken. Beide, Gefühle und Stimmungen, sind, wie schon angedeutet, Zustände der Seele während einer gewissen inhaltlichen Thätigkeit, also während der Bildung von Anschauungen, Vorstellungen, Begriffen, Neigungen und Willensacten. Aber Stimmungen sind zwar starke, als solche bestimmte, aber allgemeine, gleichsam das Ganze der Seele

treffende Gefühle; Gefühle sind einzelne auf bestimmten Inhalt individuell sich beziehende Zustände. Das Gefühl der Lust an irgend einem Gegenstand ist durchaus verschieden von einer **heiteren Stimmung**, von der allgemeinen Freudigkeit der Seele. Eine heitere Stimmung verhält sich zu einzelnen Lustgefühlen etwa wie allgemeines Wachsein, Helligkeit und Energie des Bewußtseins zu einzelnen klaren und energischen Vorstellungen. Nur daß die Stimmungen viel mannigfaltiger sind als die Beschaffenheiten und Grade des Bewußtseins. Die plastischen Künste nun erregen neben den bestimmt ausgeprägten Anschauungen der gegebenen Objecte vielfach einzelne Gefühle; in der Musik tritt die Bestimmtheit der Anschauungen und die Erregung einzelner Gefühle weit zurück hinter der Erzeugung allgemeiner, wenn auch als solcher bestimmter und energischer Stimmungen. (Vergl. übrigens Bd. II S. 262 f.) Sind wir nun mit der Wirkung der Musik zu Ende? Durchaus nicht.

Das nächste was das psychologische Schauspiel der inneren Vorgänge der Musik uns darbietet, ist dieses: Die akustischen Gebilde und Bewegungen werden für unser Bewußtsein und unser Gemüth zu Symbolen plastischer Gebilde und geistiger Bewegungen. Dies bedarf der näheren Erläuterung. Fragen wir von Neuem, welchen Inhalt bietet uns die Musik? Wir haben wiederholt die Meinung ausgesprochen, sie hat keinen anderen Inhalt als die Tongebilde selbst. Vergleichen wir sie mit den plastischen Künsten. Hier sehen wir in farbigen Umrissen ein optisches Gebilde in einfachen oder bunten Farben mit oder ohne körperliche Erfüllung. Allein dieses Bild hat einen Inhalt, es stellt etwas dar, Dinge oder Ereignisse. In diesen Linien zeigt sich der Kopf des Apollo, ein Löwe, ein

Baum; ein Kampf, ein Gewitter. Die plastischen Künste zeigen uns ein Gebilde, aber dieses Gebilde ist ein vor und außerhalb der Kunst schon vorhandener Gegenstand. Die Musik aber stellt keine Gegenstände dar und keine Ereignisse. Aber wie? besinnen wir uns doch genauer! Die plastischen Künste entnehmen ihren Gegenstand aus der Natur; aber diese Gegenstände der Natur selbst, sie sind doch auch nur optische Gebilde; sie sind doch auch nur aus Elementen in bestimmten Formen, nach gewissen Verhältnissen zusammengesetzt. Alles dies gilt doch nun auch von den Tongebilden. Nicht nach der Natur, sondern aus der freien Schöpfung des Menschen, sind sie doch Gebilde mit Formen und Verhältnissen. Wo liegt der Unterschied? Darin! Die Dinge der Natur sind sinnliche Erscheinungen, welche nicht bloß Formen und formale Beziehungen der Theile auf einander enthalten, sondern welche physikalische, chemische, physiologische, psychologische Processe vollziehen, darin einer Gesetzmäßigkeit unterliegen, Energien, Beziehungen der Nützlichkeit, der Zweckmäßigkeit und der Sittlichkeit für einander enthalten; neben ihrer bloßen Gestalt bilden sie ein System von Kräften und Actionen, und ihre wahre und eigentliche Bedeutung liegt nicht in der bloßen Gestalt, sondern in den Functionen, welche sie (in Uebereinstimmung mit ihrer Gestalt) vollbringen, in dem Einfluß, welchen sie auf andere Dinge üben und von ihnen empfangen. Die wirkliche Welt ist eine wirksame Welt voll Energie und Leben. Ihr gegenüber steht nun die Welt der Töne; rein morphologisch betrachtet, stellt sie auch eine Mannigfaltigkeit von Gebilden dar. Aber diese Welt von Gebilden hat in jener Welt der Wirklichkeit nichts zu thun und von ihr nicht zu leiden. Die Welt der Töne ist isolirt; sie werden gebildet und verschwinden; Töne erklingen: damit entstehen und vergehen sie; sie sind nur akustische Processe und

nichts weiter. Die plastischen Werke der Kunst stellen die der Natur dar; ihre Bedeutung liegt darin, daß sie die Natur abbilden. Die Dinge der Natur aber sind nicht bloß plastische Formen, sondern wirkliche und wirksame Wesen. Ein lebendiges Wesen zeigt nicht bloß die Formen des Lebens, sondern hat und ist das Leben selbst in seiner bestimmten Gestalt, und die Kunst stellt das Leben dar, indem sie die Gestalt abbildet. Die Musik aber zeigt uns nichts Anderes als plastisch-akustische Gebilde, welche nichts Anderes sind und nichts Anderes bedeuten als sie selbst; nichts als musikalische Tonreihen mit musikalischen Verhältnissen und Bewegungen. Zweierlei haben wir freilich auch an ihnen schon als wirksam erkannt; einmal erregen sie wegen ihrer bloßen Form, gleich den künstlichen oder den natürlichen Gegenständen anderer Art, ästhetische Gefühle und ästhetisches Urtheil; sodann erwecken sie, von einer menschlichen Seele vernommen, gewisse Stimmungen, ebenso sehr und noch mehr, als dies durch die Wahrnehmung anderer künstlicher oder natürlicher Wesen geschieht. Dazu nun tritt jetzt das Dritte: Auch die musikalischen Gebilde wirken kraft ihrer Aehnlichkeit mit anderen Gebilden (durch den Proceß einer symbolischen Apperception jener durch diese) auf die menschliche Seele in ähnlicher Art, wie die Gebilde, denen sie gleichen; das heißt, die Tongebilde, wenn sie einem menschlichen Ohre erklingen, werden aufgefaßt wie anschaulich gestaltete oder wie lebendige, energische und ethische Wesen und Vorgänge. So wie wir in einem Gemälde nicht bloß das Abbild des Bildes, der Gestalt eines Menschen, sondern eben den Menschen, nicht bloß die Form des Lebendigen, sondern das Leben selbst dargestellt sehen: so erscheinen uns auch die akustischen Gebilde nicht bloß als Tonformen, sondern als die Wesenheiten und Energien, deren Vorstellung durch sie vermöge

ihrer Aehnlichkeit in unserem Bewußtsein hervortreten. Dieselbe Wirkung aber tritt, ja noch sicherer und energischer tritt sie dann ein, wenn anstatt einer Aehnlichkeit mit der Sache eine Aehnlichkeit ihres Eindrucks auf uns stattfindet, also wenn durch die Töne unmittelbar Gemüthsbewegungen in uns erzeugt werden, welche denen gleich sind, die andere Dinge oder Ereignisse in uns hervorbringen. Das nun ist's, was ich die „symbolische Apperception" genannt habe.*)

Die symbolische Apperception, ob sie gleich ein gesetzmäßiger psychologischer Proceß ist, ist noch mehr als jede andere abhängig von der Individualität der Persönlichkeit, welche sie vollzieht; sowohl der Reichthum der in der Seele vorhandenen Anschauungen überhaupt, wie die Regsamkeit derselben als auch das Vorherrschen beider in diesem oder jenem Anschauungsgebiete (etwa des natürlichen, des geistigen, des moralischen oder des religiösen) wird die Energie und den Umfang des Symbolisirungsprocesses bestimmen, und demnach wird dasselbe Musikstück verschiedenen Personen mehr oder minder tief, lebensvoll und ergreifend erscheinen. Ohne Widerspruch gegen die sich gleich bleibende psychologische Gesetzmäßigkeit, vielmehr infolge derselben, wird Jeder aus derselben Composition andere Vorgänge heraushören.**)

Aber ebenso wird, trotz der sich gleichbleibenden ästhetischen Gesetzmäßigkeit, welche von der Individualität natürlich unabhängig ist, dennoch auch das rein ästhetische Urtheil, das

*) Schon in der ersten Auflage mit denselben Worten; doch ist die Erläuterung und Analyse des Processes damals nur kurz angedeutet, schon im vorigen Bande aber weiter geführt.

**) Nichtsdestoweniger bilden Völker und Zeiten Einheiten gleichartiger symbolischer Apperceptionen; wie die Anschauungsmassen sind auch die symbolischen Beziehungen vielfach die gleichen bei den Zeitgenossen und verschieden in den verschiedenen Epochen.

ſich zunächſt nur auf die Formverhältniſſe in den Tonreihen bezieht, bei verſchiedenen Perſonen zuweilen ein verſchiedenes ſein. Dann nämlich, wenn die ſymboliſche Auffaſſung der Töne überwiegt, wenn dieſe ſich gleichſam an die Stelle der Tonreihe ſelbſt ſetzt, dann wird ſich eine gewiſſe, aller Phantaſie eigene Ungebundenheit geltend machen, und die Formverhältniſſe der ſymboliſchen Anſchauungen, welche nunmehr dem äſthetiſchen Urtheil unterliegen, werden häufig andere ſein als die der Töne ſelbſt. Denn das äſthetiſche Gefühl wird erregt und das äſthetiſche Urtheil ergeht nicht bloß durch die objectiven Tonverhältniſſe, ſondern zugleich (einſtimmend und widerſtrebend) durch diejenigen Verhältniſſe, welche in ihrer ſubjectiven Widerſpiegelung, alſo in den pſychiſchen Elementen ſich finden; das heißt alſo, auch die inneren Erfolge der ſymboliſchen Apperception werden Anlaß und Gegenſtand des äſthetiſchen Urtheils.

Desgleichen aber richten ſich auch die Stimmungen, welche wir als die weſentlichſte Wirkung der Töne erkannt haben, nicht allein nach den Tönen, die wir hören, ſondern ebenſo nach den ſubjectiven Apperceptionen, mit denen wir ihre Wahrnehmung ergänzen.

Dies folgt ſchon aus dem einfachen pſychologiſchen Geſetz, daß jede Stimmung Erfolg der Geſammtheit aller gegenwärtigen bewußten und unbewußten Vorgänge in der Seele iſt. Die über den bloßen abſtracten Inhalt des Tones hinausgehenden, durch die Symbolik concret und inhaltsvoll (obgleich unbeſtimmt inhaltsvoll) gewordenen Vorſtellungen gehören zu den weſentlichen Urſachen der gegebenen Stimmung. Die quantitativen und qualitativen Verhältniſſe auch der an ſich gleichgiltigen Töne erlangen einen perſönlichen Werth durch die ſubjective, gleichſam ſchöpferiſche Thätigkeit, die wir an ihnen vollziehen, und von dieſen anhaftenden Werthen wird die Stimmung,

welche die Töne selbst hervorrufen, gekräftigt, beflügelt und vertieft.*) Schon das reine ästhetische Urtheil über die bloßen Tonverhältnisse an sich, weil es sich auf die subjective, zusammenfassende Thätigkeit unserer Seele gründet, hebt ihren Charakter als gleichgiltige Objecte auf; das Maß unserer subjectiven Thätigkeit wird zum Maße des Werthes, das wir den Objecten derselben unwillkürlich beilegen. Mit Unrecht also wird (besonders von Vischer) gegen die formalistische Theorie immer wieder hervorgehoben, daß die Töne ihr ein an sich werthloses Object seien; aus der persönlichen Thätigkeit bei der Auffassung ergibt sich derjenige Werth, welcher, wenn irgend einer, ein wirklicher Werth ist. Es darf aber auf der anderen Seite nicht geleugnet werden, daß sich die Art und das Maß dieses Werthes erhöht nach der Art und dem Maße eben der Thätigkeit, die das Object in uns erregt. Tritt also zu dem Acte der reinen Wahrnehmung noch der der symbolischen Phantasie hinzu, so wird auch beides, das ästhetische Urtheil über das Object und die psychische Stimmung durch dasselbe energischer, reicher und werthvoller werden.**)

---

*) Unsere eigene Zuthat, grade weil sie unsere eigene ist, übt eine ganz besonders erregende Gewalt auf unseren inneren Zustand aus. Für die Ergriffenheit unserer Seele, für Gefühl und Stimmung, also überhaupt für die subjectiv-persönliche Beziehung zu ihrem Inhalt ist die Apperception wichtiger als die Perception. Wir haben dieselbe Thatsache auch im Proceß der Sprachbildung hervortreten sehen. Vgl. 2. Bd. S. 144 f.

**) Mit kühner Entschiedenheit hat Hanslick das Gleichniß hingeworfen, die Schönheit in der Musik sei wie die der Arabeske; diese biete unserem Auge und unserem Geiste geschwungene Linien und nichts weiter. Wenn nun Vischer dagegen fordert: was schön sein solle, „müsse uns angehen," so kann man dagegen fragen, ob uns denn die Schönheit nichts angeht. Was heißt denn dies, daß eine Sache mich angeht? Doch dies, daß in ihr irgend eine Zweckmäßigkeit vorhanden ist, die sich auf meine Person oder auf irgend ein denkendes und fühlendes Wesen

Man wendet diese Symbolik an zur Deutung sowohl ganzer Kunstrichtungen, zur Charakteristik einzelner Meister, dann auch einzelner Kunstwerke und in diesen wiederum einzelner Theile. Diese Melodie, diesen Rhythmus kennzeichnen wir durch irgend eine solche Gleichung. So spricht man überhaupt von dem Aufbau eines Tonwerks, bezeichnet aber Webers Muse als „keine architektonische, auch keine plastische, sondern vielmehr malerische." Schubert sei „keine architektonisch befähigte Natur." Vom „Poetischen" in der Musik spricht man allgemein; aber nicht nur die Gattungen derselben, die mehr lyrische oder epische oder dramatische Natur hebt man hervor, sondern alle möglichen Individuationen derselben werden übertragen; Anmuth, Sanftmuth und Schwermuth, Reiz und Rührung, Tiefsinn und Hochsinn, Plattheit und Pedanterie, Adel und Vornehmheit werden der musikalischen wie der poetischen Composition

---

(unmittelbar oder mittelbar) bezieht. Nun die Schönheit wäre wohl des Zweckes genug, Interesses genug, wodurch die Töne mich angehen. Ueber die Frage also, ob die Töne mich angehen, weil sie schön sind, oder schön sind, weil sie mich angehen, sollte wohl kein Streit sein. Ferner ist bekanntlich darüber kein Streit, daß die musikalischen Tonreihen gewisse Stimmungen erwecken, also auch wegen dieser uns gar sehr angehen. Endlich aber muß auch Hanslick, von jeder musikalischen Theorie, die man daraus ableiten mag, abgesehen, die reine Thatsache zugestehen, daß die Tonreihen durch unseren Appercepti onsproceß von analogischen Vorstellungen und Gefühlen begleitet werden, und daß sie dadurch einen geistigen Gehalt gewinnen, welcher zwar schlechterdings nicht in ihnen liegt, aber von dem Hörer nach psychologischer Gesetzmäßigkeit nothwendig in sie gelegt wird. Sehen wir doch auch in der Arabeske zwar nur Linien, aber nothwendig begleiten wir ihren Lauf mit appercipirenden Gedanken, welche ihnen neben der bloßen Schönheit oder Unschönheit, neben Symmetrie und Rhythmus oder chaotischem Belieben zugleich Vornehmheit und Energie oder Plattheit und Schlaffheit, Reichthum und Größe oder Leerheit und Dürftigkeit, Originalität oder Gewöhnlichkeit in ihren Windungen u. dergl. m. zuschreiben.

zugeschrieben. Tragik und Humor, Elegie und Harlekinade, Lachen und Weinen, Jauchzen und Grämen sollen Ausdruck und Abbild finden. Bewegung, Zeichnung, Colorit, Temperatur und Seele wird den Tönen in allen Variationen zugeschrieben. Wie diese Gleichungen durcheinander laufen, erkennt man aus solchen Urtheilen wie eins über Webers „Aufforderung zum Tanz“: Schwung und Feuer, Brillanz und Grazie, Schmelz und Innigkeit, Coquetterie und Leidenschaft athmen in jenen Rhythmen, die uns ein „ganzes kleines Drama ohne Worte vorführen.“ Wahrheit, Größe, Tiefe und Kühnheit des Ausdrucks, Erregung der Empfindung, des Gefühls, Läuterung des Sinnes und der Gesinnung, aber auch Anregung der Phantasie wird an musikalischen Werken gerühmt; von Schubert sagt Liszt, daß „aus dem kleinsten Lied oft eine Miniaturoper wird, voll tragischer und dramatischer Passion.“ Farbenpracht, Feiergepränge, düstere und heitere, schroffe und harmonische Beleuchtung werden in den Tönen *gesehen*;*) süßer Wohllaut, rhythmische Grazie, melodischer Reiz, Deklamation, Gesang, Poesie werden in den (instrumentalen) Tönen *gehört*; Wahr-

*) Umgekehrt sagte der Kritiker der Nationalzeitung über Schreyer (bei der Pariser Ausstellung von 1885) „er male Musik“, seine „Bilder sind Farbenaccorde, Harmonien von Farbentönen“. Als aber Byron in der Braut von Abydos der symbolischen Apperception sich bediente: „Musik von ihrem Antlitz hauchend“ — The Music breathing from her face (Canto I, VI; in Gildemeisters meisterhaften Uebersetzung Bd. 1, S. 54 und Anm. S. 84) hat sie Widerspruch gefunden, gegen welchen er sich u. A. in der Anm. darauf beruft, daß diese Apperception eine unwillkürliche Thatsache eigener Erfahrung in der Auffassung lebendiger Wirklichkeit sei. Das aber scheint mir zweifellos, daß die Uebersetzung Gildemeisters den Gedanken weitaus treffender ausdrückt als das Original; „the Music“ bleibt in der That anfechtbar; „Musik ... hauchend“, ohne Artikel, ist durchaus tadellos. Mag diese Veränderung bei Gildem. lediglich aus prosodischen Gründen eingetreten sein; dem Gedanken ist sie zu Gute gekommen.

heit, Ernst und Tiefe; Empfindungen, Gefühle, Gedanken, Begegnungen und Lebenszustände werden in ihnen „gedacht".

Diese ganze musikalisch-symbolische Denk- und Redeweise ist zusammengedrängt und doch wiederum als besondere Eigenheit desselben gleichsam verdoppelt in dem Urtheil über Schumann, das sich, aus guten Quellen geschöpft, bei La Mara findet: Als des Meisters eigene Weise rühmt man, „in seinem Schaffen einen symbolischen Ausdruck zu finden für irgend ein poetisches oder wirkliches Erlebniß, das ihn eben erfüllt. Aus der alten absolut-musikalischen Sphäre tritt er in eine poetisch-musikalische — eine Richtung, die für die gesammte romantische Schule charakteristisch ist. Er zieht die äußeren anregenden Objecte mit hinein in seine künstlerische Darstellung und regt so nicht allein den empfindenden, sondern auch den denkenden Menschen an; wie Liszt ihn ja als „den Tonsetzer dieser Epoche bezeichnet, der am meisten Musik denkt." Die Kunst, in Tönen zu charakterisiren und zu individualisiren, war ihm von je geläufig, und mit Vorliebe pflegte er — schon von Kindheit auf — namentlich in seinen Pianofortecompositionen die musikalische Porträt- und Genremalerei, in der er eine ganz unvergleichliche Virtuosität an den Tag legt. — Es sei hier nur beispielsweise an die Porträtskizze Chopins im Carneval, an die die Ueberschrift „Mendelssohn" tragende „Erinnerung" im Jugendalbum, an „Vogel als Prophet" in den Waldscenen ꝛc. erinnert. Dabei tummelt sich sein feiner Humor in voller Freiheit. Schumann gefällt sich in einer mystischen Symbolik, er gibt uns gerne Räthsel auf. Zuweilen deutet er durch eine kurze Ueberschrift, einen Vers u. dgl. die poetische Grundlage an, sich hiermit praktisch den Anhängern der sogenannten Programmmusik anschließend. Je weiter wir dem Lebens- und Schaffensdrange des Meisters folgen, desto un-

abweislicher drängt sich uns die Erkenntniß auf, daß das Einzelwerk bei ihm weniger aus dem Bedürfniß entsprang, den Gegenstand selbst zu formen und zu schildern, als um der Gelegenheit willen, die es ihm bietet, den ihm innewohnenden Gefühlen und Gedanken durch den behandelten Stoff Ausdruck zu verleihen. Und so scheint es, als sei der Schlüssel zum Verständniß der Werke Schumanns darin zu finden, daß wir in ihnen mehr das Subject als das Object, mehr den Schöpfer und Urheber als das Geschaffene suchen, wenn, wie dies zuweilen geschieht, sich die Schönheit des letzteren unserem Blick entziehen will und das Eindringen in seine Tiefen uns erschwert scheint."

Darauf, ob wir speciell diesem Urtheil über Schumann beistimmen, kommt es natürlich für unseren Gedankengang durchaus nicht an; nur das vielseitige Wesen der Symbolik konnte und sollte uns daran deutlicher werden. Wenn uns aber dasselbe sehr Vieles und nicht eben Leichtes, aber desto mehr Fragwürdiges zu denken gibt, so will ich mit einem anderen Urtheil die Erläuterung abschließen, welches, gedrungen und eindringlich, beides zeigt: wie weitgehend diese Symbolik ist, aber auch wie sie in innigster Verbindung mit der einfachen ästhetischen Beurtheilung der gegebenen Tonverhältnisse sich befinden kann.

Gumprecht über das Quintett A-Dur von Kiel sagt: „Mit edler Klarheit und Durchsichtigkeit des Klangwesens und der formellen Gestaltung, kurz mit vollendeter Beherrschung des Technischen verbindet das Werk eine in unseren Tagen äußerst seltene Milde und Heiterkeit des Stimmungsgehaltes. Vom verzweifelten Sturm und Drang, dem Hangen und Bangen in schwebender Pein, dem fried- und freudlosen Hin und Her zwischen den Extremen der Empfindung, von allen diesen zur musikalischen Signatur der Gegenwart gehörigen Dingen ge-

wahrt man hier nirgends auch nur die leiseste Spur. Wir vernehmen eine Tonsprache, die immer gewählt, nie gesucht ist, die es ebenso wenig mit phrasenhafter Gemeinplätzlichkeit wie mit paradoxem Wesen hält, der ein warmes Herz in der Brust schlägt, über welches aber die Leidenschaft keine Gewalt hat. Das Pathos ist ihr ebenso fremd wie seine Kehrseite, die weibliche Gefühlsseligkeit. Als den Grundcharakter des Ausdrucks möchten wir jene Sophrosyne bezeichnen, welche den Alten für die höchste Tugend des Weisen galt. Bald werden ernstere, nachdenklichere, bald flottere, freudigere Töne angeschlagen, aber das innere Gleichgewicht bleibt überall gewahrt. Durch seine Vielsätzigkeit gemahnt das Quintett an die Serenade, mit deren tändelnder Spielseligkeit und galanten Neigungen es jedoch nichts gemein hat. Das Ganze trägt den Stempel einer dem Idealen zugewandten, beschaulich in sich gekehrten Künstlernatur."

Nur an einem Beispiel einer einzelnen symbolischen Vorstellung will ich nun auch die Bedeutung derselben erläutern und begrenzen. Wo der vergleichende Punkt in der äußeren Beschaffenheit, etwa in der Art und dem Tempo der Bewegung liegt, wie bei der Grandezza, beim Rauschen, Wogen, Stürmen der Tonmassen, ist die Sache an sich klar; genauer aber müssen sinnliche Analogien geprüft werden, welche dennoch nur auf einen inneren, seelischen Vergleichungspunkt gegründet sind. Im alltäglichen Gespräch, in der Dichtung und nicht am wenigsten bei der Musik bedient man sich mit Vorliebe der Bezeichnung des „Süßen". Man sagt von einer Melodie, sie sei süß; mit Recht und ebenso wie man sagt: Diese ganze Gestalt eines Kindes, diese Augen oder diese wohlgeformten Augenbrauen, jene schön geschwungenen Lippen sind süß.

Man darf aber deshalb nicht glauben, „süß" sei von Haus

aus eine allgemeine Anschauung, welche in verschiedenen Sinnessphären auf gleiche Weise gewonnen wäre; süß habe also hier überall gleiche und namentlich auch dieselbe Bedeutung wie bei der Süßigkeit des Zuckers, welche gleichsam nur zufällig die primäre Anwendung wäre.

Die Sache verhält sich vielmehr so: Aus jener ganz bestimmten specifischen Empfindung des Geschmacks ist süß in der That eine allgemeine Vorstellung geworden; süß ist die Vorstellung dieser sinnlichen Wahrnehmung. In dem Worte und der Vorstellung süß ist aber von der sinnlichen Empfindung nur die besondere eigenartige Beziehung des Subjects zu dem wahrgenommenen Gegenstande appercipirt; Süßigkeit ist nur das persönliche, sinnliche und geistige Verhalten zum süßen Object. Eben deshalb kann dieselbe auch auf andere Gegenstände als solche des Geschmackes angewendet werden. Mit demselben Recht, aber nicht mit derselben Bestimmtheit. Denn die im Object gegebene Ursache für unser persönliches Verhalten zu ihm ist eine durchaus verschiedene; dort beim Zucker etwa ist es ein einfacher, sinnlicher Reiz, hier, schon wenn wir ein paar Augen süß nennen, ist es nicht ein einfacher, sinnlicher Reiz, sondern allerlei Beziehung auf die Seele, die aus ihnen herausschaut; in den Brauen und Lippen sind es ästhetische Verhältnisse und noch mancherlei, aus sinnlichen und seelischen Elementen complicirte Anziehungen; vollends bei einer Melodie werden es vielleicht schon einzelne angenehme Tonempfindungen, wesentlich aber die Tonverhältnisse und ihre melodiöse und rhythmische Gestaltung sein, die das Süße ausmachen. Ein einfacher, süßer Ton, eine süße Farbe (etwa einer Blume) würden eine nahezu vollständige Analogie mit dem süßen Geschmack darbieten, weil die einfache, objective Beschaffenheit die gleiche subjective Beziehung erzeugt, — daher auch

schlechtweg von „Farbentönen“ und „Klangfarben“ geredet wird, um Qualitäten beider zu bezeichnen; — je mehr sich der Gegenstand complicirt, die Art seiner Beziehung auf das Subject reicher und mannigfaltiger wird, desto mehr nimmt die Vorstellung einen symbolischen Charakter an; und in jedem gegebenen Falle wird es eine zwar dankbare, aber nicht leichte Aufgabe der analytischen Psychologie sein, nachzuweisen, worin es liegt, daß wir dem angenehmen Eindruck grade diesen Charakter des Süßen beilegen. —

Es ist bekannt genug, daß wir einer gleichen symbolischen Auffassung gegebener Erscheinungen auch sonst — außerhalb der Musik — oft begegnen. Namentlich gilt dies von unserer dadurch poetischen Auffassung der Naturgebilde und Naturereignisse. Schon wenn wir sagen: der Wind heult, die See rast, der Donner grollt, — dann ist die Vorstellung, welche wir als seine Bedeutung mit dem Worte verbinden, nicht die einfache Gleichung der sinnlichen Wahrnehmung oder der rein physikalischen Anschauung des Elements; vielmehr steckt in ihr ein Plus von seelischer Art; durch unsere Apperception denken wir — wie unbestimmt immer — etwas von einem beseelten, wollenden, leidenschaftlich bewegten Wesen dabei.*) Wir konnten deshalb

*) „Wenn ich ohne alle ästhetische Anschauung mir den Berg betrachte, so werde ich in prosaischer Sprache einfach die objective Thatsache ausdrücken: der Berg ist hoch. Der der Linie nachfühlende Dichter läßt die Thatsache aus einem Processe hervorgehen, er bringt die Linie ins Rinnen, indem er sagt: der Berg erhebt sich hoch empor; aber rein ästhetische Anschauung liegt erst vor, wenn er sich in den Berg hineinfühlt, wenn ihm seine Gestalt zum Widerscheine eines seelischen Innern wird; dann wird er sagen: der Berg strebt mächtig in die Höhe — oder auch, wenn die Form der Begrenzung eine specialisirte menschliche Gefühlsweise ausspricht: der Berg strebt in energischen Linien empor.“ So Karl du Prel in seinen Beiträgen zu einer Philosophie der Lyrik. Wir können nicht zugestehen, daß eine ästhetische Anschauung erst mit dieser Beseelung beginnt; aber wahr ist, daß sie in derselben gipfelt, und

auch (Bd. II S. 198 f.) behaupten, daß die ganze Sprache, namentlich die vorwiſſenſchaftliche, von einer mythologiſchen Naturanſchauung gänzlich durchzogen iſt. Und ſo wie wir die Naturdinge durch unſere Apperception beſeelen, und wie wir umgekehrt ſeeliſche Dinge durch Naturbilder anſchaulich machen, ſo beſeelen wir auch die Töne der Muſik, erfüllen ſie mit analogem, aus Natur und Geiſt ſtammendem Inhalt, und umgekehrt umkleiden wir dieſe Inhalte mit Tonbildern, ihnen ein akuſtiſch-plaſtiſches Leben gewährend.

Wahre Poeſie zeigt uns deutlich den Weg, auf welchem auch die muſikaliſchen Töne durch ihre quantitativen und dynamiſchen Verhältniſſe zu (Apperceptionen) Bildern mannigfachſten natürlichen oder ethiſchen Anſchauungsinhaltes werden können. Denn überall iſt auch die Poeſie von analogiſchem, allegoriſchem, paraboliſchem, ſymboliſchem Denken erfüllt; wir erfaſſen die Dinge und Ereigniſſe, Göttliches und Menſchliches, Ethiſches und Hiſtoriſches, indem wir ſie nicht nach ihrem eigenen Inhalt, ſondern durch andere Dinge (ſubſtantiviſch) und andere Eigenſchaften und Thätigkeiten (attributiv) uns vorſtellen. An einem einzigen hervorragenden Beiſpiel, dem „Geſang Mahomets“ von Goethe, möchte ich die Sache noch klarer machen; der Kürze und Sicherheit im Verfolgen unſeres Gedankens wegen ſetze ich denſelben hierher:

Seht den Felſenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken

---

zwar deshalb, weil das äſthetiſche Urtheil ſich auf die Formverhältniſſe bezieht; aber es trifft dieſelben nicht nur in der Geſtalt der einfachen Wahrnehmung des objectiv Gegebenen, ſondern in derjenigen Geſtalt und in all den Beziehungen, die ſie durch unſere ſymboliſche Apperception für uns angenommen haben.

Nährten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch.

Jünglingsfriſch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie umſchlingen,
Ihm mit Liebes-Augen ſchmeicheln:
Nach der Ebne bringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu Deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgeſpannten Armen
Unſer wartet,
Die ſich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu faſſen;
Denn uns frißt in öder Wüſte
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unſerm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,

Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu Deinem Vater mit!

Kommt Ihr Alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Nur mit wenigen analytischen Bemerkungen will ich den Leser einladen, dieselben auf eigene Hand fortzusetzen. Von Zeile zu Zeile, fast von Wort zu Wort, schwingt sich der Gedanke aus einem Reiche des Daseins in andere, um je den Vorstellungsinhalt auf poetische, d. i. symbolische Weise zu charakterisiren. Der historische Held wird als ein Strom, Werden, Laufbahn und Leistung im Bilde desselben gedacht. Im Anfang ein „Felsenquell", dessen Eigenschaft aber wieder menschlich, „freudehell" —; die Art aber, wie das physiognomisch Innerliche des „freudehell" angeschaut werden soll: „wie ein Sternenblick", also mit Erhebung ins Makrokosmische. Des Quelles Anfang ist seine „Jugend"; zugleich zwischen Klippen und über Wolken wandeln sich die Wasserkräfte; aber

dieſe ſind „gute Geiſter“ und führen die Phantaſie alſo ganz aus dem Reiche des Natürlichen hinaus. Der Menſch iſt der Strom; aber der Strom wieder menſchlich „jünglingfriſch“; der fallende Regen tanzt aus der Wolke; der ſteigende Waſſerdampf „jauchzt nach dem Himmel“. Die Bewegung des Waſſers über bunte Kieſel wird zum knabenhaften Jagen nach denſelben; die Vereinigung der Nebenbäche mit dem wachſenden Bergſtrom wird ganz im ſeeliſchen Bilde gedacht: der ethiſch voranleuchtende Führer reißt die „Bruderquellen“ mit ſich fort u. ſ. w. Nur dies will ich noch hervorheben: Schritt für Schritt wird das Natürliche zum Bilde des Menſchlichen, aber das Menſchliche ſelbſt wird ganz und gar im Bilde des Natürlichen angeſchaut; die Anziehungen der Jugend ſind die Blumen für den Waldbach, aber die Blumen „umſchlingen nicht bloß ſeine Knie“ — ſondern ſie „ſchmeicheln ihm mit Liebesaugen.“ So wird von Stufe zu Stufe das Gebäude der Phantaſie übereinander aufgebaut. Dabei wird nun bald die eigene Natur deſſen, was im Innerſten gemeint iſt, das appercipirte Object, bald die Natur des bildlichen Vergleiches, der appercipirenden Vorſtellung zur Geltung gebracht und zum Motiv der Weiterführung des Gedankens benützt. —

Und jetzt denke man ſich zu dieſem Gedichte Goethes eine zutreffend charakteriſtiſche Melodie.*) Die einzelnen Accorde, Abſätze, können keine beſtimmten Vorſtellungen darſtellen; aber ſie können als dynamiſche Vorgänge Abbilder (Symbole, Appercepționen) von natürlichen Vorgängen anderer Art ſein, ſie können grade ſo gut und genau aus demſelben Grunde wie die natürlichen Bilder des Gedichts Seeliſches anſchaulich machen, und ſie können wiederum wie geiſtige Bilder in der

*) Soviel ich weiß, gibt es noch keine Compoſition auf dieſes Gedicht.

Dichtung das Natürliche beseelen. Man kann, meine ich, mit aller Bestimmtheit den Satz aussprechen: So wie sich im Goetheschen Gedicht das durchgeführte Bild des Stromes zum Gedanken des historischen Helden Mahomet verhält, so wird sich die Melodie zum Gedichte verhalten; sie wird in Tönen eine poetisch-symbolische Fassung der im Gedichte ablaufenden Gedanken sein. Ja, man kann sich sehr leicht denken, daß die Melodie, wenn sie in ihrem Aufbau, ihrem musikalischen Gedankengang nicht sowohl an das vergleichende Bild als an das verglichene Urbild, nicht an den Strom, sondern an den historischen Helden sich anschließt, ein höheres, edleres, selbst ein treueres Bild von Mahomet entwerfen kann, als das in der Dichtung enthaltene. Fließendes Wasser oder fließende Töne, das mag an sich gleich sein, um ein Mittel zur Veranschaulichung historischer Gedankenläufe herzugeben. Wenn aber das fließende Wasser in Worte gefaßt, wenn es nicht als Element und mit seiner natürlichen Bewegung allein zum Bilde dient, sondern mit den mannigfachen Naturvorgängen und Culturbeziehungen, die dem Strom zukommen und in sprachgeformten Gedanken hervortreten: dann wird sich darin der Vorzug der Poesie vor der Musik offenbaren; diese dagegen, indem sie nur durch dynamisch bewegte und ästhetisch geordnete Formen ihres Elementes darstellt, kann gradezu noch einen Vorsprung darin gewinnen, daß ihr Vergleichungsmittel (ihr Apperceptionselement) eben wenig von natürlichen Beziehungen erfüllt ist und darum unmittelbarer, gleichsam auf kürzerem Wege ein Gleichniß von Ethischem und Historischem zur Anschauung bringen kann; dadurch ist die Musik im Stande, andere, vielleicht tiefere Analogien zu erwecken als Sprache und Naturbild mit ihrer auch in aller Freiheit noch gefesselten Bestimmtheit darbieten können. Nun würde man zwar, wenn der Text nicht dabei wäre, aus

ſolcher Melodie niemals die beſtimmten Vorſtellungen der Dichtung noch auch des Helden, den dieſe feiert, empfangen; allein man beachte hier wohl — und das iſt der Hauptgrund, weshalb ich dies Beiſpiel für ſo lehrreich halte, daß ich ihm dieſe Ausführung angedeihen laſſen durfte — auch das Gedicht Goethes, vollkommen wie es an ſich ſein mag, würde niemals und Niemand ahnen laſſen, daß es ſich auf Mahomet bezieht, wenn die Ueberſchrift es nicht verkündete. Wie wenig aber würde das Gedicht an ſeinem Werth und an ſeiner Wirkung verlieren, auch wenn wir die Ueberſchrift nicht hätten! Schier alle ſeine Vorzüge blieben dieſelben; auch daß es einen Heros und zwar einen geiſtigen und zwar einen religiöſen feiert, würde wohl außer Zweifel ſtehen, dieſer heiße nun Mahomet oder ſonſtwie. Die Melodie aber würde auch dieſe beſtimmten Vorſtellungen, ohne Text, gewiß nicht erwecken; allein ſie würde doch immer mit ihren eigenen Analogien von gewaltigen und erhabenen Dingen und von einem Gange innerer Entwicklung und äußerer Machtentfaltung derſelben zu uns reden können, ſo daß wir auf die Geſchichte Mahomets und die Dichtung Goethes durchaus nicht angewieſen blieben, um von ihr ergriffen, erhoben, erleuchtet, faſt möchte ich ſagen, belehrt zu werden.

Die außerordentliche Wirkung der Muſik nun werden wir daraus begreifen, daß in Bezug auf ſie eine Steigerung und gleichſam Verdoppelung jenes ſymboliſchen Proceſſes ſich ereignet, indem wir zunächſt die Tonformen wie reale, wirkſame, ſinnlich-concrete Weſen, und dieſe wiederum wie innerlich bewegte, lebendige, handelnde Perſonen auffaſſen (ſ. oben S. 108), die gegen einander ſtreiten, kämpfen, mit einander ſich verbinden u. ſ. w. In anderen Fällen wird umgekehrt der ſymboliſirende Proceß noch näher, unmittelbarer und deshalb

wiederum energischer sein, wenn derselbe nämlich nicht auf die Analogie der objectiv gegebenen sinnlichen Form, sondern auf die der gleichen Gemüthsbewegung, die erzeugt wird, sich gründet (vgl. Bd. II S. 263), weil die musikalischen oder akustischen Gebilde, wie wir gesehen haben, unmittelbar als dynamische erscheinen und schon in ihren elementaren Theilen stimmungerregend wirken.*)

*) Wie häufig die Betrachtung der objectiven Erscheinung und des subjectiven Eindrucks der Kunst noch durcheinander gehen (was nach dem Obigen ja keinen Widerspruch, aber eine zu wenig beachtete oder gar bearbeitete Verschiedenheit einschließt!), das zeigten mir neulich wieder einige Sätze von Louis Ehlert, welche ich hier aber nur deshalb nachfolgen lasse, weil sie in geistreicher Weise das Capitel der Symbolik von Seiten der sprachlichen Fassung derselben berühren. „Ein Kunstwerk zu beschreiben, welches der musikalischen Kunst angehört, erfordert nicht nur das Talent der Uebersetzung, sondern das größere der Umdichtung. Wenn man durch bloße Worte den Eindruck schildern will, den eine Melodie, eine Harmoniefolge, eine Tonfarbe hervorrufen, so muß man im Reich der Aequivalente gut zu Hause sein. Der echte Dichter kann freilich Alles: er braucht das zutreffende Wort, und wir riechen den herbstlich ernsten Duft der Nelke, oder wir hören den zwischen Dreiklängen transatlantisch drängenden Nonenaccord. Der bloße Gelehrte, der Registrator kann dies nicht. Nun ist es klar, daß derartige Bildersprache nur an eine congeniale Natur gerichtet sein kann. Einem Bauer kann ich nicht klar machen, was helldunkel ist, wenn ich es nicht verstehe, meine Worte helldunkel zu färben. Will ich Jemandem eine Melodie beschreiben (erst war vom „Kunstwerk" — sogleich vom „Eindruck einer Melodie" und jetzt ist wieder von der „Melodie" selbst die Rede —), so muß meine Sprache diese Melodie schon halb singen. Es ist dies eine innere Form der Onomatopoetik, welche die stellvertretenden Bilder ohne sinnliche Nachahmung zu finden weiß. Wer sich jemals in solchem Reflexleben versucht hat, weiß, daß alle Erfolge auf diesem Gebiete seelischer Zeichenkunst relativ bleiben." — Wohl selten wird, wie hier, der Vortrag einer Theorie so glücklich sein, fast in jedem Wort zugleich ein Beispiel ihrer Anwendung wenigstens auf einem Nachbargebiete zu enthalten: wie deutlich wird hier das Treffen mit der „seelischen Zeichenkunst", welche im Reich der „Aequivalente" zu Hause ist, und zugleich die durchgreifende „Relativität" dieser Bildersprache illustrirt!

Jetzt, meine ich, sehen wir, wie der Streit um den Inhalt oder Gehalt der Musik durch den Einblick in den wirklichen psychologischen Vorgang sich lösen wird. Selbst der entschiedenste Vertreter der formalistischen Richtung, der ebenso scharfsinnige wie kenntnißreiche Hanslick hatte sich neben der strengen Festhaltung des Gedankens, daß der gegebene Inhalt eines Musikstückes schlechterdings in nichts anderem als in den Tonreihen mit ihren Formen und Verhältnissen bestehen kann, zu dem Ausspruch bewogen gefühlt: „Gedanken und Gefühle rinnen wie Blut in den Adern des ebenmäßig schönen Tonkörpers; sie sind nicht *er*, sind auch nicht *sichtbar*, aber sie beleben ihn."

Wir verstehen jetzt, woher diese Gedanken und Gefühle kommen, welche in den Adern des Tonkörpers rinnen; es ist kein psychologisches Geheimniß, sondern ein ganz begreiflicher, auch in anderen Gebieten des geistigen Lebens auf ähnliche Art sich vollziehender psychologischer Proceß, durch welchen wir mit innerer Nothwendigkeit den Inhalt oder Gehalt, sinnliche und sittliche Anschauungen, Gefühle und Gedanken an die Tonreihen anknüpfen. Plastische und historische, von Ideen und Gemüthsbewegungen erfüllte Anschauungen sind es, die wir als den Inhalt der Tonreihen *aus ihnen* zu empfangen glauben, weil sie *beim* Anhören jener mit Nothwendigkeit in unserer Seele auftauchen. Und wenn nun thatsächlich und unleugbar zehn verschiedene Personen beim Anhören desselben Musikstücks seinen Inhalt zehnfach verschieden denken, so beruht dennoch die Wirkung desselben auf der *Deutung* und *Bedeutung*, welche ein Jeder den Tonreihen gibt und geben muß; für jeden erwächst der Gehalt, der für ihn in der Musik gegeben ist, aus der Apperception, mit welcher er ihre Tonreihen aufnimmt. *Darin* aber ist der Proceß bei allen Hörern der gleiche, daß keiner die bloßen objectiv gegebenen

Töne oder die bloßen Tonempfindungen in seiner Seele hat. Damit ist aber auch die Frage entschieden, ob es eine objectiv nothwendige Deutung der Musik, Auffassung ihres Gehaltes gibt. — Nur die Zudringlichkeit in der Behauptung bestimmter Bedeutung hat immer etwas Herausforderndes. Die historisch nachweisbare Entlehnung ihrer eigenen Melodie für fast widersprechende Texte bei Meistern wie Bach und Händel sollte zur Vorsicht mahnen. Schon Hanslick hat die Thatsache hervorgehoben, daß „viele der berühmtesten und ob ihres frommen Ausdrucks bewundertsten Stücke im „Messias" aus den weltlichen, meist erotischen Duetten herübergenommen sind, welche Händel für die Kurprinzessin von Hannover auf Madrigale von Mauro Ortensio gesetzt hatte. Die Musik zu dem zweiten Duett: „Nein, ich will euch nicht trauen, blinder Amor, grausame Schönheit; ihr seid zu lügenhafte, schmeichlerische Gottheiten!" verwendete Händel unverändert in Tonart und Melodie für den Chor im ersten Theil des Messias: „Denn uns ist ein Kind geboren" u. s. w.*)

Und mit Recht bemerkt Ehlert: „Vielfache Uebertragungen aus weltlichen Cantaten haben hier (im Weihnachtsoratorium Bachs) nachweisbar stattgefunden. Es ist dies ein dunkler Punkt bei Bach und noch mehr bei Händel. . . . Der Bewunderung beider wird hier Gelegenheit zu geistreichen Ausflüchten geboten, und weder Spitta noch Chrysander haben es daran fehlen lassen. Wenn man aber in der ersten Altarie des Weihnachtsoratoriums sich an den süßen Wendungen erfreut, welche dem Ausrufe „den Schönsten", „den Liebsten"

*) Man darf sich aber — wenn auch kaum für diesen Fall, doch für manchen ähnlichen — erinnern, daß auch beim Propheten Liebe, Brautstand, Ehe Bilder des Verhältnisses zwischen Gott und dem Volke sind.

gelten, und man erfährt nachher, daß sie ursprünglich auf die Worte: „ich will nicht", „ich mag nicht" componirt worden sind, so beneide ich diejenigen, die das nicht verstimmt." — Schon eine einzige solche Thatsache, ihre bloße Möglichkeit bei einem wirklichen Meister der Tonkunst, muß uns zur besonnensten Erwägung und reiflichsten Prüfung rufen, sobald wir von der „Bedeutung" in der Musik reden wollen. Nur muß man auch nicht wegen solcher Thatsachen, wie viele und schlagende ihrer auch seien, die Flinte ins Korn werfen; unabweisbar wie auf der anderen Seite die Bedeutung der Musik ist, muß man viel mehr solange scharf und schärfer zielen, bis man den wahren Sinn der „Bedeutung" trifft. Ich glaube, daß das lediglich auf Grund psychologischer Thatsachen oben ausgesprochene Verhältniß zwischen Bedeutung auf der einen und Unbestimmtheit und Individualität der Bedeutung auf der anderen Seite einigermaßen im Stande ist, die unleugbare Dissonanz nicht zu beseitigen, aber — aufzulösen.

Nach der Entwickelung, welche die Musik seit über hundert Jahren fast stetig in der Richtung auf charakteristische Ausprägung eines vorschwebenden Gefühls-, Stimmungs- oder gar Gedankengehaltes unstreitig genommen hat, kann man heute sagen: Auf Seiten des Componisten mag es eine (vielleicht auch nicht absolute, sondern immer noch nach Zeit und Stunde individuell verschiedene) Nothwendigkeit geben, für diese Gedanken, die er jetzt denkt — für einen Text oder ein Programm — und für die Art, wie er sie grade denkt, für die Stimmung, die sich in seinem Gemüth daran anschließt, diese bestimmte Melodie und diesen Rhythmus zum Ausdruck zu machen; auf Seite des Hörers bleibt dennoch die Vieldeutigkeit derselben bestehen, denn sie ist durchaus von der historisch-empirischen Persönlichkeit abhängig. Selbst Naturobjecte plastischer

Art erzeugen andere Gedanken und Stimmungen je nach den Individuen und ihrer Lage; man braucht nur zu vergleichen, wie die Sonne, die Allen gleich vom Himmel leuchtet, in einem Gedichte bei Hebel oder bei Goethe oder Byron erscheint.

Aber noch mehr: auch jeder Einzelne — von seiner Verschiedenheit gegen Andere ganz abgesehen — braucht keine bestimmten Gedanken plastischer, theoretischer oder ethischer Art zu haben, die er als Gehalt derselben an eine gehörte Musik anknüpft; er weiß nicht, welchem Inhalt diese Musik analog ist, also nicht bestimmt, was sie ihm bedeutet. Dennoch wirkt sie auf ihn durch Bedeutung, durch Analogie mit anderen Vorgängen, nur daß diese Analogie — dies wird vielleicht am häufigsten der Fall sein — nicht zum Bewußtsein durchbricht. Es sind dunkle Vorstellungen, welche aufkeimen, aber nicht zu fester Klarheit gelangen. Aus dem ungeheuren Schachte der unbewußten Vorstellungen, welche in unserer Seele ruhen, wird irgend eine Gruppe aufgeregt, vielleit eine ganze Schicht derselben in Bewegung gesetzt, aber sie steigen eben nur auf die Schwelle des Bewußtseins, ohne dieselbe zu überschreiten und in die helle Beleuchtung anschaulichen Denkens zu rücken. (Vergl. über die Mitwirkung der Vorstellungen außerhalb des Bewußtseins Bd. II S. 227 f.) Gibt es doch Vorstellungsinhalte genug, welche nach ihrer eigenen Beschaffenheit so weitschichtig, aus so mannigfachen Theilen zusammengesetzt und in sich selbst so wenig geordnet sind, daß sie als Gruppen fast immer nur unklar, fließend und springend ins Bewußtsein treten. Man denke an solchen vielgestaltigen Inhalt, wie für jeden Einzelnen „Heimath", „Liebe", „Vaterland", „Erlösung" u. dgl. ausmachen. Wird nun eine solche Gruppe durch eine Tonreihe, vollends nur durch Analogie der Stimmungsverhältnisse, welche in den Tönen einerseits und in den Vorstellungen andererseits

ſtattfinden, in Bewegung verſetzt, dann werden oft nur unklare, verſprengte Theile von ihr emporſtreben. Zu Gunſten der Wirkung der Muſik, welche oft wie eine geheimnißvolle Macht uns überwältigt, kommt dann aber noch das pſychologiſche Geſetz zur Geltung: Je dunkler die Vorſtellungen, deſto energiſcher und beſtimmter ſind die Gefühle, welche ſie begleiten.*) Je unbeſtimmter alſo die **Bedeutung** iſt, welche wir einer Muſik beilegen, deſto einflußreicher wird ſie dennoch auf die namentlich gefühlerregende Wirkung derſelben für uns ſein. Ueberhaupt darf man die Unbeſtimmtheit (welche allem anhaftet, was, außer der Tonreihe ſelbſt, nur als ihre pſychiſche oder phyſiologiſche Folge mit ihr verbunden iſt) nicht wie eine ſchwache oder eine Schattenſeite der Muſik betrachten; vielmehr gründet ſich ein

*) Das Räthſelhafte, darum Magiſche und Myſtiſche, das ſich leicht an das Unbeſtimmte in der Wirkung der Muſik anſchließt, mag oft genug dazu dienen, den Reiz noch zu erhöhen und zu verſtärken. Aber ſo allgemein wie Robert Schumann mit feinſinniger Betrachtung ſeine Vermuthung ausſpricht, dürfen wir ihm nicht beiſtimmen. „Keiner anderen Kritik, ſagt er, wird das Beweiſen ſo ſchwer, wie der muſikaliſchen. Die Wiſſenſchaft ſchlägt mit Mathematik und Logik, der Dichtkunſt gehört das entſchiedene, goldene Wort, andere Künſte haben ſich die Natur, von der ſie die Form geliehen, zur Schiedsrichterin geſtellt, — aber die Muſik iſt die Waiſe, deren Vater und Mutter Keiner nennen kann. Und vielleicht iſt es, daß gerade in dem Geheimnißvollen ihres Urſprunges der Reiz ihrer Schönheit liegt.“ — Allein nicht jeder hat von dieſem Räthſel eine Empfindung oder ein Bewußtſein; wem ſich die Füße bei der Tanzmuſik regen, weſſen Augen bei einem Allegro von Beethoven aufleuchten, oder weſſen Lippen bei ſeinem Scherzo ſich kräuſeln, weſſen Herz bei einer Bachſchen Arie erhoben wird, der weiß nichts von dem Räthſel, das ſich in ſeiner Seele begibt. Für Schumann und ſeinesgleichen wird ſich das Räthſel deſto zudringlicher einſtellen, je eindringlicher die Wirkung der Muſik geweſen iſt; und manchem gelehrten Muſiker mag aus dieſem Räthſel ein Reiz zuwachſen und ein Erſatz für den natürlichen Genuß der Muſik entſtehen, der in der ſchulmäßigen Durchdringung ihrer Geſetzmäßigkeit im Techniſchen verloren gegangen iſt. Immerhin iſt dies nicht Empfindung der Muſik, ſondern Empfindung über Muſik.

beträchtlicher Theil ihrer specifischen Wirkung grade auf die qualitative, sowohl logische wie psychologische Unbestimmtheit dessen, was in ihr und durch sie in unserem Geiste entspringt, was aber weiter unten in anderem Zusammenhange noch erläutert werden muß.

Zunächst aber will ich noch zweier psychologischer Ereignisse gedenken, welche zwar als Folgen der Auffassung musikalischer Tonreihen eintreten, aber doch nicht mehr zur eigentlichen Wirkung der Musik selbst gehören, sondern deren eine gleichsam diesseits der Grenzen derselben, also vor der geistigen Aufnahme des eigentlich Musikalischen, deren andere aber jenseits auf der Grenze desselben eintritt.

Beginnen wir mit dieser letzteren. Die eigentliche Wirkung der Musik haben wir als eine dreifache erkannt; sie war erstens eine rein ästhetische, in der Auffassung der Tonformen, der Wahrnehmung ihrer Schönheit, theils ein ästhetisches Urtheil, theils ein ästhetisches Gefühl. Die zweite haben wir dann als pathetische bezeichnet, welche in den physiologischen Erregungen und seelischen Stimmungen besteht, welche durch sie erzeugt werden. Drittens aber waren es symbolische Anschauungen, welche den rein akustischen Inhalt in idealen Gehalt umwandeln, indem sie ihn mit dynamischen, lebendigen Anschauungen der Phantasie oder mit ethischen, religiösen und sonstigen Ideen oder doch mit auf Ideen bezogenen oder auf sie gerichteten Gemüthsbewegungen erfüllen oder beseelen.

Dieser symbolische Gehalt der Musik ist seiner Natur nach immer unbestimmt, begrifflich nicht definirbar; er besteht aus schwebenden und schwankenden, allgemeinen Vorstellungen, welche anderseits auch von umschriebenen Einzelbildern, etwa optischer Art, weit abweichen. Zu diesem Gehalt aber gesellen sich wohl für

jeden musikalischen Hörer, am meisten aber für den Laien ganz bestimmte Anschauungen und Vorstellungen; mit anderen Worten: wir denken infolge der Anhörung einer musikalischen Tonreihe wirklich an bestimmte Dinge, Personen, Ereignisse und Erlebnisse, sei es, daß wir an wirkliche Vorgänge, an früher gewonnenen Erfahrungsinhalt erinnert, sei es, daß wir zu bestimmten Schöpfungen der Phantasie geleitet werden, die aus erlebten Elementen der Erfahrung sich frei zusammensetzen. Bestimmte Bilder also von Erlebnissen werden entweder ins Gedächtniß gerufen oder frei geschaffen, und neben dem Ablauf der Tonreihen erscheinen sie in unserem Bewußtsein bald in naher Begleitung derselben, bald in frei schwebendem Spiel des Gedankenlaufs, der uns sogar aus dem Bereich der Töne, oft bis zum Entschwinden derselben, hinweglockt.

Diesen thatsächlich unleugbaren Erfolg rechne ich gleichwohl nicht mehr zur specifischen Wirkung der Musik als solcher. Diese in der Seele des Hörers auftauchenden Gedanken und Bilder, ob sie gleich in seinem Bewußtsein mit psychologischer Nothwendigkeit hervortreten mögen, sind doch dem musikalischen Werke, welches sie hervorruft, durchaus zufällig. Denn einmal steht es absolut außer allem Zweifel, daß der Componist und der Spieler diese bestimmten Bilder weder vor der Schöpfung der Tonreihe, noch während, noch nach derselben ebenfalls gedacht haben. Sodann aber ist es ebenso unzweifelhaft, daß jeder einzelne Hörer lediglich je nach dem concreten Schatze seiner Erinnerungen, nach der Beweglichkeit seiner Vorstellungen und der Erregbarkeit seines Gemüths oder nach der Fruchtbarkeit seiner Phantasie diese oder andere Bilder in seinem Bewußtsein aufleuchten sieht. Man vergißt, daß diese von dem wirklichen musikalischen Inhalt ab- und weiterschweifenden Erinnerungen oder Phantasien nicht ihm selber zugehören; daß er

in seiner Leerheit von concreten Bildern, da sein eigenes Bild rein akustischer oder allenfalls symbolischer Art ist, den Schein dieser Zugehörigkeit begünstigt; daß man bei der Musik so Vieles denken kann, weil man in ihr nur die Tonformen zu denken hat; — dies Alles, sage ich, vergißt man um so leichter, weil man nicht bedenkt, daß auch an die Anschauung plastischer Kunstwerke, die doch objectiv gegebene Bilder und Vorstellungen zunächst erzeugen, sich für jedes Individuum noch andere und andere Reihen von Vorstellungen anschließen, nur daß wir hier durch die vor uns stehenden Objecte sehr schnell und sehr deutlich zu dem Bewußtsein kommen, daß diese angeknüpften Vorstellungen uns und nicht der Sache angehören. Womit indessen keineswegs bestritten werden soll, daß manche Kunstkenner auch plastischen Werken gegenüber ihre subjectiven Apperceptionen und Associationen wegen ihrer persönlichen Nothwendigkeit oder Vorzüglichkeit für objective Wahrnehmungen halten. Die Thatsache, daß überhaupt Gedächtniß und Phantasie erregt werden, daß sie in dieser bestimmten Richtung (etwa der Sehnsucht, der Wehmuth, der moralischen Erhebung oder religiösen Vertiefung) oder in diesem Grade erregt werden, folgt allerdings aus der Beschaffenheit der Musik und ihrem Zusammentreffen mit dieser empfänglichen Seele; jede Bestimmtheit des hervorgerufenen Inhalts aber ist nicht durch das musikalische Werk, sondern durch die persönliche Individualität bedingt.

Deshalb sind auch die Laien nicht ganz im Unrecht, wenn sie musikalische Kunstwerke nach dem Reichthum und der Lebendigkeit der erregten Bilder und nach der Innigkeit der Gefühle, welche diese begleitet, zu schätzen pflegen; gar sehr aber sind diese Laien und vollends musikalische Kritiker im Unrecht, wenn sie diese lediglich associativ, also von Seiten der Sache

ſelbſt zufällig auftauchenden Bilder irgendwie zur Wirkung oder gar zum Weſen des Muſikſtücks hinzurechnen und ſie als zur authentiſchen Interpretation desſelben gehörig oder berechtigt betrachten. Der Unterſchied zwiſchen den durch Analogie erzeugten ſymboliſchen allgemeinen Anſchauungen (die wir der Muſik ſelbſt zugerechnet haben) und der beſtimmten aſſociirten Vorſtellungen, mit einem Worte: der Unterſchied der appercipirten und der bloß aſſociirten Vorſtellungen liegt auf der Hand; jene werden infolge der formalen Gleichheit der Bewegung, dieſe infolge des zeitlichen Zuſammentreffens im Bewußtſein erzeugt. Unter dem Namen der Ideenaſſociation pflegt man (und leider nicht bloß unter pſychologiſchen Laien) immer noch alle und jede Art der Verknüpfung zweier pſychiſcher Elemente zu verſtehen, welche beim Proceß der Erinnerung einander hervorrufen. Die heutige Pſychologie unterſcheidet bereits fünf verſchiedene Arten der Verknüpfung; hier intereſſirt uns indeß nur der eine Gegenſatz, ob zwei Vorſtellungen miteinander im Wechſelverhältniß der Reproduction infolge ihrer Gleichheit und Aehnlichkeit ſtehen oder infolge ihres zufälligen Zuſammenſtehens in einer Reihe, in welcher ſie im Bewußtſein zuſammengetroffen ſind. Für das Auftauchen gedächtnißmäßiger oder phantaſiegeborener Vorſtellungsreihen durch ein Muſikſtück wird zuweilen die Analogie der Anſchauungen, noch öfter die Gleichheit der Stimmung das erſte Glied der Vermittelung zwiſchen beiden bilden, alſo nach dem aſſociativen Princip der Gleichheit wirken; iſt aber die analoge Anſchauung oder die gleiche Stimmung erzeugt, dann ſchließt ſich an dieſe für jedes Individuum diejenige (objectiv zufällige) Reihe von Vorſtellungen, welche früher einmal zeitlich mit ihr im Bewußtſein geſellt war. Laien und muſikaliſche Kritiker laſſen ſich immer wieder über den pſychologiſchen Sachverhalt täuſchen, weil ſie das durchaus unwillkürliche, unfrei-

willige, also ursachlich nothwendige Auftauchen ihrer bestimmten Vorstellungen bei der gehörten Musik mit dem innerlichen Zusammenhang verwechseln, oder kürzer gesagt: subjectiv nothwendige Verknüpfung für objectiv gegebenen Zusammenhang nehmen. Sie meinen einen Eid darauf leisten zu können, daß dies doch wenigstens für sie selbst der wirkliche Inhalt der Musik sei, weil sie ohne all ihr Wollen und Zuthun diesen Inhalt infolge der Musik haben denken müssen; aber sie vergessen, daß diese Gedanken, welche ihre eigenen sind, zwar nothwendig, und infolge der Musik nothwendig, von ihnen gedacht werden, daß aber diese Gedanken nicht der Inhalt der Musik sind noch zu ihm gehören. Ganz vortrefflich ist dagegen die Anmerkung, mit welcher Prof. Ehrlich seine Aufsätze über die „musikalisch-ästhetische Litteratur seit 1850" in Westermanns Monatsheften, Mai 1881, schließt: „Im Adagio der „Eroica" ist eine Stelle nach der fugirten Durchführung, wo ein einzelnes as der Violine von dem as der Bässe beantwortet wird, dann mit einem Male ertönen die Hörner und Trompeten mit dem Quartett zusammen. So oft der Verfasser diese Stelle hört oder auch nur in der Partitur betrachtet, überkommt ihn sofort eine und dieselbe Erscheinung: er steht allein auf einer unendlichen, unübersehbaren Einöde, unten Alles finster, oben hell, die Posaunen des jüngsten Gerichts ertönen, die Engel erscheinen, die Gräber der Erde öffnen sich. Das ist sein subjectives Empfinden*) bei dieser Stelle — aber wenn sie ein Anderer in

*) Genauer wäre zu sagen: die psychologische Folge seines subjectiven Empfindens; und was die stetige Wiederkehr derselben betrifft, so könnte sie lediglich durch die einmal stattgefundene Verknüpfung bewirkt sein; nur das erste Mal würden der specifische Charakter der Tonreihen und die subjective Erregung der Phantasie als Ursachen wirken, in allen folgenden nur das Gesetz der Reproduction nach der Association. Für diese Vermuthung spricht die Thatsache, daß auch der Anblick der

einer künstlerischen Beurtheilung der Eroica in solcher Weise deuten wollte, wäre er der Erste, sich dagegen zu erklären."

Mir hat es außerdem wenigstens nach meiner eigenen Erfahrung scheinen wollen, als ob das Auftreten begleitender Vorstellungsgruppen im umgekehrten Verhältniß zu der Energie

---

Partitur dieselbe Vorstellungsreihe hervorruft, was aber wohl schwerlich der Fall wäre, wenn nicht die frühere Erzeugung derselben durch den vollen Eindruck der betreffenden Tonmassen bewirkt worden wäre. Gehört doch auch Herr Prof. Ehrlich mit zu den hervorragenden Musikern und Musikkennern, an welche ich mich im Interesse meiner gegenwärtigen Untersuchung mit allerlei Fragen gewandt hatte, deren wesentlicher Kern (da ich die Details hier übergehen muß, weil sie zum Gerüst, aber nicht zum Bau unserer Theorie gehören) dahin ging: Wie verhalten sich die inneren Erfolge gehörter Noten zu denen bloß gelesener? Ich habe zum Theil ganz ausgezeichnete, von feiner und tiefer Beobachtung zeugende Antworten erhalten, welche geeignet sind, die alte von Sokrates bis Hegel gleichmäßig wiederholte Klage, daß die Künstler vom Wesen und Wirken ihrer Kunst so wenig deutlich erkennen und zu sagen wissen, verstummen zu lassen. Neben den mannigfachen und werthvollen Verschiedenheiten in den speciellen Antworten tritt der eine Gedanke gleichmäßig hervor: daß der Stimmungsgehalt und die ideale Erregung überhaupt bei den gelesenen Noten weit hinter dem der gehörten Töne zurückbleibt, daß dies um so mehr der Fall ist, wenn das Lesen nicht wiederholend nach, sondern vorangehend vor dem Hören stattfindet, und und daß nur in manchen Fällen der, besonders wiederholenden, Lectüre die technische Seite der musikalischen Gedankenfügung lichtvoller und übersichtlicher wird. Das Letztere findet vielleicht in demselben Maße statt, in welchem die pathetische Erregung und die rein elementare Tonwirkung abnimmt. Denn die ästhetische Wirkung beruht auf den Verhältnissen in den Tönen; es kommen aber dabei nicht bloß die Töne als psychische Elemente, als innerlich in der Seele gehörte Töne in Betracht, sondern auch die nervöse Erregung, aus welcher die Empfindungen entstehen. Auch in diesen physiologischen Erregungen finden bestimmte Verhältnisse statt; sie werden durchaus nicht immer dieselben sein, welche wir in den Tönen als seelischen Inhalt antreffen. Gleichwohl wirken beide Arten von Verhältnissen in der ästhetischen Wahrnehmung zusammen. Selbst für die Charakteristik verschiedener Musik ergibt dies ein sehr feines und schwieriges Capitel, auf welches weiter unten bei Erwähnung des Gesangs Bachscher Arien hingedeutet wird. Daß wir aber je dahin kommen werden, beides, sowohl die beiden Verhältnisse von einander im concreten

und Bestimmtheit der unmittelbar erzeugten Stimmungen sich befinde. Von dem Vorhandensein der Stimmung gibt es für Andere und für uns selbst kein sichereres Kennzeichen als die völlig unwillkürliche physiognomische Bewegung im Gesicht. Bei einem ganzen Concertpublicum aber wird man schwerlich Jemand entdecken, dessen Lippen, ja dessen ganzes Gesicht nicht von einem fast an Lachen grenzenden Lächeln umspielt ist, sobald etwa das Menuetto in Haydns C-dur-Quartett (Op. 20) zu Gehör kommt. Auch der morose und pedantische Zuhörer wird sich einer grundmäßig heiteren Seelenbewegung nicht entziehen und auch der physiognomisch verschwiegenste einer Offenbarung derselben sich nicht widersetzen können; ob sich aber im Bewußtsein derselben irgend welche komische Anschauungen erheben werden, ist mir im höchsten Grade zweifelhaft. Ebenso haben wir bei den getragenen Tönen eines gespielten oder gesungenen Chorals das geringste Bedürfniß nach bestimmten religiösen Vorstellungen; ihrer kann die Seele um so mehr entrathen, je sicherer und stärker die religiöse Stimmung ist, welche durch die Töne allein schon bewirkt, allenfalls auch durch zweifellos aufstrebende, aber durchaus und schlechthin unbestimmt bleibende Erinnerungen unterstützt wird. Je stärker und klarer der nervöse Anruf in unsere Seele dringt und hier von dem Stimmungserfolg ausgelöst wird, desto geringer wird der Trieb sein, diesen wiederum in bestimmte Vorstellungen um- oder fortzusetzen.

Daß unter gegebenen Umständen für bestimmte Personen

Vorgang zu scheiden oder die ästhetischen Gesetze auch auf die physiologischen Vorgänge zu beziehen, scheint mir wenig Hoffnung vorhanden. Die musikalisch-akustische Seite der Tonmassen und die psychologische der Tonvorstellungen bieten uns klare Objecte für die ästhetische Gesetzmäßigkeit; die physiologischen Vermittelungsvorgänge aber werden vielleicht niemals fest zu umschreiben sein.

und in bestimmten Momenten sich an ein Musikstück auf Seiten des Spielers wie auf Seiten des Hörers ganz bestimmte Vorstellungsreihen anknüpfen oder besser, daß die Musik mit ihrer Unbestimmtheit ganze Reihen von Vorstellungen glücklich vertreten und ersetzen kann, allein weil sie dieselben in Bewegung setzt, das wird Niemand leugnen. Aber darin ist Musik nicht sehr verschieden von irgend welcher anderen sinnlichen Andeutung, welche Gedankenreihen auf die Bahn des Bewußtseins bringt, deren wir oben beim Tact S. 36 Erwähnung gethan haben.

Auch ein Blick, ein Wink, ja ein scheinbar rein Negatives, ein beredtes Schweigen kann die erregende Ursache ganzer Gedankenketten sein.

Neuerdings hat Paul Heyse in einer der schönsten Novellen, die seit lange geschrieben worden sind, in der „Dichterin von Carcassonne" erzählt, wie ein kleines Stücklein instrumentaler Musik zum Schlüssel wird, welcher zwei Seelen gegen einander aufschließt. Ich will aber den Vorgang mit seinen eigenen Worten erzählen, dessen ganze Bedeutung freilich erst aus der Kenntniß der ganzen Novelle gewonnen werden kann; indessen werden Absicht und Wirkung der Musik daraus vollkommen deutlich. „So waren sie eine halbe Stunde gezogen, da traten dem guten Kinde die Thränen in die Augen, indem sie das erbärmliche Schicksal ihres Vaters erwog, und Alles, was sie je an Groll gegen ihn in der Brust getragen, schmolz in diesen weichen Fluthen dahin. Da sie nun nicht wußte, wie sie ihren Kummer vor ihm verbergen sollte, und zugleich ihn gern hätte wissen lassen, daß sie nicht als ein fühlloses Püppchen da oben thronte, während er die scharfen Steine des Wegs mit nackten Sohlen trat, nahm sie plötzlich ihr Instrument zur Hand und spielte eine so wehmüthig sanfte Melodie, daß es

dem Vater war, als finge die eigene Seele des Kindes an zu klingen, und er einen dankbar aufleuchtenden Blick zu ihr hinaufschickte. Da lächelte sie mitten unter ihren Thränen, und die beiden sahen sich unverwandt an und wußten ohne Worte, was Jedes dem Andern gern gesagt hätte." Was hier in die Erscheinung tritt, ist nichts weiter als eine Reihe von schönen Tönen, die als Ganzes eine wehmüthig sanfte Melodie ausmachen, also durch ihre eigene musikalische Beschaffenheit in jedem musikalischen Hörer eine sanft wehmüthige Stimmung erzeugen würden; was aber in dem Gemüthe des spielenden Kindes und des hörenden Vaters vorgeht, was dort als Ursache die Tonreihe erklingen läßt und hier als Erfolg derselben vernommen wird, ist nicht bloß das Wohlgefallen an musikalischer Schönheit, noch auch die bloße allgemeine Stimmung sanfter Wehmuth. Vielmehr ist in dem Kinde eine Reihe von Gedanken und Gefühlen, die sich auf das ganze Schicksal des Vaters und des Kindes Verhältniß zu ihm beziehen, welche es mit Worten wohl ausdrücken möchte, aber nicht könnte; und in der Seele des Vaters entsteht das Verständniß, also wiederum Gedanken und Gefühle, welche zwar gewiß nicht die mathematische Gleichung oder die sprachlich fixirte Bedeutung von jenen enthalten, aber doch den wesentlichen Kern derselben widerspiegeln, und daran schließen sich eigene, dem Herzen des Vaters selbst angehörige Gedanken und Gefühle. Es sind gar nicht bloß allgemein musikalische, sondern individuell bestimmte sympathische Gefühle, welche in den Tönen ihren Ausdruck suchen und auch auf beiden Seiten finden; es sind auch Gedanken, wirkliche, aber nicht bestimmte Gedanken, die auf beiden Seiten gedacht werden; Gedanken, denen es an der Bestimmtheit fehlt, um in Worte gefaßt werden zu können; Gedanken, welche zwar nicht

ebenso klar, wohl aber ebenso stark wie durch Sprachtöne ausgedrückt, nicht ebenso bestimmt, aber ebenso sicher wie aus jenen gedeutet werden. Es sind Gedanken von der psychologischen Beschaffenheit, wie wir sie denken, bevor sie die Festigkeit erreicht haben, um von uns in Worte gefaßt zu werden;*) oder auch wie sie nach und neben den gewählten

*) Die psychologische Charakteristik solcher Gedankenkeime in dem Stadium, das ihrer vollen Entwickelung zur Sprachform zuweilen vorangeht, ist bis jetzt noch nicht versucht worden. Sie bildet eine äußerst schwierige Aufgabe der Sprachpsychologie, auf welche hinzuweisen ich mich hier begnügen muß. Nur einer historischen Thatsache, welche im Bereiche unseres Gegenstandes spielt und an sich schon höchst interessant ist, will ich gedenken, weil die Nothwendigkeit und die Schwierigkeit der Untersuchung an ihr klar wird: Lessing hat seinen Laokoon zuerst französisch schreiben wollen, weil er glaubte, daß die deutsche Sprache es ihm unmöglich machen würde, die Gedanken, die ihm vorschwebten, auszudrücken. Er hatte diese also in einem gewissen Sinne und Grade schon gedacht; schwerlich hatte er sie aber ursprünglich französisch, d. h. in französischen Worten gedacht; und doch ist, daß er sie in deutschen concipirt hatte, gegen die Voraussetzung; denn er hätte ja dann nicht nach einer anderen Sprache als Mittel der Darstellung auszusehen brauchen. Wie also waren diese Gedanken im Verhältniß zur Sprache beschaffen? — Meister der Uebersetzungskunst, wie Gildemeister, Geibel und Heyse, könnten wahrscheinlich dem Psychologen mit ihrer Beobachtung zur Hand gehen. Denn sie müssen Erfahrung darüber haben, wie ein Gedanke geartet ist, nachdem er dem Gewande des Originals sich entwunden und doch das fertige neue Gewand noch nicht gefunden hat. Noch fruchtbarer würden vielleicht die Beobachtungen dessen sein, welcher aus einer fremden Sprache in eine andere fremde übersetzte — etwa aus dem Griechischen ins Lateinische — falls nicht die Mittlerdienste der Muttersprache ihm die Sache verdunkeln.

Ob wir diese Sache vielleicht nie verstehen, mit unserem discursiven Denken jenen außerhalb desselben liegenden Zustand der Gedanken nie erfassen werden??

Uebrigens kann man, beiläufig bemerkt, die Dienste, welche die Geistesarbeit Lessings auch der deutschen Sprache geleistet hat, an der einfachen Thatsache ermessen, daß es nach ihm wohl keinem deutschen Denker mehr zweifelhaft war, ob er sich etwa für seine Gedanken lieber der französischen Sprache bedienen möchte oder sollte.

Worten in uns leben und uns die Worte als unzulänglich erscheinen lassen, um sie ganz und voll auszudrücken; dergestalt, daß unsere Gedanken (trotz ihrer Unbestimmtheit, die sich ja in der Unfähigkeit, sie in die deckenden und treffenden Worte vollkommen passend zu kleiden, kenntlich macht, oder) wegen dieser Unbestimmtheit doch die Bestimmtheit für uns haben, daß wir sie mit den in die Worte geprägten vergleichen und darob Unzufriedenheit mit diesen unseren Worten empfinden können.

Schließlich haben wir noch einer Wirkung der Musik zu gedenken, welche sich dadurch von allen anderen unterscheidet, daß sie zunächst eine ganz allgemeine, aus jeder Art von Musik hervorgehende ist und daß sie auch dann eintritt, wenn eine scharfe und genaue Auffassung des grade erklingenden Musikstückes nicht vorhanden ist. Neben, vor und nach der Wahrnehmung der bestimmten Tonverhältnisse, neben dem Gefühl für die besonderen Schönheiten, der Erregung von eigenartigen Stimmungen u. s. w. liegt in dem Erklingen von musikalischen Tönen überhaupt eine specifisch-ästhetische, aber ganz allgemeine Wirkung, weil unser Verhältniß zur sinnlichen Umgebung dadurch verändert und veredelt wird. Unsere Sinne sind geöffnet, und mannigfache Reize dringen von der umgebenden Welt auf sie ein; infolge der thatsächlich vorhandenen Gestaltung der Welt aber zeigt sich die Sphäre des Ohrs im natürlichen Zustand am wenigsten begünstigt. Die sichtbare Welt zeigt uns zwar eine bunte Mannigfaltigkeit von Bildern; unter diesen aber sind sehr viele wohlgeordnete Gestalten, zweckvolle Erscheinungen, schöne Formen; die allgemeine Erregung des weltumfassenden Aethers bestrahlt die festen Körper und offenbart uns Schönheit und Ordnung in vielen einzelnen Ge-

bilden vom Krystall bis hinauf zu den thierischen Gestalten und zu ihrem sichtbaren Ausdruck der Kraft, des Lebens und der seelischen Bewegung. Auch die Luft wird bewegt und erschüttert, und diese Bewegung dringt als Schall und Ton in unser Ohr; aber hier ist alles chaotisch. Alle Schönheiten der plastischen Künste ohne Ausnahme finden ihr Vorbild an wirklicher Schönheit, an idealen Formen in den gegebenen Erscheinungen der Natur; für die akustische Schönheit aber bietet uns die Natur fast nirgend ein Vorbild.

Die plastischen Künste brauchen die natürlichen Formen nur zu erreichen, sie allenfalls in Gruppen zu ordnen und zu idealisiren; die Musik muß ihre Formen frei schaffen und erfinden. Musik ist deshalb die menschlichste aller Künste, weil sie allein das absolute Erzeugniß und Zeugniß von des Menschen Originalität ist. Sie entlehnt nicht von der Natur oder anderen Werken des Geistes, sie belehnt dieselben vielmehr mit den Begriffen und Formen der Harmonie, des Rhythmus, der Melodie.

Mit der seltenen Ausnahme des Vogelgezwitschers, das wir deshalb sogar schon wie eine ästhetische Erscheinung auffassen,*) ist die Luft nur von chaotischem Schall und Geräusch erfüllt. Hier zeigt uns die Natur nirgends Zweck, Ordnung oder schöne Form. Das Auge sieht die Theile eines Kosmos, das Ohr hört nur Elemente des Chaos. Die Phantasie derer, welche das Universum überhaupt als einen sinnvollen, gesetzmäßigen Kosmos angeschaut haben, mußte ihm deshalb eine Sphärenharmonie andichten, welche mit der Bewegung der Gestirne ertönt. Unser leibliches Ohr jedoch vernimmt Nichts von

*) Daher wir auch diese thierischen Laute mit dem musikalischen Namen des „Gesanges“ bezeichnen.

derſelben, unſere Seele empfängt von dorther keinen akuſtiſch-kosmiſchen Eindruck.

Ja noch mehr: alles Werden und Wachſen, alſo alle zweckvolle ſchöpferiſche Thätigkeit in der Natur vollzieht ſich ſchweigend; wenn ſie uns hörbar wird, wenn der Wind pfeift, der Donner rollt, die Waſſer toſen, dann droht ſie mit Zerſtörung und Störung des heilſamen Weltlaufes.

Jetzt aber ertönt Muſik: da iſt unſere geiſtige Atmoſphäre auf einmal verändert, weil eben die phyſiſche Atmoſphäre verändert iſt. Die tongeformten Schallwellen erfüllen den Raum, die Bewegung, mit welcher die Luft erzittert, iſt eine geſetzliche, geordnete, die Schönheit gebärende. Ja durch die Muſik gewinnt die Tonwelt und das Gehör ſogar einen Vorſprung vor allen anderen Arten ſinnlicher Offenbarung. Denn der Theil der Natur, welchen unſere Sinne in einem Moment umſpannen, iſt in Bezug auf die ſichtbaren Erſcheinungen zwar von mancherlei ſchönen und formvollen, dazwiſchen aber zugleich von unſchönen und gleichgiltigen erfüllt; kaum das Ganze einer ſchönen Landſchaft, deren Schönheit ohnehin überwiegend ein Erzeugniß unſerer ſubjectiven Auffaſſung iſt*), — oder der geſtirnte Himmel macht eine Ausnahme. Denken wir aber etwa an die gehörte Muſik in der Kirche, dem Saal, dem Theater; ſie erfüllt den ganzen Raum, den unſer Sinn ergreift, erfüllt ihn völlig mit akuſtiſch-plaſtiſcher Ordnung und idealer Geſtaltung, verſetzt das eben noch unbewegt oder chaotiſch bewegt geweſene allumſpannende Element der Luft in eine von Ideen geleitete und von Geſetzen geregelte Bewegung. So überflügelt alſo die muſikaliſche Schönheit die aller anderen Arten, weil ſie das ganze Stück ſinnlichen

*) Wie die Geſchichte des Gefühls für Naturſchönheit deutlich beweiſt.

Daſeins, welches uns jetzt als unſere Welt umgibt, einheitlich durchdringt, jedes Partikelchen derſelben gleichmäßig erfüllt und darum auch die ganze Anzahl fühlender und denkender Weſen im gleichen Moment und auf die gleiche Art erregt und ſie dadurch in eine geiſtige Genoſſenſchaft, in eine wahre Gemeinde (ebenſo wie das gehaltvolle Wort es thut) verwandelt, um ſo mehr, weil die Töne unwillkürlich, auch ohne Abſicht und leibliche Richtung der Hörenden auf alle zugleich eindringen. Damit vergleiche man die Verſammlung Vieler in einer Gallerie oder ſelbſt vor einem Bauwerk, und man wird das Springende, Getrennte und Willkürliche zur Herſtellung der Auffaſſung des Werkes leicht entdecken.

Dieſe geiſtige Erfüllung, Belebung und Idealiſirung der ganzen Atmoſphäre, in der wir uns befinden, dieſe Durchdringung und Sättigung der ſinnlichen Umgebung mit den freien Formen der Schönheit iſt es wohl beſonders, weshalb der Culturmenſch in allen Stunden feſtlicher Erhebung und gemüthbewegender Feier der Muſik nicht entrathen kann. Die Muſik hat da für jede reizvolle Schau und für jedes ergreifende Denken vor Allem die äſthetiſche Baſis in der ſinnlichen Welt zu ſchaffen, die Luft, die wir athmen, mit idealer und geiſtig erregender Form zu ſchmücken.*) Sowie die Tänzer und Tän-

*) Zwar für den leiblichen Athmungsprozeß wird die Luft durch ihre muſikaliſche Geſtaltung nicht verbeſſert; aber indem ſie zugleich an unſer Ohr bringt, empfängt ſie durch die von ihr getragene Schönheit einen Nahrungswerth zur Belebung unſeres geiſtigen Organismus. Es tritt hierbei indeſſen nur gleichſam ſymboliſch dasſelbe zu Tage, was die Muſik von allen anderen Künſten inſofern unterſcheidet, als dieſe, indem ſie der in der Natur gegebenen Formen ſich bedienen, welche bei jedem Weſen mit der inneren biologiſchen Zweckmäßigkeit zuſammenhängen, eine mittelbare Beziehung zu den Naturzwecken zur Anſchauung bringen; die muſikaliſchen Formen aber deuten ſchlechterdings in keiner Weiſe auf irgend eine Zweckbeziehung natürlicher Prozeſſe, ſondern aus dem freien

zerinnen von der Musik fast nur den Rhythmus aufnehmen, welchem sich die Bewegungen ihres Körpers anschließen (während die Regungen des Gemüths theils von der physiologischen Rückwirkung dieser, theils von den Beziehungen zu den Personen, mit denen getanzt wird, geleitet werden), so bereitet alle Festmusik bei Aufzügen und vollends an der Tafel nur einen belebenden Odem der Feierlichkeit überhaupt.*)

Und wenn es nicht wenige Menschen gibt, welche am besten denken und schreiben können, sobald Musik an ihr Ohr schlägt; wenn man von Milton und Schiller, von Alfieri und Warburton weiß, daß sie durch Musik in den schöpferischen Zustand sich haben versetzen lassen und dann Dichtungen geschaffen, die doch selten genug auch nur eine Beziehung zu denjenigen Gedanken gehabt haben werden, welche man an die gehörte Musik auch nur anknüpfen konnte: dann muß man sagen, daß es nicht einzelne bestimmte Gefühle, auch nicht charakterisirte Stimmungen, wie etwa der Freude, der Sehnsucht, der Wehmuth, der Hingebung sind, die ihnen aus der Musik zuströmen, sondern nur die allgemeine, akustisch vermittelte Innervation und der melodische geistige Anhauch aus den formvoll geordneten Elementen des Tones, welche die Seele über den alltäglichen Zustand erheben und zum Widerklingen in Harmonien anderer Art und Kunst auflegen. Die Musik ist dann wie ein Licht, das mit erwärmendem Strahl ins Gemüth dringt und die künstlerischen Keime zum Treiben bringt, wie ein Thau, der es erquickt und kunstfrisch macht. Die mystischen Wirkungen der Musik,

---

Geiste original geboren, wirken sie, zwar durch Vermittelung des sinnlichen Elementes und sinnlicher Wahrnehmung, doch nur wieder auf den Geist des Menschen zurück.

*) Man hört ja dabei gewöhnlich auch kaum etwas Anderes als Musik überhaupt, Musik in abstracto, aber weder Melodie noch Harmonie.

welche die alte Welt zu ausschreitenden mythischen Phantasien geleitet haben (Orpheus, Arion), liegen der bescheidenen psychologischen Forschung fern; daher auch von der Thatsache, daß die früheren Propheten der Hebräer — die späteren nicht mehr! — haben aufspielen lassen, um in die prophetische Stimmung zu kommen (z. B. 2 Könige 3, 15), hier ebenso wenig gehandelt werden soll, wie von den Heilwirkungen derselben namentlich bei Anfällen geistiger Störung, über welche seit den Zeiten König Sauls bis auf den heutigen Tag zuweilen Wunder erzählt werden. Vollends über die berichtete Einrichtung eines Orchesters für ein Gestüt, ebenso wie über die Erfolge der Musik in Reiterbuden und bei der Cavallerie lasse ich dem Specialisten für Thierseelenkunde gern das Wort.

Hiermit schließt die Reihe der Wirkungen der Musik, die man von einander begrifflich unterscheiden muß. Daß die fünf verschiedenen Arten der Wirkung, die wir kennen gelernt haben, nicht in jedem Werke derselben alle zusammen, und wenn zusammen nicht alle gleichmäßig hervortreten werden, daß vielmehr in der Weise des Uebergewichts des einen oder des anderen Elements und in der Art ihrer Vereinigung, mit Besonnenheit angewendet, vorzügliche Kategorien gegeben sind, um Epochen, Meister und einzelne Werke zu charakterisiren, das bedarf wohl keiner Auseinandersetzung.

Aber auch der Zusammenhang derselben mit psychologischen Richtungen und Culturströmungen anderer Art wird dabei offenbar werden. So zweifle ich nicht, daß das Aufkommen Goethescher (und Byronscher) Dichtungsweise mit der Ausbildung des Charakteristischen und Symbolischen in der Musik und der Vertiefung und Verfeinerung und Verbreitung des Gefühls für

Naturschönheit aus der gleichen Wurzel stammen. Die Gefühlsanalogien*), von denen Goethes Gedanken sowohl nach der Richtung der Sachen wie nach der Richtung der Wörter allezeit gleichsam in der Schwebe sind, machen seine Welt zu einer überall symbolisch bezogenen und beleuchteten. Wie weit das Quellen und Leben und Weben solches analogischen Denkens von bewußter, steifer und frostiger Allegorie entfernt ist, kann man mit psychischem Augenmaß schon ermessen. Zwischen Goethe und Jean Paul herrscht darin eine größere Aehnlichkeit, als sie beide selbst, als die Romantiker nach ihnen und vollends manche unserer Litterarhistoriker sich haben träumen lassen.**)

Mancher Widerspruch in dem Urtheil speciell auch über Musik löst sich mit dem Einblick in diesen Wandel psychischer Lebensform.

Zugleich zur Erläuterung und zur Befestigung der gewonnenen Anschauungen soll es dienen, wenn ich jetzt noch einige hier schon gestreifte, sonst aber von der musikalischen Aesthetik und Psychologie vernachlässigte oder umstrittene Punkte in helleres Licht zu setzen versuche. Wir haben bisher die Frage nach dem Inhalt der Musik meist von der Seite des Hörers ins Auge gefaßt; richten wir dieselbe auf die Seite des Componisten. Wie sehr es sich dabei um eine Aufgabe der

---

*) Die An-, Ein- und Zufühlungen, wie Robert Vischer sagen würde, der denselben in seiner Schrift „über das optische Formgefühl" mit feinem Sinn analytisch nachgegangen ist.

**) Das, wodurch Montaigne fast ohne Nachfolge unter den älteren psychologischen Schriftstellern so weit hervorleuchtet, ist vor Allem seine Kunst, innere Zustände, Gemüthsverhältnisse sinnlich, und mit Sokratischem Eifer und Anstrich derb sinnlich, zu bezeichnen. Diese Kunst bezeugt nicht bloß die seltene Tiefe seiner Beobachtung, sondern es macht sie fruchtbar, es leitet auch das Auge des Lesers, mit ihm in die Tiefen des

pſychologiſchen Analyſe und nicht der unmittelbaren Erfahrung handelt, geht wohl ganz unzweideutig daraus hervor, daß die einfachen Zeugenausſagen der Tondichter über das, was ſie ſich bei ihren Tonſchöpfungen gedacht haben, oder welcher Inhalt für ſie ſelbſt in den Tönen ausgedrückt werde, ſehr weit von einander abweichen. Wir ſehen muſikaliſche Epochen und Schulen ſich grade danach unterſcheiden, ob ſie logiſch beſtimmte, ſcharfgeprägte Gedanken darzuſtellen vermeinen oder mit einer ganz entfernten Beziehung auf Gedankeninhalt an den Tongebilden ſelbſt als Quelle und Ziel ihres Schaffens ſich genügen laſſen. Ein Zugeſtändniß, daß die einem Tonwerk vorausgehenden und daran angeknüpften Gedanken in ihm nicht den congruenten oder zweifelloſen Ausdruck finden, wird in dem von vielen Meiſtern mit Vorliebe gebrauchten Kunſtausdruck gegeben, daß in dieſe Muſik Erlebniſſe, Reflexionen, namentlich ironiſche Beziehungen „hineingeheimnißt“ ſeien. Nicht offenbar dargeſtellt, ſondern myſteriös angedeutet iſt alſo der Gedankeninhalt, der dem Tonſchöpfer vorgeſchwebt.

Unzweifelhaft wird die Seele des Tondichters von irgend welchem nicht bloß aus Tönen beſtehenden Anſchauungs- und Gedankeninhalt erfüllt ſein, während oder — vorſichtiger geredet — bevor er ſein Tonwerk componirt.

Man hat zunächſt ein großes Gewicht darauf gelegt, daß jene Gedanken doch unzweifelhaft die Urſache der Tonſchöpfung ſind; wäre der Meiſter nicht von jenen Gedanken erfüllt, er würde doch nicht und nicht ſo componiren. Das iſt wahr. Aber daraus folgt nur nicht, daß die Tonreihen, weil ſie die Wirkung der Gedanken ſind, auch der Ausdruck, die Darſtellung

Gemüths durch das Glas ſeiner Bilder hinein zu ſchauen. Auch als Stiliſt zeichnet er ſich durch die ſinnliche Fülle vor den meiſten ſeiner Landsleute aus.

derſelben ſind. Sehen wir einmal vom künſtleriſchen Schaffen ab und denken an die Ereigniſſe des Lebens. Irgend eine Anſchauung, Wahrnehmung, ein Denken von Thatſachen regt den Menſchen auf; die Folge iſt: das Aufſteigen eines beſtimmten Affectes, etwa des Zornes, mit ſeinem phyſiognomiſchen Ausdruck. Jene Gedanken ſind die Urſache, der Zorn iſt die Wirkung, welche thatſächlich und ſinnlich in die Erſcheinung tritt. Aber ſtellt der Zorn die Thatſachen dar oder die Gedanken derſelben, welche ihn erzeugt haben? Jene Gedanken alſo haben in dem Affect ihre Folge, ihre Wirkung, aber nicht die Form ihrer Darſtellung. Wir können, — um dies noch zu ſagen — von dem Affect auf irgend welche zornerregende Gedanken in der Seele des Zornigen mit Sicherheit ſchließen, nimmermehr aber auf dieſe beſtimmten. Die Anwendung auf die Muſik ergibt ſich von ſelbſt.

Viſcher wird die weitgreifende Aus- und Umbildung, welche ich meinen Gedanken über Muſik hier im Vergleich zur erſten Auflage gegeben, wohl erkennen und vielleicht auch anerkennen, daß ich weit davon entfernt bin, eigenſinnig bei der früheren Faſſung überall zu beharren. Wenn er ſich aber wundert, daß ich Weſen und Wirkung der Muſik von einander ſcheide, ſo muß ich bei dieſer Scheidung allerdings ſtehen bleiben. Soll es nicht auf einen bloßen Wortſtreit über den Begriff des „Weſens“ hinaus kommen, dann muß man, glaube ich, zugeſtehen, daß das Weſen einer Sache in ihrer eigenen Natur und Beſchaffenheit beſteht; die Wirkung der Sache aber iſt von den andern Sachen oder Seelen, auf welche ſie wirkt, d. h. auch von der Natur dieſer anderen und von den zufälligen Beziehungen zu ihnen abhängig; und auch die zufällige Beziehung der Sache zu ihrer Urſache oder ihrem Erzeuger modificirt ihre Wirkung. Das Weſen einer gegebenen Flaſche Rheinweins iſt

ein bestimmtes und sich gleich bleibendes; und obgleich im Allgemeinen eine gewisse Wirkung des Rheinweins zu seinem Wesen gehört, ist die physische oder psychische Wirkung derselben eine sehr verschiedene je nach der leiblichen oder gemüthlichen Verfassung des Trinkers, welcher sie leert. Die Musik oder jedes Musikstück hat in der gegebenen Tonreihe mit ihren musikalischen Verhältnissen ihr ästhetisch bestimmtes, sich gleich bleibendes Wesen, wer immer sie erzeugen, wer sie vernehmen mag. Die Wirkung derselben aber ist von der individuellen Bestimmtheit des Componisten, des Spielers und des Hörers durchaus abhängig. Wollte man sagen, daß doch jedes Musikstück je nach dem Spieler und Hörer „wesentlich" verschieden ist, so würde das eben nur ein Spiel mit Worten sein.

Nun aber weiter: Naturanschauungen, menschliche Personen, Handlungen, logisch bestimmte Gedanken, historische Ereignisse können durch die Tonreihe nicht ausgedrückt und nicht dargestellt werden. Das Ausdrücken ist vorzugsweise der Sprache, das Darstellen der plastischen Kunst entlehnt. Prüfen wir die Gleichnisse, um den Thatbestand für die Musik genauer festzustellen. Die Gedanken, welche wir durch den Sprachlaut ausdrücken, sind auch in der Seele in Sprachform gedacht; Begriffe, Vorstellungen von Handlungen, Charaktere u. s. w. werden in der Regel nicht erst formlos gedacht und dann in die Sprachform gegossen, sondern die Gedanken werden in und mit dieser Form gedacht. Der Musiker aber hat eben diese ethischen oder historischen Gedanken, welche er angeblich ausdrücken soll, ebenfalls in der Seele, aber er hat sie wie jeder Andere in logisch bestimmter und sprachlich gestalteter Form; jene keimartigen, noch ungeformten Gedanken, deren oben S. 149 Erwähnung geschehen, sind bei dem Componisten ebenso wie bei jedem anderen Menschen nur Ausnahmen von der Regel; wirk-

liche und reife Gedanken aber könnnen nicht in den Tonreihen ausgedrückt werden; die Tonreihen als Folgen der Gedanken sind nach Form **und Inhalt** ein Neues, ein Anderes.

Auch der plastische Künstler hat, indem er ein Gebilde schafft, nur dasselbe, was vorher in seinem Geiste, in der Phantasie geschaut ist, nun zur Darstellung gebracht, genau in derselben Form, wie er den Inhalt in der Seele gedacht hat. Beim Musiker aber soll eine dem Inhalt, wie er sonst in unserer Seele — auch des Musikers — lebt, fremde Form hinzukommen.

Nun aber tritt freilich die Frage dringend an uns heran, ob nicht derselbe Inhalt, so wie er für den Redenden ursprünglich sofort die Sprachform angenommen und darum im Sprachlaut*) auch sinnlich ausgeprägt werden kann, für den Musiker eine zweite Form in Tönen annehmen kann. Denn auch der Sprachlaut als solcher ist ja von Haus aus dem Innern des Gedankens, dem logischen, ethischen Gehalt desselben ein Fremdes, Sinnliches; nur durch die psychologische Verknüpfung beider sind beide, Inhalt und Form, Eins geworden. So könnte man sich also vorstellen, daß der Meister der Musik den logischen und ethischen Gehalt sofort sich in diese anstatt der Sprachform umsetzt.

Allein anstatt diesem Gedanken durch eine lange, dornenvolle Widerlegung zu begegnen, will ich den directen Beweis führen, daß, wo immer die Kunst einem natürlichen oder logischen oder ethischen Gehalt eine Form geben soll, es weder ihre Fähigkeit, oder was noch wichtiger, es gar nicht ihre Aufgabe ist, genau denselben Inhalt in einer anderen Form zu wiederholen; daß sie vielmehr mit der Form dem Inhalt selbst eine ihren eigenen Mitteln entsprechende Gestalt gibt, andere

*) Vergl. über innere und äußere Sprachform Bd. II S. 133.

Theile, Beziehungen des Inhalts aufsucht, aus welchen der gleiche geistige Werth und Gehalt hervorleuchtet.

Stellen wir uns der Einfachheit wegen nicht mehr die Instrumentalmusik, sondern die Melodie zu einem Texte vor,*) in welchem also die bestimmten natürlichen oder ethischen Gedanken vorhanden sind, welche durch die Musik wiedergegeben werden sollen. Und nun vergleichen wir damit zunächst eine andere, nämlich die plastische Kunst, etwa die Malerei, wenn ihr die gleiche Aufgabe zufällt. Es ist nur eine ganz flüchtige, oberflächliche Rede, zu sagen: ein Gemälde, welches etwa einen poetischen Text begleitet — illustrirt — stellt *denselben Inhalt* dar, welchen der Dichter mit seinen Worten dargestellt hat. Es ist ein ganz abstractes Denken, welches im Bilde und im Verse denselben Inhalt sieht. Denken wir etwa an den Schluß der Bürgschaft von Schiller; er soll bildlich dargestellt werden; also dieser gleiche Inhalt soll malerisch vorgeführt werden. Das ist unmöglich; und was wirklich geschieht, ist die Darstellung eines anderen Inhalts, als welcher — natürlich *genau* genommen — unter den Worten gedacht wird. Ich lege kein Gewicht darauf, aber es ist zu lehrreich, um davon zu schweigen, daß die letzten zwei Strophen nur in einer Mehrheit von Bildern wiederzugeben sind. Das Volk und die Freunde in der Mitte. Dann der Thronsaal, Boten bringen die Wundermähr. Dann stumme Scene; der König blickt sie lange verwundert an. Ein neues Bild: der König redet; denn der schweigende und der redende König können nicht *ein* Bild sein. Von dem nun, was der Dichter erzählt, kann der Maler *genau genommen*

*) Sonst aber stimme ich für die theoretische Untersuchung durchaus dem bewährten Grundsatz Hanslicks zu: „Was die *Instrumentalmusik* nicht kann, von dem darf nie gesagt werden, die *Musik* könne es; denn nur sie ist reine, absolute Tonkunst."

sehr wenig darstellen; und wenn er sich darauf stemmte, so würde er von dem Inhalt und Werth seiner Kunst sich so weit entfernen, wie er der anderen sich wider Natur und wider Kunst zu nähern suchte. Das Staunen des Volkes kann man malen, auch das Weinen der Freunde; ob auch das „vor Schmerzen und Freude?“ — Es wäre eine gewiß glänzende und wohl nicht unlösbare Aufgabe für einen Meister der Malerei; wenn er sie löst, würde er in der vordersten Reihe stehen. Die Augen Aller und zwar sehr zahlreicher Personen auf einem Bilde mit Thränen gefüllt, würde dem Maler kaum als ein dankbarer Vorwurf erscheinen. — Daß der König sie „lange“ anblickt, läßt sich wohl schwer und unmittelbar gewiß nicht darstellen; daß er redet, wohl! auch daß die Rede gütig sei, allenfalls; aber was der König sagt, kann kein Apelles und kein Raphael, kein Meissonier und kein Menzel malen.

Dahingegen malt uns der Maler, muß er uns malen, wovon der Dichter uns nichts erzählt.*) Der Himmel über dem Platze, die Architektur des Platzes; die Gesichter der Menge — in denen malerisch nicht bloß „Staunen“ zu sehen ist, sondern Augen, Nasen, Haare u. s. w. — ihre Gestalten, ihre Gewänder. Ferner der König auf dem Throne und also im Thronsaal; er und die Freunde müssen bestimmte, charakteristische Gesichter erhalten; von den Freunden erzählt uns der Dichter in der letzten Strophe gar nichts mehr; der Maler aber hat uns, während der König redet, von den hörenden Freunden vom Schönsten zu erzählen, was der Pinsel erzählen kann. — Genug! Was man so denselben Inhalt heißt, ist ganz und gar nicht derselbe Inhalt, sondern ein ganz anderer, wie er

*) Den Grundgedanken, daß der Dichter uns Vorstellungen gibt, der Maler Anschauungen, könnte der Leser am besten im 2. Bd. S. 352 genauer verfolgen.

ſich, um denſelben Stoff zu geſtalten. aus der Natur einer jeden Kunſt — je nach dem eigenthümlichen Verhalten der ſinnlichen Erſcheinung zu *ihren* Ideen — mit zwingender Nothwendigkeit ergibt. Obgleich es ſich alſo in unſerem Gedicht um einen Inhalt handelte, der es mit optiſchen und plaſtiſchen Erſcheinungen zu thun hat, ſo iſt doch offenbar der *Inhalt* eines Gemäldes, welches ihn, wie man meint, darſtellen ſoll, in Wahrheit ein ganz anderer. Das Bild iſt nicht etwa bloß ſichtbar und die Worte ſind hörbar, ſondern wir bekommen hier etwas ganz Anderes zu ſehen, als wir dort zu hören bekommen. Der maleriſche Inhalt *bezieht* ſich auf den poetiſchen Gedanken, aber er wird durch *maleriſche* Gedanken, weil in maleriſchen Formen, ausgedrückt.

Und nun denke man ſich — was ja auch durch gute Meiſter, z. B. Franz Schubert geſchehen — unſeren Text in Muſik geſetzt: Die Melodie, mit welcher ſie den Text begleitet, wird weder die beſtimmten Vorſtellungen des Dichters ausdrücken, noch die maleriſchen Anſchauungen des Malers darſtellen; ſie wird es nicht, weil ſie es nicht kann; aber ſie will es auch nicht, ſie hat etwas Beſſeres zu thun; denn ſie wird und will nicht, was wir von den anderen Künſten je nach ihrer Art Vollkommenes beſitzen, auf unvollkommene Weiſe wiederholen, ſondern ſie ſchafft uns ein Neues, Drittes, Eigenartiges, das ebenſo ſehr — und ſogar noch mehr von beiden unabhängig iſt, als jene beiden von einander; ſie erzeugt ein neues Kunſtwerk, das, weil es aus anderen Formen beſteht, auch einen anderen Inhalt hat. Die Seele des Gedichts zieht nicht bloß ein neues Gewand, ſondern einen anderen Leib an, mit welchem auch ihr Leben ein anderes Wirken und ein anderes Geſetz gewinnt. Gerade ſo wie derjenige, der zu einem Lied ohne Worte, zu einer Sonate, einer Symphonie einen Text dichten wollte,

ein neues Werk schaffen, d. h. neuen Inhalt in den anderen Formen darstellen müßte.

Das Darstellungsmittel der Musik, die Tonreihen mit ihren Formen und Verhältnissen, besitzt eben keinerlei objectiven Zusammenhang mit der Welt der Begriffe und Vorstellungen. Denn während die plastischen Künste in den Linien, Farben und Körpern, in Licht und Schatten die Mittel verwenden, welche zugleich das Fundament für den Aufbau der ganzen sinnlichen Erfahrungswelt, also auch der Welt der Begriffe bis hinauf zu metaphysischen Theorien ausmachen und durch den sinnlichen, physiognomischen Ausdruck die ganze Skala der Gemüthsbewegungen einschließlich der ethischen Erhebungen und des religiösen Aufschwungs anschaulich erfassen können: bleibt die Masse der musikalischen Töne ein objectiv isolirtes Erscheinungsgebiet. Einzig und allein in der ästhetischen Gesetzmäßigkeit der Formen und Verhältnisse findet eine objective Einheit zwischen der musikalischen Tonwelt und der aller anderen Gestaltungen statt.

Wohl werden Reichthum der Ideen und Anschauungen, Energie des Gemüths, religiöse Tiefe und sittliche Kraft als Bedingung für hervorragende Tonschöpfungen erkannt: aber zwischen beiden vollzieht sich gleichsam nur eine Personalunion in der Seele des schaffenden Meisters; denn auch die symbolische Apperception der plastischen, dynamischen und ethischen Erscheinungen durch Tonformen, welche wir als das energischste Band zwischen der Musik und der Welt erkannt haben, beruht ja vorwiegend auf dem subjectiven psychologischen Proceß und seiner Abhängigkeit von der empirischen Ichheit, in welcher er sich ereignet. Eben daher kommt auch die fast absolute Unsicherheit in der Verknüpfung der Tonreihen mit gegebenen Vorstellungsreihen anderer Art. Inwiefern der Componist

auf den Apperceptionsproceß und ſeine Erfolge im Zuhörer rechnet, inſofern könnte man ſagen, daß er den daraus folgenden geiſtigen Gehalt in ſeine Tonreihen gelegt hat. Allein der Abſtand zwiſchen den Gemüthszuſtänden des Tondichters, welche in den Tönen nach Entäußerung und Objectivirung ſtreben, und denjenigen, welche im Hörer durch die Töne entſtehen, iſt in der Regel zu groß; der Weg von dem productiven Gedanken zur Tonmaſſe und der von der Tonmaſſe zum receptiven Gedanken iſt zu verſchieden, als daß man von einem identiſchen geiſtigen Gehalt *in den Tönen* reden könnte. Die wahre Genialität des Componiſten wird ſich deshalb auch nicht darin zeigen, daß er ſeiner eigenen Gemüthslage vollkommen charakteriſtiſchen Ausdruck geben, ſondern daß er mit Sicherheit im Hörer diejenige Gemüthslage erzeugen wird, welche er beabſichtigt. Und bewähren wird ſich dieſe Genialität am meiſten dadurch, daß er die Individualität der Zuhörer überwindet und in weiten Kreiſen zu gleichen und gemeinſamen Apperceptionen fortreißt. Je eigenartiger, beſtimmter, prägnanter und urſprünglicher die Tongebilde ſind, deſto ſicherer werden ſie die Hörer zu beſtimmten und gleichartigen Apperceptionen leiten oder zwingen. Ja ſo hoch, meine ich, kann der Tondichter ſich erheben, eine ſolche *dynamiſche* Hoheit, Klarheit und Energie kann er ſeinen Tongebilden verleihen, daß ſie der ſymboliſchen Apperceptionen ſchadlos entrathen und vielmehr zu Idealen einer freien und genialen Geſtaltung werden, denen ethiſche und plaſtiſche Erſcheinungen nachzuſtreben haben.*)

Aber auch hier auf dieſem höchſten Gipfel muſikaliſchen Gehaltes angekommen, darf man, um bei der beſonnenen

*) Man denke an die oben S. 131 angenommene Hypotheſe einer adäquaten Melodie zu Mahomets Geſang.

Wahrheit zu bleiben, nie vergessen, daß die Gestaltung der Musik, ebenbürtig neben jeder anderen stehend, doch von ihrer eigenen Art ist, daß sie in ihrer eigenen Logik denkt, ihre eigene Sprache redet, ihr eigenes Ethos und religiöses Pathos hegt, daß aber alles dieses zerstört oder entwerthet wird, wenn man sie zur lautmalerischen Gleichung des logischen Gedankens oder der Wortvorstellung oder des sittlichen und religiösen Gefühls zwingen will.

Steht doch auch innerhalb der Sprache ihre Lautmalerei auf der untersten Stufe des Sprachprincips und vermag nur als begleitendes, eingefügtes Element eine berechtigte, immerhin sehr bescheidene Stelle zu gewinnen. Nur auf den untersten Stufen der Cultur- und Kunstentwickelung wird die Musik, wie viele Reisende uns erzählen, gleichsam wie eine Sprache als Zeichen für mitzutheilenden Inhalt benutzt,*) etwa wie bei uns noch in den Signalen der Kriegs- und Feuerwehr.

Diese wären — beiläufig gesagt — ein hübsches Object, um an ihnen die symbolische Bedeutung nachzuweisen, wobei wahrscheinlich auch die Grenze derselben und die Nothwendigkeit, zum rein Conventionellen überzugehen, sich herausstellen möchte. Für Angriff, Verfolgung wird es zweifellose, lautliche Bilder geben; ob auch für Sammlung, Schlafengehen, Abkochen?

Gegen die Hoffnung, daß es Melodien gäbe, welche der völlig adäquate musikalische Ausdruck etwa für eine Dichtung sind, sprechen zuweilen historische Thatsachen mit einer wahrhaft erschreckenden Deutlichkeit; erschreckend, weil sie jede objective Deutung und Bedeutung der Musik zu vernichten drohen. Ich beschränke mich darauf, ein einziges Beispiel solcher Art anzu-

*) Vgl. G. Simmels vortreffliche „Psychologische und ethnologische Studien über Musik" in unserer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft Bd. XIII S. 289 f.

führen. Franz Schubert hat Goethesche Dichtungen, darunter den Erlkönig, die Mignonlieder u. s. w. componirt. Seit zwei Generationen gelten diese Melodien als vollkommenste musikalische Interpretationen der Gedichte. Aber Schubert hatte sie Goethe geschickt, und dieser hat so wenig Gefallen daran gefunden, daß er kein Wort des Dankes dafür hatte. Bedenkt man nun, daß hier alle individuellen Hemmungen fehlen, alle individuellen Bedingungen für die Erkenntniß gegeben sind: eine bestimmte Gedankenreihe in der Dichtung, ein so volles Verständniß derselben, wie es nur ihr Autor haben kann, und dieser Autor ein Mann, der neben der universellen, fast möchte man sagen in ihm personificirten Aesthetik lebhaftes Interesse für Musik mit genügender Erfahrung in ihren Formen besitzt, — so könnte man an jeder objectiven Bestimmtheit und Schätzung der Beziehung zwischen Melodie und Text verzweifeln.

In der That ist die Bestimmtheit des musikalischen Gedankengehaltes, — wenn dieser nicht in den akustischen Gebilden und ihren ästhetischen Beziehungen, sondern in der Gleichung mit plastischen Anschauungen oder mit Begriffen, Ideen und Gesinnungen gefunden wird — eine sehr geringe. Sehr im Unrecht aber scheinen mir die begeisterten Verehrer der Musik, wenn sie dies als einen absoluten, unersetzlichen Mangel beklagen, oder gar die Tondichter, welche denselben durch die Weise ihrer Composition soviel wie möglich zu überwinden trachten; vielmehr sollten sie erkennen, daß in und mit diesem Mangel einer der herrlichsten, weil der ganz specifischen, ihr allein unter allen Künsten zukommenden Vorzüge der Musik gegeben ist. Aus bloßen Luftschwingungen, dem indifferenten und dennoch das Gemüth ergreifenden Stoffe, bildet sie eine Welt, welche die Seele durch die Schönheit ihrer Formen befriedigt; die Gebilde aber, welche sie in diesen Formen erzeugt, sind fern von den

Nöthen und Kämpfen, von den Mängeln und Leiden, von Zweifeln und Härten, welche die übrige Welt erfüllen und unser inneres Leben bedrängen; das reine und freie Spiel einer aus aller Wirklichkeit und allem Schlechten, Bösen und Gemeinen glücklich entflohenen, originalen Formenwelt, welche zu ihrer steigenden Vollkommenheit nichts weiter als der fließenden Quellen schöpferischer Kraft bedarf. Die Welt vergessen, welche zwar aus der Klarheit logischer Formen, Festigkeit physikalischer Gesetze, Strenge moralischer Forderungen und Hoheit religiösen Bewußtseins im Großen und Ganzen eine Harmonie erkennen, aber selten in der engen Wirklichkeit erleben läßt, vielmehr nur mit einer ungestillten Sehnsucht alle die Reibungen, alle die Härten und Schwächen des Daseins, alle drückenden Lasten des Schicksals zu überwinden sucht: — dies vollzieht sich durch die Schöpfung und den Genuß der Musik insoweit, als ihre Formen eben von denen der übrigen sinnlichen und sittlichen Welt und ihren Wesenheiten verschieden sind und statt ihrer nur die eigene, rein musikalische Beschaffenheit an sich tragen.*)

Indessen ist das Streben des menschlichen Geistes nach einer durchgängigen Einheit des Bewußtseins ein so natürliches, daß wir wohl begreifen, wie hervorragende Meister der Tonkunst sich dazu gedrängt fühlen, die Unsicherheit im Gedankengehalt der Musik zu überwinden und ihn durch die Bestimmtheit derjenigen Anschauungen, Begriffe und Vorstellungen, welche ihre musikalisch-schöpferischen Kräfte in Bewegung gesetzt haben, in der Form eines begleitenden Programms zu beleuchten. Auch

*) Halte man diesen Gedanken noch mit dem oben S. 150 f. ausgeführten zusammen, und man begreift dann vielleicht am ehesten die frühe und weite Verbreitung dieser Kunst im Menschengeschlecht, welche durch diesen allgemeinen Charakter eine absolut wahre Anziehung ausübt, wenn auch die speciellen ästhetischen Huldigungen dieser oder jener Musik von Nachäffung und conventioneller Lüge nicht frei sind.

die Einsichtigen, welche sich von falscher und vergeblicher Tonmalerei fern halten, suchen und erreichen durch das Programm, die unwillkürlich eintretende symbolische Apperception der Tonreihen in vorgezeichnete begriffliche Bahnen zu lenken.

Und wenn der große Meister der neunten Symphonie ihren gewaltigen musikalischen Gedankengehalt aus den wallenden Wogen der Unbestimmtheit auf die Insel der Dichtung rettet und in den sprachgeformten Gedanken des Chors zum Ausdruck bringt: dann mag dies als Ausnahme berechtigt und auf eine innere Nothwendigkeit insofern gegründet sein, als die großartige Form der Tonmassen selbst eine so große Summe symbolischer Appercepționen veranlaßt hat, daß die Erregung der Seele übermächtig wird und deshalb in den festgeformten Gedanken des Liedes eine Erlösung sucht.*)

Wird es aber als ein lautes Geheimniß, gleichviel ob als Wahrheit oder Erfindung herumgegeben, daß der schöne Götterfunken, die Tochter des Elysiums, welche in den rauschenden Wellen der Töne gefeiert wird, dennoch nicht die Freude, welche nur die Maske hergibt, sondern die Freiheit sein soll, dann wird die Incongruenz des in den Tonmassen unbestimmt fluthenden und des in Worten klar gedachten Ideengehaltes immer wieder bestätigt.

Ob aber Webers Versuch, in der Ouvertüre zu Euryanthe dem schwebenden und schwankenden Gehalt der Tonmassen anstatt durch Worte (eines Programms oder einer Dichtung) vielmehr durch stumme lebende Bilder eine feste Form zu geben oder die frei schweifende musikalische Schönheit an die malerische zu fesseln und in ihr gleichsam zur interpretirenden Anschauung zu bringen,

*) In Mendelssohns Symphoniecantate ist wohl mehr Freiheit als innere Nothwendigkeit des Uebergangs aus der reinen Instrumental- in die Vocalmusik.

ein berechtigter ist, dies werden wir sogleich bei der Rückkehr zu der Frage erörtern, wie Musik und Malerei zusammenwirken können. Denn die bloße Thatsache, daß die zuweilen vorgenommene Einschiebung des lebenden Bildes einen „Erfolg“ gehabt habe, werden wir wohl weder als einen ästhetischen noch als einen psychologischen Beweis der inneren Berechtigung dieser Verbindung ansehen.

Zuvor aber dürfte eine kleine ausdrückliche Auseinandersetzung mit dem Dichter der Lieder ohne Worte um so mehr gerechtfertigt sein, als dieser nicht bloß überhaupt ein classischer Zeuge über das, was die Musik sagen will, sondern zugleich einer von den in der Rede beholfenen Musikern ist. Seine Ansicht von der Bestimmtheit der Bedeutung in der Musik, welche dadurch die Sprache gradezu übertreffen soll, hat etwas Herausforderndes. „Die Leute,“ sagt er einmal in einem seiner Briefe, „beklagen sich gewöhnlich, die Musik sei so vieldeutig, es sei so zweifelhaft, was sie sich dabei zu denken hätten, und die Worte verstände doch ein Jeder. Mir geht es gerade umgekehrt. Und nicht bloß mit ganzen Reden, auch mit einzelnen Worten; auch die scheinen mir so vieldeutig, so unbestimmt, so mißverständlich im Vergleich zu einer rechten Musik, die Einem die Seele erfüllt mit tausend besseren Dingen als Worten. Das, was mir eine Musik ausspricht, die ich liebe, sind mir nicht zu unbestimmte Gedanken, um sie in Worte zu fassen, sondern zu bestimmte. So finde ich in allen Versuchen, diese Gedanken auszusprechen, etwas Richtiges, aber auch etwas Ungenügendes. Dies ist die Schuld der Worte, die es eben nicht besser können.

Habe ich bei dem einen oder dem anderen Lied ein bestimmtes Wort oder bestimmte Worte im Sinne gehabt, so mag ich die doch keinem Menschen aussprechen, weil das Wort

dem einen nicht heißt, was es dem andern heißt, weil nur das Lied dem einen dasselbe sagen, dasselbe Gefühl in ihm erwecken kann, wie im andern, — ein Gefühl, das sich aber nicht durch dieselben Worte ausspricht. Das Wort bleibt vieldeutig, und die Musik verstehen wir doch recht."

Auf die Vieldeutigkeit des Wortes also, auf den Mangel an Congruenz desselben mit dem Gedanken und daraus folgenden Mangel an Einstimmigkeit beruft sich Mendelssohn. Wir haben derselben im vorigen Bande ein ganzes Capitel, das 4. gewidmet; unserem Leser also ist sie geläufig. Wenn aber dagegen die Sicherheit und Bestimmtheit im Inhalt der Musik gepriesen wird, so beruht das auf einer bloßen Selbsttäuschung, und es ist sehr interessant, zu sehen, wie diese sich selbst verräth. Worte seien vieldeutig, unbestimmt, mißverständlich im Vergleich zu einer rechten Musik, „die Einem die Seele erfüllt mit tausend besseren Dingen als Worten". Ich will dem liebenswürdigen Streiter für eine Herzenssache gewiß nicht mit pedantisch strenger Deutung des Wortes zu nahe treten, sondern dies ganz nur so nehmen, wie er es gemeint hat; aber auch so hat es die Uebertreibung allzustarker Vorliebe verrathen. „Mit tausend besseren Dingen" erfüllt eine rechte Musik die Seele als mit Worten; mit tausend ja, aber nicht mit zehn, am wenigsten mit Einem. Und mit besseren, wie wir gesehen haben, recht oft; aber mit bestimmteren? Die Erregung der Seele des musikalisch gestimmten Menschen ist eine sichere, tiefe, mannigfaltige; das ist die Thatsache. Wenn nun aber die Sprache diesen musikalisch entstandenen Seeleninhalt nicht beschreiben kann, so liegt die „Schuld" nicht an ihr allein, sondern ganz ebenso an dem Inhalt; denn es fehlt viel, daß er in bestimmten, oder gar zu bestimmten Gedanken bestände; vielmehr sind diese für die Sprache zu unbestimmt. Das Wahre an der Sache ist einzig

und allein dieſes: Die Beſtimmtheit iſt eben in beiden Gebieten eine verſchiedene; nicht als eine größere oder geringere, ſondern eben als eine andere ſtellt ſie ſich dar. Daraus folgt allerdings, daß es gewiſſe Inhalte geben kann, — und es werden nicht im Sinne der Logik oder der Aeſthetik, der Phyſik oder der Pſychologie beſtimmte, ſondern unbeſtimmte ſein — welche eher durch die Beſtimmtheit der Muſik als durch die der Sprache zu faſſen, dem Gemüthe nahe zu bringen, einem Anderen mitzutheilen ſind. Für logiſch unbeſtimmte Gedanken hat oft Muſik die rechte Beſtimmtheit.

Aber — die muſikaliſche Inhaltsfrage wird am eheſten klar, wenn man dies beachtet — das Gleiche gilt nicht nur von Tönen, ſondern ebenſo von plaſtiſchen und realen Vorgängen. Ein Augenaufſchlag, eine Bewegung, eine Beleuchtung können auch eine gewiſſe Seelenſtimmung beſſer ausdrücken, als Worte, und man kann von der anderen Seite jene ſinnlichen Erſcheinungen ebenſo wenig mit Worten beſchreiben, wie die Seelenſtimmung, welche ſie ausdrücken. Daß aber in einem Augenaufſchlag, in eines Abends oder eines Bildes Beleuchtung beſtimmte Gedanken enthalten ſeien, würde man daraus mit Unrecht ſchließen. Ich kann dem Ausſpruche Naumanns: „Die Tonkunſt ꝛc. S. 72“ beiſtimmen: „Da, wo es ſich um das Unendliche und Ewige handelt, kann das Wort nur andeuten, während die Muſik ſich bei ſolcher Gelegenheit als die Kunſt erweiſt, der es gegeben iſt, dem Unausſprechlichen Ausdruck zu verleihen.“ Jedoch nur deshalb und nur in dem Sinne kann hier vom „Ausdruck“ des Unausſprechlichen geredet werden, weil dieſes neben dem logiſchen Gedanken des Ewigen und Unendlichen in einer allgemeinen Erregung der Seele gegenwärtig wird, welche beim Tondichter in ſeinen Tönen ſich entladen, beim Hörer durch dieſelben erzeugt werden kann. Alſo

genau genommen, wird nicht das Unaussprechliche selbst, das mit Worten unsagbar ist, in Tönen gesagt, dargestellt, ausgesprochen, sondern nur die analoge und ebenfalls unsagbare Erregung der Seele wird hervorgerufen. — Vollends aber ist es irrig, in der Vieldeutigkeit der Worte den Grund zu sehen für ihre Unzulänglichkeit, den musikalischen Inhalt auszusagen. Auch hier verräth sich der Autor selbst mit seinen eigenen Worten. Das Lied kann dieselben Gefühle in dem Einen erwecken wie im Andern; muß es das auch? Das Gefühl spricht nicht durch dasselbe Wort sich aus; thut es aber das niemals? „Das Wort bleibt vieldeutig, und die Musik verstehen wir doch recht." Wirklich? Wer sind denn diese „wir"? Doch nicht alle Menschen? Werden nicht doch die Menschen im Allgemeinen über die Worte einstimmiger sein als über die Musik? Werden sie jene nicht besser verstehen? Und selbst der ganz und gar Musikalische, an den wohl Mendelssohn gedacht hat: wird er auch in allen Stunden, in allen Lagen mit einer Tonreihe dieselben Gedanken so verbinden, wie mit dem Worte (trotz aller Differenzen) im Wesentlichen dieselbe Vorstellung verknüpft ist?

Was zu dieser Täuschung immer wieder den Anlaß gibt, ist also auf der einen Seite die völlige Identität der Tonreihen mit sich selbst und die Unmöglichkeit, sie mit Worten zu umschreiben; auf der anderen Seite die zweifellose Sicherheit in der Erregung des Gefühls, zu welchem Mendelssohn ohne Bedenken übergeht, während vorher von dem bestimmten Gedanken die Rede war.*)

Damit aber kommen wir schließlich in Bezug auf die

*) Als dankbaren Stoff zum weiteren Nachdenken und genauerer Beobachtung will ich hier noch die Frage anfügen: mit welchem Recht oder in welchem Umfang man wohl behaupten dürfe, daß die Musik eine

Frage, welcher Inhalt mit den Tonformen verbunden sei, zu einer häufig hervorgetretenen Ansicht, welche wir etwas genauer zu erwägen haben. Man gibt willig zu, daß plastische Bilder selten, Begriffe und Vorstellungen gar nicht durch musikalische Tonreihen ausgedrückt werden können. Das Wesen der Musik aber — dies wird in mancherlei Variationen gelehrt — bestehe darin, Gefühle auszudrücken.*) Gefühle also, und setzen wir gleich hinzu Stimmungen, die man ja füglich als seelische Gemeingefühle bezeichnen kann, sollen den eigentlichen Inhalt der Musik ausmachen. Musik: Gefühl; das ist's; das scheint des Räthsels Lösung. Wenn musikalische Tonreihen erklingen, dann werden dadurch — vielleicht nicht bestimmte Vorstellungen, Anschauungen, Begriffe, aber — jedenfalls Gefühle im Hörer erregt. Im Componisten aber muß, gleichviel was und worüber er gerade denkt, jedenfalls das Gefühl erregt sein. Das sind nun Alles unzweifelhafte Thatsachen; nicht bestritten sollen sie werden, aber aufgeklärt. Der Aufklärung aber bedürfen sie in hohem Grade. Ganz treffend hebt Franz Liszt die Unmittelbarkeit des Zusammenhanges hervor, wenn er sagt: „Das Gefühl incarnirt sich in der Musik, ohne, wie in seinen übrigen Erscheinungsmomenten, in den meisten Künsten und vornehmlich

---

internationale oder besser interlinguistische Sprache des Gefühls sei. Vielfache Erfahrungen zeigen, daß die Söhne und Töchter des einen Volkes die Musik des anderen ebenso wenig verstehen, wie seine Sprache. Vielleicht kann man sagen, daß die Musik der Nationen von gleicher Culturstufe sich nur dialektisch unterscheidet, während verschiedene Culturstufen eine verschiedene musikalische Sprache reden. (Vgl. Simmel a. a. O. S. 300.)

*) Die Aussprüche der Musiker selbst über ihre Kunst sind hier besonders zahlreich; sie sind aber auch reich an Widersprüchen nicht nur bei verschiedenen, sondern auch bei denselben Meistern. Die Gefühle sind schon dem Psychologen ein Kreuz; und man glaubt ein Räthsel schnell zu lösen, wenn ein neues Räthsel als Lösung des alten auftritt.

in denen des Worts ſeine Strahlen an dem Gedanken brechen, ohne die Nothwendigkeit, ſich mit ihm verbinden zu müſſen.“ In welchem Sinn aber oder in welchem Proceß vollzieht ſich dieſe „Incarnation“?

Bemerken wir zunächſt, daß wir von Gefühlen und Stimmungen im eigentlichen Sinne reden; in dieſem bedeuten ſie nicht, wie man nach ſchwankendem Sprachgebrauch wohl zu ſagen pflegt, unklare Vorſtellungen, undeutliche Begriffe, ſondern lediglich die Zuſtände der Seele während des Denkens irgend welcher Inhaltsvorſtellungen (vgl. Bd. I S. 284 f.), alſo Gefühle der Luſt, des Schmerzes, der Liebe und des Haſſes, des Mitleides, der Ehre, religiöſe, ſittliche Gefühle der Hingebung, des Wohlwollens u. ſ. w.

Wenn man nun ſagt: die Aufgabe oder die Leiſtung der Muſik iſt es, Gefühle auszudrücken, ſo haben wir dabei dreierlei zu unterſcheiden; zunächſt die Gefühle des Componiſten, von denen ſeine Seele erregt iſt, und welcher ſie entſtrömen, von denen er ſich gleichſam befreit in und mit der Schöpfung der muſikaliſchen Gebilde. Die beſtimmte Bewegung ſeines Gemüthes prägt ſich in den Tönen aus. Mendelsſohn ſchreibt gelegentlich des 2. Liedes ohne Worte an ſeine Schweſter (Henſel, die Familie Mendelsſohns): „Iſt Dir's zu ſchlecht, ſo kann ich nicht helfen; mir war ſo, als ich Euren halb ängſtlichen, halb erfreuten Brief bekam.“

Davon verſchieden ſind die Gefühle, welche in der Seele des Hörers durch dieſe Töne erregt werden. Auf den erſten Blick ſcheint die Sache ungemein einfach: Dieſelben Gefühle, welche in der Seele des Componiſten die Melodie, die Harmonie, den Rhythmus dieſer Tonreihe hervorgerufen haben, kehren durch das Anhören derſelben in der Seele des Hörers wieder. Religiöſe Erhebung hat dieſen Choral

geſchaffen; ſie wird ſich im Herzen des Hörers widerſpiegeln. Idylliſches Behagen wird aus den Tönen, die es erzeugt hat, in das Gemüth des Hörers überſtrömen. Aber ſo wird ſich die Sache in den ſeltenſten Fällen verhalten können. Irgend ein harter Verluſt hat den Tondichter getroffen; von einem tiefen Schmerzgefühl iſt er ergriffen, und er gibt ihm Ausdruck in Tönen; werden die Hörer oder ſollen ſie von dem gleichen Gefühl des Schmerzes ergriffen werden? Des Componiſten hat ſich über irgend ein Erlebniß Verzweiflung bemächtigt, welche ihm Tonreihen auspreßt; ſollen die Hörer auch von Verzweiflung ergriffen werden? In aller Naivetät hat Franz Schubert es ausgeſprochen: „Meine Erzeugniſſe in der Muſik ſind durch den Verſtand und durch meinen Schmerz vorhanden; jene, welche der Schmerz allein erzeugt hat, ſcheinen die Welt am meiſten zu erfreuen.“ Wenn er dies dem moraliſchen Charakter der Hörer oder ihrem Verſtändniß zum Vorwurf macht (denn er fährt fort: „Keiner, der den Schmerz des Andern und Keiner, der die Freude des Andern verſteht“), ſo iſt es nur ſein pſychologiſcher Irrthum über die Wirkung der Muſik, der ihn dazu verleitet. Wenn der Tondichter einen tiefen Schmerz empfunden, wenn er demſelben in Tönen einen vollkommenen Ausdruck gegeben, dann werden wir allerdings eine hohe äſthetiſche Freude an der Vollkommenheit dieſes Ausdrucks empfinden. Und wird, und darf ihn das kränken? Hat er die Töne geſetzt, nur um uns ſein Schickſal zu erzählen? nur um unſer Mitgefühl zu erwecken? — Will er uns, die Hörer, nur zu Genoſſen ſeines Schmerzes machen und uns nicht die Kunſt ſeines Ausdrucks genießen laſſen? Gleichwohl wird die Seele des Hörers durch dieſe Melodie unmöglich von Jubel oder Luſt erfüllt, ſie wird vielleicht von einer gewiſſen

Wehmuth neben der äſthetiſchen Freude, ſchwerlich aber etwa von Mitleid bewegt werden. Nehmen wir ein anderes Beiſpiel und allgemein für alle Künſte: der Bildhauer in einer Gruppe, der Maler in einem Bilde, der Dichter in einem Liede, der Componiſt im Geſange ſtellen auf eine vollkommene Art die „Mutterliebe“ dar: ſollen die Beſchauer und Hörer, ſollen auch Männer und Knaben „Mutterliebe“ fühlen? Die Darſtellung der Liebe zweier Verliebten erzeugt nicht Verliebtheit.

Wir müſſen an das Dritte, an die dritte Form, wie das Gefühl mit den Tönen verbunden iſt, denken: in den Tönen iſt das Gefühl enthalten, in ihnen iſt es ausgedrückt, dargeſtellt. Gleichviel was der Schöpfer des Kunſtwerks jetzt ſelbſt gefühlt hat, er ſoll das Gefühl, das ſich an das Object knüpft, zum Ausdruck bringen: eine Mutter im Schmerz über den Tod ihres Kindes ſei der Vorwurf; der Maler, der Dichter, der Componiſt iſt keine Mutter, er hat kein Kind verloren; nicht ſein actuelles und reelles Gefühl, ſondern ſeine künſtleriſche Anſchauung dieſes Schmerzes ſoll er in Worten, im phyſiognomiſchen Ausdruck des Bildes, in Tönen zur Darſtellung bringen. Auch in der Seele des Aufnehmenden wird nicht das Gefühl des Mutterſchmerzes, ſondern nur eine Anſchauung desſelben aus dem Kunſtwerk empfangen werden.

Der ſpeciellen Pſychologie der Muſik ſtelle ich demnach die Aufgabe — deren Löſung dieſes Ortes nicht iſt —, anſtatt vom Gefühl als Inhalt der Muſik überhaupt zu reden, vielmehr an einzelnen Beiſpielen genau darzulegen: in welchem Sinne eine Tonreihe Ausdruck eines Gefühles iſt, welche Art von Gefühlen in der Seele des Componiſten, und welche davon durchaus verſchiedene in der Seele des Zuhörers entſtehen werden. Andeuten will ich nur dieſes: im Bewußtſein des

Tondichters ist ein wirkliches Erlebniß, eine Erinnerung oder eine durch die Phantasie frei geschaffene Anschauung vorhanden; an diese schließen sich gewisse Gefühle an, denen er im Tonwerk Ausdruck gibt. Der Hörer aber empfängt nur die Tonreihe; nichts von den Vorstellungen des vom Künstler Erlebten oder in der Phantasie Gedachten wird ihm dargeboten; aber aus der Tonreihe allein sollen in ihm Gefühle entspringen. Ueberall sind hier Verhältnisse von Ursachen und Wirkungen; aber ganz andere Ursachen und ganz andere Wirkungen finden auf beiden Seiten statt; an dem Bestand — der Beschaffenheit der Tonreihe aber hat die Wissenschaft nachzuweisen, wie Gefühle in ihr enthalten, ausgedrückt, wie sie als *Wirkung von Gefühlen* aus der Seele ihres *Schöpfers* hervorgegangen, und wie sie zur *Ursache von Gefühlen* in der Seele des *Hörers* werden.

Dabei wird nun namentlich zur Aufklärung der Thatsache, daß durch Töne Gefühle ausgedrückt werden, Folgendes zu erwägen sein. Die Töne können nicht die Gefühle *bedeuten*, wie in der Sprache, noch auch sie *darstellen*, wie in der Plastik; aber sie können und sollen die Gefühle wirklich *erzeugen*. Wenn Wörter ausgesprochen und vernommen werden: etwa Tugend, Gerechtigkeit, Friede, Baum, Haus u. dergl., dann müssen diese Vorstellungen schon vorher in der Seele des Hörers vorhanden, mit der Vorstellung des Lautkörpers verbunden gewesen sein; durch das Hören der Laute wird die Vorstellung, die Bedeutung, die ihnen zukommt, *erinnert*, ins Bewußtsein gerufen. Das Hören der Laute erzeugt, schafft keine Vorstellungen als nur die Vorstellungen des Lautes selbst. Die musikalischen Töne aber erinnern nicht an frühere Gefühle, die mit ihnen verbunden waren, sie bedeuten nicht als *Zeichen* diese Gefühle, sondern sie sollen dieselben *erzeugen*. Aus

dieſem jetzigen Proceß der nervöſen Erregung und der geiſtigen Vorſtellung dieſer Töne ſollen die Gefühle wirklich entſtehen. Nicht der Proceß der Erinnerung, der ſich an ſie anſchließt, ſondern der der Erregung, den ſie bewirken, verleiht den Tönen dieſe Bedeutung; ſie, die Töne allein, ſind die Urſache, deren Wirkung dieſe Gefühle ſind. Dies iſt der wahre Sinn der Incarnation des Gefühls in der Muſik. In einem gegebenen Fall ſoll dasſelbe Gefühl, welches im Componiſten durch Erlebniſſe, Anſchauungen entſtanden iſt, im Hörer durch die Töne, welche wahrgenommen werden, entſtehen. Nicht weil dieſe Töne jene Anſchauungen tonmaleriſch darſtellen, auch nicht weil ſie das Gefühl tonmaleriſch abbilden, ſondern weil ſie als nervöſe Reize und Vorſtellungen der Tonverhältniſſe die Gefühle erwecken.

Denn maleriſche Darſtellungen ſind plaſtiſche Abbilder des Inhalts, den ſie darſtellen; es ſind dieſelben, etwa verkleinerten Linien oder auch dieſelben Farben, welche an den Gegenſtänden ſelbſt wahrgenommen werden; die Abbilder erzeugen eine ähnliche Anſchauung, wie die Urbilder ſelbſt, und erregen deshalb auch neben den äſthetiſchen die gleichen pathetiſchen Gefühle, wie die Urbilder. Die muſikaliſche Tonreihe dagegen iſt nicht das Abbild von Gefühlen, die Gefühle werden nicht in den Tönen angeſchaut; ſondern weil wir durch dieſe Töne die beſtimmten Empfindungen in Nerven und Gemüth empfangen, entſpringen aus denſelben Gefühle.

Deshalb findet zunächſt ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Componiſten und dem Hörer ſtatt, theils in Bezug auf die geiſtigen Vorgänge überhaupt, welche den Tönen vorangehen und nachfolgen, theils in Bezug auf das Verhalten des ſinnlichen Tons zum Innern des Gefühls. Sodann haben wir nun ſchließlich im Componiſten ſelbſt ein mehrfaches Verhalten desſelben pſycho-

logisch genau zu unterscheiden, welches bisher nur gelegentlich angedeutet ist.

Immer festgehalten, daß Dinge und Personen, Erlebnisse, Handlungen, Situationen und Gesinnungen nicht in Tönen gemalt, sondern daß nur die Seelenzustände, also vornehmlich die Gefühle, die durch jene erregt werden, in Tönen zum Ausdruck kommen: so wird der Componist in seinem Tonwerk (es mag nun rein instrumental oder einen gegebenen Text begleitend sein) entweder seinen eigenen inneren Zustand, seine persönliche Erregung als persönliches Erlebniß in Tönen ausströmen, oder er wird die aus allgemein menschlichen oder bestimmten historischen Thatsachen hervorgehenden Gemüthszustände zum Ausdruck bringen. Aus Beobachtung oder Erinnerung, aus Geschichte oder Reflexion, aus Wahrheit oder Dichtung wird er einen Gedankengehalt vor seiner Seele haben, dessen Gemüthserfolg (wie er in Anderen ebenso wohl, wie in ihm selbst auftritt) er in Tönen zur Darstellung bringen wird. Dort wird sein eigenes wirkliches Gefühl, hier wird die (historische oder poetische) Anschauung eines solchen ausgedrückt; jene Composition werden wir als lyrische bezeichnen können, diese als epische oder dramatische. Aber beides kann dann noch stattfinden: der Erguß des persönlichen Gefühls kann sich — wie dies bei Goethe so oft der Fall war — in einer objectiv erfaßten fremden Person und Situation zur Darstellung bringen; umgekehrt kann an der Auffassung objectiver Ereignisse, an der epischen oder dramatischen Gestaltung derselben entweder vorzugsweise das allen Gemeinsame, das Sachliche hervortreten oder die eigene, persönliche Beziehung zu ihm sich geltend machen, so daß wir, wie bei der Dichtung, auch bei der Composition von einer mehr objectiven oder mehr subjectiven Stellung des Schöpfers zu seinem Werke werden reden dürfen.

So mannigfach verſchieden alſo ſtellt ſich die pſychologiſche Thatſache dar, die man wie eine ganz einfache damit meinte ausſprechen zu können, daß in der Muſik Gefühle ausgedrückt werden.

III.

Muſik und Plaſtik.

Die Beantwortung unſerer urſprünglichen Frage hängt weſentlich ab von der Betrachtung des zweiten pſychologiſchen Unterſchiedes unter den Künſten. Außer dem nämlich, daß ſie ſich durch das unterſcheiden, *was* die Seele von dem Kunſtwerk empfängt, unterſcheiden ſie ſich auch dadurch, *wie* ſie es empfängt.

Das Bild ſteht vor unſeren Augen fertig, die Muſik *entſteht* vor unſeren Ohren. Müſſen nun aber auch beide *in unſeren Organen* erſt entſtehen, ſo iſt doch für die Art dieſer Entſtehung dadurch ein weſentlicher Unterſchied gegeben. Beide beſtehen als Ganze aus einem Complex einzelner Theile; von der vollſtändigen Auffaſſung aller einzelnen Theile hängt der vollſtändige äſthetiſche Genuß des Ganzen ab. Aber die Theile verhalten ſich in beiden verſchieden zu einander und zum Ganzen. Jedes Muſikſtück beſteht aus einer Reihe von Accorden, welche man als eine zwar nicht einfache und gerade, ſondern aus mehrfachen Parallelen gebildete und auf- und abſteigend gebogene, doch aber in Einer Richtung fortgeſchwungene *Linie* ſich denken kann; jedes Bild bildet eine *Fläche*, auf welcher man ungefähr die Hauptfiguren als Centrum zur Peripherie des Ganzen — oder allenfalls als zwei Centra in der Parabel betrachten kann. Dies gilt wenigſtens ganz unzweifelhaft für die ſubjective Empfängniß beider Kunſtwerke. Iſt ein Bild vor

unſeren Augen entrollt, ſo faſſen wir mit dem erſten Blick das Ganze ins Auge oder mindeſtens einen größten und ſicher immer den hervorſtechendſten Theil; wir erhalten ſogleich eine noch unbeſtimmte und unvollſtändige, aber eine totale Anſchauung des ganzen Bildes. Durch ein ferneres Hinſehen wird die Anſchauung beides, beſtimmter und vollſtändiger; wir unterſcheiden genauer die einzelnen Theile der verſchiedenen beziehungsweiſe Ganzen, wie die Glieder und Stellungen jeder einzelnen Figur, und ſetzen ſie und die verſchiedenen Ganzen (Figuren) ſelbſt wieder zuſammen, kurz wir ordnen unſere Anſchauung; zu dieſem Behufe ſuchen und ſehen wir Einzelnes, was im erſten Blick noch gar nicht oder undeutlich geſehen war. Hier geht gleichſam das Ganze den Theilen voraus, iſt mindeſtens mit ihnen faſt zugleich. Bei der Muſik aber empfangen wir nothwendig erſt die einzelnen Theile der Reihe nach durchs Ohr, ehe ſie ſich in der Seele zu einem Ganzen bilden können; hier gehen die Theile dem Ganzen nothwendig voraus; und nicht bloß ſucceſſiv, ſondern in einer durchaus beſtimmten Succeſſion ſind die Theile vom Anfang bis zum Ende gegeben, während in dem Bilde der Fortſchritt von Theil zu Theil durchaus frei und willkürlich iſt.*) Hier auf dem Bilde geſchieht jeder weitere Blick in Beziehung auf das bereits ge-

*) Wir hoffen ein anderes Mal den Proceß der Auffaſſung eines Bildes mit Rückſicht auf die Kunſtſchöpfung und pſychologiſche Zeitmeſſung ausführlich darzuſtellen. Leſſings Beantwortung der Frage: „Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung eines Dinges im Raume? Erſt betrachten wir die Theile desſelben einzeln, hierauf die Verbindung dieſer Theile und endlich das Ganze. Unſere Sinne verrichten dieſe verſchiedenen Operationen mit einer ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie nur eine einzige zu ſein bedünken . . . .“ iſt zutreffend genug für eine Zeit, da weder die phyſiologiſchen Geſetze des Sehens, noch die pſychologiſchen der inneren Apperception entdeckt waren. Heute kann darüber genauer geredet werden.

wonnene Totalbild, jede neue Vorſtellung hat ſchon ihre beſtimmte Richtung und den Sinn, das Totalbild zu ergänzen; dort iſt jeder neue Ton in ſeiner Bedeutung ſo lange unbeſtimmt, bis erſt die folgenden ſammt den vorausgegangenen ihm ſeinen Werth und ſeine Wirkung anweiſen. Im Gemälde alſo iſt der Fortſchritt der Auffaſſung vom Ganzen zum Einzelnen, um wieder zum vollendeten Ganzen zu kommen, dabei durchaus unbeſtimmt und relativ willkürlich; in der Muſik vom Einzelnen zum Ganzen, dabei beſtimmt und unwillkürlich; zugleich iſt dort auch die Dauer ſo jeder einzelnen Theilanſchauung wie der Geſammtauffaſſung durchaus unbeſtimmt, man kann bei dieſem oder jenem Zuge, Figur, Gruppe und bei dem Ganzen im Ganzen länger oder kürzer verweilen, ein Bild in einer Stunde und in einer Minute anſehen; hier in der Muſik iſt die Dauer für die Empfängniß ſowohl jedes Accordes, wie der ganzen Melodie beſtimmt geboten. Kurz das Moment der Zeit, wie es im Maß der Intervalle überhaupt und im charakteriſtiſchen Tempo beſonders objectiv zum Weſen der Muſik gehört, iſt auch ſubjectiv für die Auffaſſung derſelben weſentlich und feſt beſtimmt; für die Malerei aber bleibt es, wie objectiv ganz fern, ſo ſubjectiv für die Auffaſſung ein Medium von beliebigem willkürlichem Gebrauche.*)

Es bleibt endlich noch der Unterſchied hervorzuheben, der in dem Bisherigen bereits eingeſchloſſen angedeutet liegt, daß das Werk der Malerei als Ganzes nicht bloß ſogleich gegeben und aufgefaßt wird, ſondern überhaupt objectiv und materiell vorhanden iſt und bleibt; das Werk der Muſik aber iſt als Ganzes für den Zuhörer überhaupt niemals ſinnlich gegenwärtig, ſondern je mit der Entſtehung der Theile verſchwinden

*) Vgl. Pabſt a. a. O. S. 70.

ſie auch. Die Auffaſſung einer Melodie als eines Ganzen iſt demnach lediglich ein Erfolg der Seelenthätigkeit. Die Compoſition des Muſikers muß jeder Zuhörer noch einmal im eigentlichen Sinne des Wortes componiren (zuſammenſetzen) und mit Hilfe ſeines Gedächtniſſes die verklungenen Töne zurückrufen; der Maler fordert auch, daß man ſeine Gemälde in der eigenen Seele wiedererzeuge, aber er bietet dazu das ganze Original ſogleich und bleibend, und was bei der Muſik nur die Anſtrenguug des Gedächtniſſes erreicht, wird hier durch eine wiederholte Anſchauung geboten. — Dem Gemälde gegenüber iſt uns der Verſuch geſtattet, das Totalbild wiederholentlich von anderen und anderen Punkten aus ſich neu geſtalten zu laſſen, um zu immer tieferem Verſtändniß zu gelangen, und jeder erneute Blick auf das immer noch daſtehende Bild wird ergänzend und correctiv dazu beitragen; ſolche Verſuche werden wir bei allen größeren Schilderungen, wie die Schule zu Athen, Abendmahl, Schlachtgemälde u. dergl. zu machen uns immer veranlaßt ſehen. Gleiche Verſuche mit den einzelnen Paſſagen der Muſik in rein genießender oder kritiſcher Abſicht anzuſtellen, würde nur durch eine große Anſtrengung des Gedächtniſſes möglich ſein, und gewiß wird man eine Beethoven'ſche Symphonie in ſolcher Weiſe nur bei häufiger Wiederholung oder auf dem Notenblatte anſchauen können, alſo auch nur derjenige, welcher mit dem bloßen Leſen der Noten zugleich innerlich die Töne hört. Wohl zuweilen iſt, wie wir geſehen haben, der Eindruck der Muſik ſo ergreifend und ſprechend zugleich, daß es im Gemüthe iſt, als ob man Geſtalten ſähe, als ob Bilder vor der Seele ſchwebten, aber eine freie und beliebige Ordnung und Umſtellung dieſer phantaſtiſchen Bilder wird wohl kaum dem erregteſten und zugleich beſonnenſten Zuhörer möglich ſein.

Verſuchen wir nun die Frage nach dem Erfolge einer Zuſammenwirkung beider Künſte — der Malerei und Muſik — hiernach zu beantworten. Es iſt denkbar, daß eine gewiſſe Cantate, nachdem ſie gehört worden iſt, gerade eine ſolche Stimmung in der Seele zurückläßt, wie ein beſtimmtes Gemälde, wenn es angeſchaut wird, ſie erzeugt; wird auch die objective Gleichheit der äſthetiſchen Formen niemals, ſo kann eine ſubjective Gleichheit im Grade und der Art der Schönheit und des Wohlgefallens an derſelben vorhanden ſein; ja, wir wollen die ideale Vorausſetzung machen, daß eine gewiſſe Muſik bei ſtark erregbaren Geiſtern ſowohl eine dem plaſtiſchen Werke entſprechende ſymboliſche Apperception herbeiführen, alſo auch Aſſociationsproceſſe einleiten wird, welche gerade ſolche Phantaſiegebilde hervorzaubert, als in einem beſtimmten Bilde dargeſtellt ſind, was z. B. bei ſehr charakteriſtiſchen Momenten, wie des Heroiſchen oder Schmelzenden, möglich iſt und in der Seele deſſen, der zugleich Muſiker und Maler wäre, leicht zuſammentreffen würde.

Was aber wird in der Seele des Zuſchauers geſchehen, wenn ſelbſt die beiden objectiv ſo harmoniſch zu einander paſſenden Kunſtwerke zu gleicher Zeit durch die verſchiedenen Organe auf ſie eindringen? Denken wir uns eine beſtimmte Zeit, welche durch die Dauer der Muſik ja gegeben iſt, und dieſe zerfällt, wie ebenfalls durch die Muſik geſetzt iſt, in verſchiedene Zeitmomente.

Sogleich in dem erſten Moment wird eine totale Anſchauung von dem Gemälde in die Seele dringen —; er wird ein bedeutender, für ein ganz neues und eigenthümliches Gemälde vielleicht der bedeutendſte Moment ſein*); zumal bei Trans-

*) „Von dem erſten Blicke hängt die größte Wirkung ab.“ Leſſing.

parentbildern dürfte dies gewiß der Fall sein, da hier die Macht der Farbenverhältnisse an sich in den Vordergrund tritt mit ihrer sinnlichen Wirkung, und diese wird im ersten Moment am stärksten sein. Beides sogar trifft bei den Transparentgemälden um so eher zu, da es sich bei diesen, so zu sagen, ephemeren Kunstwerken gewiß weniger um die genaue künstlerische Ausführung des Besonderen, als um die Totalkraft sowohl der Composition und der Motive als der Farbenreize, der Licht- und Schattengebungen handelt.*) — In den folgenden Momenten wird das Auge aus dem Mittelpunkt nach dem Umkreis schweifen, das noch Ungesehene zu erfassen und mit dem Andern zu verbinden suchen; dann wird die Seele sich von dem Ganzen allgemach zum Einzelnen wenden, dessen Kunstwerth an sich und seine Bezüge zum Ganzen prüfen. Das Interesse des Geistes nimmt hier offenbar eine veränderte Richtung; der ästhetische Genuß dauert zwar fort, wird im günstigen Falle durch entsprechende Wahrnehmungen erhöht, im Ganzen aber wird er dadurch nicht sowohl erworben als befestigt — die Seele ist eines günstigen Eindrucks vom Bilde bereits habhaft geworden und will nun seiner auch sicher werden. Treten ja noch in dem Einzelnen besonders vortreffliche und gelungene Züge hervor, so wird die Freude an denselben meist eine isolirte, immer eine auf den allgemeinen Eindruck nur mittelbar bezogene sein; es

*) Bei dem oben erwähnten Beispiel des lebenden Bildes in der Ouvertüre zu Euryanthe (diese „kniet betend am Sarge Emmas, deren Geist vorüberschwebt, während Eglantine das Ganze belauscht") dürfte das Schaurige der Geistererscheinung vollends so schnell und so vorwiegend wie immer möglich in die Seele des Hörers eindringen; viel später erst könnte die „belauschende" Eglantine einen Eindruck machen; jene entführt unsere Phantasie in die Geheimwelt, diese führt uns in die geläufigen Formen der alltäglichen zurück und erinnert mehr an Geheimpolizei.

gleicht dies nur dem letzten Pinsel des Malers, mehr für den Kenner ausschließlich berechnet, mehr dem Geiste und dem Gesetze eine Genugthuung, als dem Gemüthe Erregung zu bereiten.

Nun die Musik! Die ersten Accorde werden vor der Gewalt des malerischen Eindrucks von dem Gemälde kaum in der Seele vernommen werden; sie müssen nach der Natur aller Harmonie und Melodie aufsteigender und einleitender Art sein, einen tieferen Eindruck nicht sowohl bereitend als vorbereitend, und ihnen gegenüber ist die Seele schon befangen von den mit aller Macht des sinnlichen Reizes einströmenden Farben und Gestalten. Ist die Musik aber von jener Art, welche mit dem ersten Anklang kräftig, geräuschvoll und pomphaft ihr Thema ankündigt, dann ist es desto schlimmer; die Töne fordern Aufmerksamkeit und versprechen einen Genuß, den sie aber noch nicht bieten; das Bild aber bringt sich sogleich und ganz dar. Das gibt einen Streit, der Beides verwirrt. In den folgenden Momenten werden die musikalischen Verhältnisse sich heben, klarer gestalten, sie würden noch stärker eindringen, wenn die vorangehenden Töne ebenfalls gehört und in ihrem Zusammenhange mit ihren Motiven aufgefaßt wären; aber da die Seele dort mit dem Auge vor dem bleibenden Bilde im bloßen Schauen und Aufnehmen bereichert und damit genußreich angefüllt wird, hier aber nur durch ein Festhalten und Erinnern aller entschwindenden Töne einen Eindruck erlangt, wird dieser nur schwach sein, und gerade deshalb um so mehr, weil die Größe des Eindrucks jedes Folgenden bedingt ist durch die Klarheit und Gegenwart des Vorigen. Es kommt aber noch dazu, daß die Vocalmusik zwar auch eine fortschreitende, aber durchaus nicht als einfache Reihe Fortschreitende ist; vielmehr werden wir weiter unten den psychologischen Proceß, wie er sich in der Auffassung eines Gesangstückes abspielt, genau analysiren und dann finden, daß es eine

mehrfache Reihe parallel ablaufender Elemente ist, welche durch das Bewußtsein hindurchzieht. Endlich ersteigt die Musik ihren Höhepunkt (sie drückt die ganze innere Kraft und das seelische Wesen des auf der Leinwand Gemalten durch ihre Harmonien aus), ihr Zauber fesselt das Ohr und reißt die Seele mit sich fort — aber diese ist eben mit dem Auge dabei, das anatomische Verhältniß jener Hand, die Stellung dieses Fußes zu prüfen; unser inneres Ohr hört jetzt beim Anblicke einer Wanderung der „heiligen Familie" das tiefste Wehen des religiösen Geistes in den Melodien, als gerade unser inneres Auge mit der Frage beschäftigt war, ob diese Ohren des Esels nicht selbst für einen Esel zu lang wären. Das Interesse an der Musik ist, wie ihre Wirkung, ein fortwährend aufsteigendes, das im längeren Anschauen eines Bildes ein absteigendes, oder wenigstens jenes ein in derselben Richtung fortgehendes und wachsendes, dies ein sehr bald verändertes.

Die Hemmung und gegenseitige Störung wird um so größer sein, wenn die Symbolik und die persönliche Association von Vorstellungen bei der Musik Wege gehen, welche von denen der angeschauten Bilder und der durch diese erregten Phantasie abweichen.

Ich will den Beweis, der mir genügend erbracht erscheint, nicht noch weiter hinausdehnen, nicht gleichsam noch neue psychologische Zeugen für die innere Thatsache der gegenseitigen Störung weitläufig abhören.*) Aber kurz andeuten muß ich doch

*) Ganz unerfindlich ist es mir, daß ein so besonnener Forscher wie Naumann von dem „wunderbaren Ineinanderfließen von Tönen und Farben bei Transparentbildern, hinter denen gesungen wird," reden kann; „wunderbar" wäre das Ineinanderfließen in der That! Noch erstaunlicher aber ist die Begründung: „Wir machen noch darauf aufmerksam, daß Musik und Malerei in Licht und Ton, die beide durch Schwingungen ins Dasein gerufen werden, welche mittelst einer mehr

noch, daß zu der Verschiedenheit des Perceptionsprocesses eine sehr wesentliche Grundverschiedenheit des Apperceptionsprocesses in beiden Fällen hinzukommt. Bei der Musik, deren geistiger Gehalt durch die Unbestimmtheit charakterisirt ist, schreitet die durch Gefühle und Stimmungen erregte Phantasie zur relativen Bestimmtheit symbolischer Gleichungen, dann endlich zur positiven anschaulichen Bestimmtheit erinnerter oder erdichteter Lebensbilder fort; bei der plastischen Kunst schreitet die Seele von der objectiv gegebenen Bestimmtheit des sichtbaren Inhalts zur Auffassung des den Gegenstand durchdringenden oder umschwebenden Ideengehalts fort, durch welchen zumeist die ethischen und überhaupt idealen und nicht bloß pathologischen Gefühle erregt werden, um schließlich zu idealen Stimmungen derselben sich zu verklären, in welchen alle individuelle Bestimmtheit ebenso aufgelöst erscheint, wie alle Körperformen mit ihren Aggregatzuständen im ursprünglichen Aether. Anschauliches Bild also und ideale Stimmung sind in beiden Fällen, aber in entgegengesetzter Richtung Anfang und Ende des inneren seelischen Processes, der in der Aneignung des Kunstwerkes sich vollzieht.

---

oder minder raschen Bewegung — sei es im Aether, sei es im Luftmeer — im Raume sich fortsetzen, verwandte Bedingungen ihrer Existenz besitzen. Ueberraschend tritt diese Verwandtschaft auch geistig in transparenten Bildern, hinter denen gesungen wird, hervor. Die Farben, die hier nicht vom Lichte nur erzeugt werden, sondern selbst leuchten und fließen, scheinen mit den schwebenden, schwingenden Tönen in eins zu verschmelzen, so daß wir uns fragen, wo der Ton aufhöre und die Farbe anfange." Hätte nicht die Verschiedenheit von Luft und Aether, hätte nicht noch viel mehr der weite Abstand der Schwingungszahlen in der Bewegung beider Raumann zur Vorsicht mahnen sollen, auf diese „geistige Verwandtschaft" ein Ineinanderfließen zu begründen? gerade ihn, der wenige Seiten vorher so verständig bemerkt, daß die Verschiedenheit des Materials die Grenzen der Künste bestimmt, und . . . daß sich die Tonkunst, besonders so lange sie nicht mit der Poesie in Verbindung tritt, nicht abmühen möge, „sich in die für ihr Material, den Ton, undarstellbare Welt sinnlicher Erscheinungen . . zu verlieren."

Aus alledem folgt jedenfalls, daß diese Art von Kunstvorstellung eine eigentliche Schule der Oberflächlichkeit im Kunstgenuß ist. Denn wenn von einer ästhetischen Auffassung der Musik, wenn statt der Stimmungen von den Tonanschauungen die Rede sein soll, dann tritt natürlich die Differenz von Bild und Gesang in jedem Moment desto schärfer hervor.

Bei diesem Satze, welcher in der ersten Auflage dieses Buches bereits gestanden hat, mag die schickliche Stelle zu folgender Erörterung sein:

Herr Prof. Ehrlich hat in dem schon erwähnten vorzüglichen Aufsatz (Westermann Bd. 50 S. 206) mit Bezug auf meine Bemerkungen über elementare Wirkung der Musik, welche oben S. 111 ff. sich befinden, eine Reihe von Fragen an mich gerichtet. Sie lauten so: „Wenn wir bei einem Quartett von Beethoven oder bei einer Messe von Bach der elementaren Wirkung der Musik einen so großen Antheil an dem Gesammteindruck zuerkennen müssen (von E. selbst gesperrt!), wenn eben die Stimmungen, wie sie durch nervöse Erregung entstehen, welche wieder allerlei Vorstellungen hervorruft, das Hauptmoment dieses Eindrucks bilden, nicht die geistige Freude an der Anschauung — wie steht es da mit der ethischen Bedeutung? und wie steht es da mit dem Urtheil über das Urtheil eines Publicums solchen Kunstwerken gegenüber? Hat der Unbefangene nicht das Recht, zu behaupten, daß der Enthusiasmus der Mehrzahl mehr ein zur Schau getragener als ein wahrhafter sei, und daß die Musik sehr vielen Menschen so theuer sei, weil sie rasch über das bewußte Denken zur unbewußten Gefühlsschwelgerei führt? Darf ich nicht behaupten, daß mit dem

Ueberhandnehmen der Vorliebe für Musik die tragische Dichtkunst, die eigentlich höchste Kunst, immer mehr in den Hintergrund tritt, daß der Antheil des Menschen an der dichterischen Darstellung des Schicksals sich immer mehr vermindert, und daß weniger der geistige Genuß als die Erregung angestrebt wird? Darf ich nicht den Wunsch äußern, daß ein so vortrefflicher und wahrhaft humaner Gelehrter in seiner milden Weise jedes Zugeständniß an die sogenannten populären Gefühlstheorien verweigere, durch welche die wissenschaftliche Kunstanschauung in hohem Grade erschwert wird?"

Ich könnte darauf erwidern, daß meines Amtes nur ist, die psychologischen Thatsachen, welche in den Erscheinungen des Kunstlebens auftreten, festzustellen und zu analysiren, nicht aber, ästhetische Forderungen zu stellen. Daß ich aber auch den ästhetischen Folgesätzen aus der psychologischen Erkenntniß der Thatsachen Ausdruck zu geben nicht vermeide, hätte Herr Professor Ehrlich aus obigem Satze, wenn er ihn beachtet hätte, entnehmen und daraus zugleich ersehen können, daß ich speciell seiner mit edlem Eifer in der Frageform vorgetragenen Ansicht vollkommen zustimme.*)

Mancherlei Erzeugnisse und selbst Richtungen der neueren Kunst stellen außer Zweifel, daß in ihnen auf die Vielheit und den Wirrwar der Gefühle, auf die Erregung

*) Nur ungern versage ich es mir, einige, mit feinem Bedacht dem Bauer in den Mund gelegte Gedanken Paul Heyses hier anzuführen, sich über Musik ergehen. Ich müßte aber, ungerechte Beurtheilung verhüten, zu viel von dem Kunstgespräch hier abdrucken, das im Buch 9. Cap. „Im Paradies" sich befindet und dem Leser wegen der euchtenden Berührung mit vielen hier vorgetragenen Gedanken bestens pfohlen sei.

heftiger ſinnlicher und ſeeliſcher Reize, auf die Erzeugung berückender und bedrückender Stimmungen, verflochten mit zugehörigen und unzugehörigen Gedanken dumpfer und dunkler Art, ich will nicht ſagen ſpeculirt, aber doch losgearbeitet wird. Schwüle Temperatur der Sinnlichkeit, dicker und dumpfer Brodem der Gefühle und dämmernde Gedanken einer zügelloſen Ethik ſind die Signatur einer Kunſt, welche nicht Arten und Motive der Wirkung genug zuſammenraffen kann, um den „großartigen" Erfolg zu erzeugen. Die falſchen Verquickungen ſinnlich ſtarker, aber trüber Reize mit hochſtrebenden, aber dunklen idealen Elementen haben in der Geſchichte nicht bloß der Künſte, ſondern auch der Religionen oft genug erfolgreiche Macht gewonnen und Unheil angerichtet, welches den luciferiſchen Stolz der Urheber nicht gebändigt, ſondern gebläht hat.

Als Pſycholog muß ich die Thatſache feſthalten, daß durch die Häufung gerade der ſinnlichen Reize aus den verſchiedenen Künſten, durch die Verflechtung gerade der ſtärkſten Stimmungsurſachen mit myſtiſchen Gedankenanſätzen innere äſthetiſche Erfolge von ganz ungewöhnlicher Art und Energie hervorgehen. Dadurch aber wird meine äſthetiſche Ueberzeugung nicht beirrt, ſondern beſtärkt: daß eine wahrhaft edle und veredelnde Wirkung der Künſte nur durch reinliche Sonderung und geiſtige Läuterung ihrer Eindrücke erzeugt werden kann.

Wo immer eine Vielheit von Künſten zuſammenwirkt, da erſt recht müſſen die ſinnlichen Reize Aller gedämpft werden, dergeſtalt, daß nur die gemeinſamen Formen der Schönheit und die Einheit des geiſtigen Inhalts zur Geltung kommen.

Daß aber die Aussteller der Bilder, die, wie es scheint, competentesten Richter hierüber, keine solche Störung wahrgenommen haben, dies können wir gleichfalls aus dem Gesagten hinlänglich erklären (und müssen es, nach dem gerechten Anspruche gerade an eine psychologische Kritik, welche nicht nur den Irrthum aufdecken, sondern auch die psychologischen Gründe seiner Entstehung oder: weshalb er für den, welcher ihn begangen, kein Irrthum war, nachweisen soll). Die Aussteller kennen die Bilder, kennen sie genau; Alles, was deren Erscheinung auf sie wirken kann, ist geschehen; werden sie nun vor ihnen entrollt, und sie hören zugleich den Gesang, so werden die Bilder nur den klaren und festen Hintergrund in ihrer Seele bilden, die Töne aber als belebende Elemente in den Vordergrund treten, so daß gerade ihnen und Allen, welche mit den Bildern bereits hinlänglich vertraut sind, die Wirkung eine ungemein erhöhte sein wird; und so konnten sie wie die schaffenden Künstler sich über den Eindruck täuschen, welchen Zuschauer empfangen, denen die Bilder fremd sind.

Hat sich nun aus dieser psychologischen Betrachtung ergeben, daß und weshalb der Zweck dieser Ausstellungen nicht erreicht wird, so folgt aus eben derselben die Hindeutung, ihn durch eine geringe Veränderung der Mittel, welche eine höchst wesentliche der psychologischen Wirkung einschließt, zu erreichen; man wähle die entsprechenden Bilder und Gesänge und stelle sie nicht gleichzeitig, sondern aufeinander folgend aus.

In welcher Folge? Soll die Malerei oder die Musik vorangehen? Wir müssen entschieden antworten: die Musik. Aus folgenden Gründen. Betrachten wir noch einmal und genauer die Wirkung der Musik im Gegensatz zu anderen, namentlich

den plaſtiſchen Künſten, ſo zeigt ſich: die Muſik erzeugt, indem ſie gehört wird, oder nachdem ſie gehört iſt, wie geſagt, außer den Tonbildern Stimmungen in der Seele; die Malerei Anſchauungen. Die Stimmung unterſcheidet ſich von der Anſchauung dadurch, daß ſie ein Allgemeines iſt und dieſe ein Beſonderes; die Stimmung bezieht ſich auf die ganze Seele, es iſt nicht dieſe oder jene Kraft derſelben, nicht dieſe oder jene Thätigkeit oder Richtung des Innern, nicht Verſtand oder Gefühl, Geiſt oder Herz, Begierde oder Empfindung, welcher ſie geſondert angehört; es iſt auch nicht eine beſtimmte Thätigkeit oder ein beſtimmter Inhalt einer ſolchen, wie z. B. jede Anſchauung etwa eines Bildes, woran ſich Vergleiche mit der Natur oder anderen Bildern, beſtimmte Gefühle und dergleichen knüpfen —; nein! es iſt eine allgemeine Erregung des ganzen Innern des Menſchen, ohne ein beſtimmtes Object, es iſt die Seele, von ihrem eigenen Leben und innerer Bewegung erfüllt, ein Erſchwingen und Erzittern der Seele in ſich, welches eben darum auch eine Stimmung der Seele mit Recht heißt. Jede andere Kunſt oder jedes andere Object gehört einer beſtimmten Kraft oder Richtung oder Thätigkeit (wie man die Mannigfaltigkeit des inneren Geſchehens immer bezeichnen mag). Darin haben wir die ungeheuren und unvergleichlichen Wirkungen der elementaren Muſik liegen ſehen, daß ſie eben den ganzen inneren Menſchen ergreift, ſelbſt wenn ſie ihm keine Bereicherung ſeines Geiſtes, keine beſtimmten Gedanken oder Anſchauungen bringt; die Seele, in einen anderen Zuſtand verſetzt, in eine andere Region des Daſeins, in eine höhere und reinere Sphäre inneren Lebens emporgehoben, wird freudig oder ernſt, feierlich oder heiter geſtimmt*), ohne daß doch beſtimmte freudige oder ernſte,

*) Es iſt aber wohl zu beachten, daß wir keineswegs auch für alle

feierliche oder heitere Begriffe sie beschäftigen; es ist kein anderes Denken und Thun und doch ein so ganz anderes Sein in der Seele; ähnlich ist für den Körper ein Wechsel der Temperatur, des Luftdrucks, oder des Elementes, welcher, wie auf Bergen, oder beim Uebergang von Kälte in behagliche Wärme, oder im Bade einen völlig verschiedenen Zustand ohne besondere Thätigkeit des Körpers erzeugt. Die Seele erhebt sich auf den schwingenden Tonwellen gleichsam auf die Anhöhen des inneren Daseins, wo die geistige Luft frisch und frei strömt; sie badet gleichsam — wenn ich von einem dritten Sinn das Bild nehmen darf — in den aromatisch duftenden und rhythmisch bewegten Tonwogen. — Zwar kann auch die Musik gestört werden, und umgekehrt kann man sich auch bei der Anschauung eines Bildes so auf dies allein beschränken, daß man ebenfalls keine anderen als ästhetische Eindrücke empfängt; aber von unwillkürlichen Störungen einerseits und absichtlicher Beschränkung andererseits

---

Stimmungen so wie für diese bestimmte Wörter haben. Fehlt uns doch überhaupt für jedes genauer nüancirte Gefühl ein bestimmtes Wort, und für die wenigsten Empfindungen haben wir einen bestimmten Ausdruck. So gibt es auch unendlich viele musikalische Stimmungen, deren Bestimmtheit wir nur durch die Noten und Klangfarben angeben könnten, durch die sie erzeugt werden; die Sprache hat keine Gleichung dafür. Aber auch von den unendlich vielen Farbenschattirungen und Mischungen können wir nur wenige mit Namen benennen, und vollends Verbindungen derselben zu Bildern bringen bestimmte Gefühle hervor, die wir gleichfalls nicht anders bezeichnen können, als durch Nennung der Farben als Ursachen.

Es geht mit der sprachlichen Bezeichnung von Gefühlen und Stimmungen, welche durch Musik erzeugt werden, vielfach so, wie mit den Gerüchen: für diese besitzen die Sprachen fast gar keine Worte; man kann deshalb diesen bestimmten Geruch sprachlich nur angeben, indem man die Ursache nennt, die ihn hervorgebracht. Etwas riecht. Wie denn? Nur dies kann man sagen: wie Rose, wie Nelke, wie Apfel, wie Schwefel ꝛc. So muß man eben die Noten angeben, um die zarter schattirten Stimmungen zu bezeichnen, weil die Worte versagen.

abgesehen, liegt es in der objectiven Natur nur der Musik, daß sie den ganzen Sinnenkreis (des Gehörs) ausfüllt; Zuhörer können schweigen, Zuschauer aber nicht unsichtbar werden. Darin beruht die so viel leichter fesselnde Wirkung der Musik, und das gilt daher ebensowohl von jeder Musik als für jeden Zuhörer. Da jede Musik uns in einen — wie sehr unter einander verschiedenen, doch — in der Erhebung aus der gemeinen Wirklichkeit gleichen Zustand versetzt*), sehen wir auch mittelmäßige Zuhörer bei steigendem Wohlgefallen den Athem unwillkürlich an sich halten, um nicht durch selbsterzeugtes Geräusch die reine Empfängniß der musikalischen Töne zu stören; es tritt jene Gespanntheit und schnelle Gereiztheit gegen jede Störung ein, welche in Fachmusikern einen idealen Grad von Aufmerksamkeit erzeugt, wie vielleicht kein anderes Geschäft sie heischt und hervorruft.

Nur etwa der schweigsame Eintritt in ein großes majestätisches Werk der Baukunst wird in ähnlicher Weise für Minuten die Sinne ganz mit den Eindrücken der architektonischen Verhältnisse füllen und einen reinen ästhetisch-idealen Zustand der Seele erzeugen.

Dieser Unterschied der mehr oder minder von der Idee ganz durchdrungenen und geleiteten sinnlichen Umgebung zu Gunsten der Musik wird sicher noch besonders gehoben und befestigt durch eine fernere Verschiedenheit in dem Stoffe, wodurch die Künste wirken, die für den psychologischen Proceß von der größten Bedeutung ist. Die Musik wirkt durch Töne, alle anderen Künste durch Bilder, Gestalten und Worte.

---

*) Wo nicht etwa die Ausführung das bezeichnete Wesen der Musik geradezu vernichtet, den idealen Forderungen der Composition durch das wirkliche Spiel überall Trotz geboten wird und wir statt der erwarteten Harmonie nichts hören als gleichsam den Zank der Instrumente miteinander, mit den Spielern und mit dem Componisten.

Worte, Gestalten und Bilder sind aus dem Leben, der Natur genommen, ob auch idealisirt; an sich oder in Zusammenstellung sind sie jenen des gewöhnlichen Lebens verwandt. Nach den einfachsten Gesetzen der Ideenassociation müssen die einzelnen Theile der Bildwerke wie des Gedichts Erinnerungen an je die entsprechenden Dinge aus dem Leben hervorrufen; soweit sie nachahmende Künste sind, sollen sie es auch. Nicht immer werden diese Erinnerungen, daran unwillkürlich sich knüpfende Vergleiche, Beziehungen ꝛc. unangenehm sein, aber wer hat nicht schon bei einem Durchstreifen einer Bildergallerie von dem neckischen Teufel der Ideenverbindung zu leiden gehabt? Wer ist nicht schon vor den besten Bildern aus der höchsten Stimmung herabgefallen durch den komischen Kontrast, den irgend eine in ihm auftauchende Vorstellung gegen das Angeschaute hervorbringt? Und kommt auch ein wirklicher Vergleich oder auch nur ein bloßes Aufnehmen verwandter Vorstellungen ins gegenwärtige Bewußtsein gar nicht zu Stande, so ist doch durch das bloße Aufstreben derselben in der Seele eine zwar nicht offenbare, so doch geheime Störung vorhanden, wodurch der ästhetische Eindruck in einem Maße geschwächt wird, wovon die Erfahrung wenig, die Psychologie aber sehr deutlich zu reden weiß.

Die Töne aber, aus denen jedes musikalische Kunstwerk zusammengesetzt ist, bilden ein abstractes Element, das von dem ganzen Kreise unserer übrigen Vorstellungen so verschieden ist, daß kein einzelner Ton und kein Tonverhältniß unmittelbar an irgend ein anderes Ding erinnert; die ursprüngliche Bedeutungslosigkeit der Töne an sich läßt uns an ihnen nur die gegenseitigen Verhältnisse — das eigentlich Musikalische oder Aesthetische — viel leichter rein auffassen; die bloßen Töne also werden selten durch Ideenassociation störende Vor-

ſtellungen hervorrufen; jene ſymboliſchen Apperceptionen aber, wovon oben die Rede war, werden zwar eine Brücke bilden, welche von der Tonwelt in die des übrigen geiſtigen Lebens führt, aber ſie werden das Gebiet der Töne ſelbſt nicht leicht verwirren.

Aus dieſer Betrachtung über die Natur der Muſik leuchtet ein, wie ſehr die Seele durch eine muſikaliſche Erregung, welche ihr alſo zwar eine beſtimmte und gehobene Richtung, aber keinen genau beſtimmten Inhalt gibt, — für die Anſchauung idealer, über die gemeine Wirklichkeit hinaus liegender Bilder empfänglich gemacht wird. Man laſſe alſo den Geſang und die daraus folgende Seelenerhebung und Gemüthsrichtung vorangehen, und die dann enthüllten Bilder werden einen verklärten und geläuterten Boden finden, worauf ſie ſich einprägen.

Ein gleiches vorbereitendes Verhältniß hat der äſthetiſche Eindruck der architektoniſchen Schönheit der Kirche und der muſikaliſche des Kirchenliedes zur Predigt und dem Gottesdienſte. Jene verſetzt die Seele durch das Auge in einen ideal geſtalteten Raum und durch das Ohr in eine ideal geordnete Sphäre, ſo daß die Lehre des Wortes dann, wie äußerlich ſo innerlich im Geiſte (durch den pſychologiſchen Vorgang) eine geweihete Stätte und eine geläuterte und erhobene Kraft der Empfänglichkeit findet.

Der poetiſche Inhalt des Liedes wirkt mit größerer Beſtimmtheit auf den Gedankeninhalt der Predigt hin, welche dann durch das Schlußlied äſthetiſch umfriedet wird, ſo daß der Zuhörer von jener geiſtig ſchärferen Beſtimmtheit des individuellen Gedankenganges wieder in die mildere und allgemeinere Stimmung des Muſikaliſchen hinübergeleitet wird, und ſo die erſtrebte erbauliche Wirkung ſich auch äſthetiſch abrundet und das Gemüth aus der Kirche geleitet.

Umgekehrt aber würden die Bilder dem Gesange nicht in gleicher Weise dienen, denn jene bieten der Seele eine zu bestimmte Thätigkeit, fesseln sie an zu bestimmte Anschauungen, um für eine mehr allgemeine Stimmung vorbereitend zu wirken.

Musik und Malerei werden sich demnach zwar niemals der Sache nach (objectiv) vollständig verbinden und zu Einem Kunstwerk verschmelzen, wie Musik und Poesie, Baukunst und Bildhauerei, aber für die Person (subjectiv) können sie günstig zusammentreffen und zu einem erhöhten Eindruck sich vereinigen.

IV.

Architektur und Plastik.

Versuchen wir nunmehr, nach Anleitung des an dem besondern Falle bisher Ausgeführten, einige allgemeine Grundzüge einer Theorie der Zusammenwirkung der Künste aufzustellen.

Immer wird man dabei die beiden Momente in Betracht ziehen müssen: erstens das Verhältniß der verschiedenen Kunstwerke und ihres Inhaltes zu einander in Bezug auf die psychologischen Arten des Eindruckes, den sie auf die Seele machen, und zweitens das Verhältniß der gleichen oder verschiedenen Seelenthätigkeit, welche bei der Aufnahme derselben in das Gemüth vor sich geht.

Da, wo verschiedene Künste mit völlig gleichartigen Eindrücken, wie alle plastischen, durch Linien, Figuren, Farben, Gestalten zusammenwirken sollen, wird kein anderes Gesetz, als welches für die Composition innerhalb jeder einzelnen Kunst für sich allein gilt, nur in erweitertem Maße, zur Anwendung kommen. Was zusammen auf die Anschauung wirken soll, muß auch gesammt für die Anschauung ein Ganzes und Eines ausmachen; das Verschiedene und an sich Selbstständige und Unabhängige muß sich wie Theile zu einander verhalten, deren Gliederung den wesentlichsten Gesetzen der Schönheit unterworfen ist. Hierbei werden die verschiedenen Künste be-

ſtimmt verſchiedene Beziehungen zu einander zeigen. Entweder wird die eine den Zweck und Kern, die andere nur beihelfendes Mittel und Hülle der äſthetiſchen Wirkung ausmachen, oder beide ſollen vereint und gleichtheilig ſich unterſtützen, gleich ſehr Zweck und Mittel für einander ſein, wie Mittelpunkt und Umkreis ſich verhalten. Betrachten wir zunächſt als Beiſpiel die Architektur und Sculptur. Dieſe wird, zumal bei ſelbſtändigen und monumentalen Werken, geradezu eines baulichen Unter- und Hintergrundes bedürfen, um an dem rechten Platze zu ſtehen, vom rechten Standpunkt geſehen zu werden, wozu die Bauwerke als Mittel dienen; die Architektur aber kann ſich der Bildwerke zu ornamentalen Zwecken bedienen. Aber für die Aufſtellung von Bildwerken wird die unmittelbare Nähe von bedeutenden in ſich vollendeten Bauwerken weder nöthig, noch auch die von reich verzierten nur rathſam ſein; und umgekehrt werden Sculpturen zur Verzierung von Bauwerken an Umfang und Bedeutung nicht ſo hervorragen dürfen, daß ſie den Blick völlig an ſich feſſeln und die freie Anſchauung der architektoniſchen Verhältniſſe hemmen.

Die Grundſätze über das Verhalten beider Künſte zu einander können daher keineswegs aus der bloßen Rückſicht auf die Dimenſionen gewonnen werden, und man würde gänzlich fehl gehen, wollte man die größeren und weiteren Dimenſionen (alſo der Baukunſt) immer auch als etwa gar nur den Rahmen oder ſelbſt den Umfang der Anſchauung bildend anſehen, in welchem die Werke von kleinerem Umfang hervorzutreten hätten. Dann würde z. B. die Ornamentik das eigentliche Ziel und der äſthetiſche Ruhepunkt der Architektur ſein, was ſicherlich verkehrt iſt. Vielmehr gilt der Grundſatz: daß, wo es ſich um Aufſtellung von ſelbſtändigen und freien Sculpturen

handelt — in freien oder geschlossenen Räumen — die umgebenden architektonischen Werke den Blick nicht in einer Weise beschäftigen, also zerstreuen dürfen, daß er nicht zum Mittelpunkt, dem Bildwerk, ungehemmt gelangen und daselbst verweilen kann. Umgekehrt, wo die Ausführung architektonischer Kunstwerke die Aufgabe ist, darf der Blick von den ornamentalen Einzelnheiten nicht dergestalt gefesselt sein, daß das Fortschreiten der Anschauung vom Einzelnen zum Ganzen gehemmt wird. Der Fehler kann hierin so weit gehen, daß die Anschauung des Ganzen oder der eigentlichen architektonischen Verhältnisse von den Massen der Einzelheiten nicht bloß gehemmt, sondern fast gänzlich unmöglich gemacht wird, wie wenn eine Façade von unten bis oben mit Figuren und Gruppen mancher Art, noch dazu etwa gegen die ursprüngliche architektonische Gliederung geordnet, bedeckt würde; oder wie ich einst in Coburg an einem sonst wohl angelegten Gebäude die ganze Front vom Fundament bis zum Dachstuhl mit Gemälden — obendrein Porträts — und Sculpturen untermischt besät gefunden habe.*)

Von der Façadenmalerei in Italien sagt Burckhardt Cic. I 302, daß „sie noch um 1550 offenbar die Physiognomie mancher Städte in wesentlichem Grade bestimmte". Mit Recht hebt er die Abhängigkeit derselben von der Anlage der Stadt und der Häuser hervor. „Die genuesischen Paläste, welchen bei dem vorherrschenden Engbau die kräftigere architektonische Aus-

*) Auch die Ueberladung der inneren oder äußeren Wände mit Versen oder Bibelsprüchen gehört hieher. Ein einziger Spruch, der den Grundgedanken, aus welchem oder für welchen das Gebäude geschaffen ist, ausdrückt, wird dem ästhetischen Eindruck eine bestimmte Richtung auf das Sittliche und damit die teleologische Weihe geben; eine Vielheit derselben aber die Seele mit Gedanken beschäftigen, zugleich das Auge bei den Inschriften fixiren und den architektonischen Eindruck schwächen und zerstreuen.

lagung versagt war, bedurften am ehesten eines Ersatzes durch Malereien." Aber einmal im Gebrauch beschränkt sie sich natürlich nicht auf dieses Bedürfniß, wie die noch wohlerhaltenen (allerdings seit lange durch eine Glaswand geschützten) Außenmalereien Perin's del Vaga an der Gartenseite des Doriapalastes beweisen. Selbst Burckhardt findet, „es sei eine schwierige Frage, wie weit die architektonische Composition auf diesen Schmuck rechnete." Denn er wird auch wo er zerstört ist, nicht vermißt.

Friesartige historische Bilder können den architektonischen Eindruck bald ersetzen oder bald erhöhen, wie z. B. am Fuggerhause in Augsburg. Dagegen glaube ich, daß eine reiche Verwendung von Architekturmalerei, d. h. die Bedeckung glatter und blinder Wände mit gemalten Säulen, Bögen und Fenstern, allgemein mißfällt; der Grund wäre einer speciellen, zugleich auf Erfahrung gegründeten Untersuchung werth. Hier möge eine Andeutung genügen. Entweder gibt es einen reellen Grund — wie die Enge der Straße — welcher den wirklichen Vorsprung des Ornaments verbietet: dann darf auch der malerische Schein diesen Grund nicht verletzen; oder es fehlt an einem solchen: dann wird der Schein als solcher uns verletzen. Viel eher ertragen wir, daß die Dürftigkeit der Architektur durch Anschauungen, die sie einer fremden Sphäre offen entlehnt, Ersatz findet, als daß sie durch den Schein architektonischen Reichthums uns betrügt. Malerei und Bildhauerei gehen offen und ehrlich auf den Schein, Baukunst auf solide Realität, und der Zusammenhang zwischen dem Bau und der Façade ist zu innig, als daß wir die Einheit der realen Wand und des scheinvollen Ornaments ohne Widerstreit in unsere Seele aufnehmen könnten. Umgekehrt leistet die Architekturmalerei innerhalb der Wand- oder Staffeleibilder unverdächtige Dienste; sie bildet eben nur eine Einfassung, welche, wie die Figuren der Malerei, selbst nur

den Schein der Wirklichkeit enthalten. An die Façade tritt wohl jeder mit der berechtigten Erwartung: was er Bauliches sieht, sei wirklich gebaut und nicht gemalt; in die „Stanze" aber tritt Niemand mit der Erwartung, daß innerhalb derselben gebaut, wohl aber darin, was auch immer, gemalt sei.

Desgleichen wird es heutiger Anschauung allgemein entsprechen, dem sich mit zwei Farben bescheidenden Sgraffitto den Vorzug vor einer Außenmalerei zu geben, welche durch den Reichthum und die Pracht der Farben glänzt.*) Als ästhetische Gesetze sind diese Thatsachen anerkannt; es kommt uns hier aber darauf an, die psychologischen Ursachen derselben wenigstens anzudeuten. Jede Anschauung und der ästhetische Eindruck eines künstlerischen Ganzen theilen und gliedern sich natürlich in die Anschauungen und Eindrücke der einzelnen Theile; diese einzelnen Anschauungen nun unterscheiden sich psychologisch von einander, außer ihrem Inhalte zugleich durch eine verschiedene Stärke des Eindrucks überhaupt und eine ebenfalls verschiedene Stärke des ästhetischen Reizes. Diese verschiedenen Stärkegrade des Eindruckes und des ästhetischen Reizes bilden natürlich an sich, rein geistig und innerlich betrachtet, gegenseitige Verhältnisse und Beziehungen, wie sie aus allen Größenverschiedenheiten entspringen. Man darf die an Größe verschiedenen ästhetischen Eindrücke und Reize sich als Gruppen geordnet denken, man kann sich die stärkeren und schwächeren Reize als höher oder tiefer, als vor- oder zurückstehend vorstellen. Man wird von einer psychischen Tiefendimension ebenso sprechen dürfen, wie das Gleichniß einer psychischen Optik in vielen Fällen unabweisbar ist. —

*) Von Decken- und Gewölbemalerei wird bei Burckhardt Cicerone I S. 400f. so lehrreich gehandelt, daß ich den Leser bitten darf, sich dort zugleich Gedanken und Stoff zu weiterem Denken zu holen.

So wie nun für die Sache der Kunst, für den äußerlichen Inhalt ihrer Werke, die Gesetze einer proportionalen Bedeutung der einzelnen Theile gelten, so müssen sie auch auf die Person der Kunstanschauung, auf den innerlichen Verhalt zu den Eindrücken der Werke Anwendung finden; hier wie dort gelten die Hauptgesetze der Wölbung, Zuspitzung, Gruppirung der Haupt- und Nebenfiguren, des Vorder- und Hintergrundes. Die Wirkung eines Kunstwerkes, der psychische Erfolg, der innere Zustand der Seele also, das Verhältniß der Anschauungen zu einander, sowie der Grade ihres ästhetischen Reizes, muß, geistig betrachtet, ebenfalls ein psychologisches — Kunstwerk sein, welches das äußere abspiegelt. Abspiegelt, sage ich, denn das ist ein wesentliches Grundgesetz aller Schönheit und Kunst, das sich aus dieser Betrachtung ergibt, daß die innere Proportion der Wirkung und der ästhetischen Reize in dem Beschauer gleich sein muß den Proportionen der Theile in dem gegebenen Kunstwerk. Schon innerhalb einer und derselben Kunst findet dieses Gesetz seine Anwendung; wenn Protogenes das Rebhuhn, welches er in einem Gemälde*) mit angebracht und mit so vieler Kunst ausgemalt hatte, daß es zu leben schien und von ganz Griechenland bewundert wurde, gänzlich wieder auslöschte, weil es alle Augen zum Nachtheil des Hauptwerkes zu sehr an sich zog, so mochte das Rebhuhn vielleicht räumlich nur die angemessen bescheidene Stelle eingenommen, die Gruppirung also den ästhetischen Gesetzen vollkommen entsprochen haben; die Ausführung aber gab ihm einen stärkeren Reiz, einen tieferen Eindruck, so daß die innere Gruppirung in der psychischen Wirkung mit der der äußeren Darstellung disharmonirte. Für das innere Auge und nach den

*) Der ruhende Satyr; nach Lessing: Laokoon S. 247.

Graden der Wirkung war es: ein Rebhuhn von einem ruhenden Satyr u. ſ. w. umgeben; im äußeren Bilde war es und ſollte es umgekehrt ſein. Wie weit greifend dieſes Geſetz iſt, und wie fruchtbar ſeine nähere Behandlung für die Kunſt werden kann, iſt offenbar; denn es gilt fernab nicht bloß wie in dieſem Falle bei der Ausführung der einzelnen Theile, ſondern ebenſo ſehr bei der Anlage und Compoſition derſelben.

Insbeſondere wichtig aber iſt es für die Vermiſchung der Künſte. Denn keine einzelne von ihnen enthält für ſich die Geſetze über die Beziehungen zu den anderen; mit Hilfe und Rückſicht aber auf die Theorien je der beiden oder mehreren, die zuſammenwirken ſollen, kann man aus jenem Grundſatz die einzelnen Geſetze ableiten.

Hier mögen einige Andeutungen genügen. Von der bloßen Farbenſtreichung bis hinauf zum Wand- und Deckengemälde kann die Malerei im Dienſte der Baukunſt ſein; aber nie kann ein Bauwerk als bloßes Behältniß von Gemälden angeſehen werden, das ſich wie der Rahmen nach ihnen richten müſſe, wovon ſelbſt Muſeen nicht auszunehmen ſind; wo es geſchieht, iſt unnöthig ein Zweck aus den Augen gelaſſen, der vielleicht mit denſelben Mitteln erreicht werden konnte. Die Malerei tritt, wenn wir von der Farbengebung der Wände, als auf der Grenze zwiſchen Malerei und Baukunſt ſtehend, abſehen, mit der Nachahmung architektoniſcher Stücke, wie Säulen und Fachgetäfel, ganz in den Dienſt der Baukunſt. Hier iſt eine vollendete Zuſammenwirkung möglich, wenn der Maler ſeine Motive gänzlich denen des Baumeiſters unterordnet.

Immer aber bleibt die Malerei mehr als die freie Sculptur an die Baukunſt gefeſſelt; das Werk des Bildhauers tritt frei in den freien Raum heraus, ſeine allſeitige Darſtellung heiſcht dies ſogar in den meiſten Fällen; das Gemälde aber bedarf

der Wand, auf oder an welcher es sich befindet, es kann als Fläche nicht wohl ohne architektonische Rückwand gedacht werden; und da, wo es, wie bei Einzelausstellungen großer Tableaux zuweilen geschieht, selbst als Wand erscheint, hat man den Eindruck eines unerquicklichen Nothbehelfs.

Für Wand-, Decken- und Glasgemälde wird der Maler nur den geeigneten Raum in den Hallen der Baukunst zu suchen behaupten, der Architekt sie nur als eine Zierde aufzunehmen meinen, welche allenfalls auch entbehrt werden könnte; nicht anders wird der Bildhauer denken, der selbständige Werke nicht vor oder an, sondern in den Gebäuden aufstellen will. Dieser Wettstreit kann zuweilen edle Früchte bringen, meist aber wird er den Künsten Abbruch thun; die Idee protestirt dagegen, gebietet ihnen Frieden nicht nur, sondern eine vereinte harmonische Wirksamkeit, welche ein Ziel im Auge hat, das über die Grenzen jeder einzelnen Kunst hinausliegt. Ueppigkeit und Verfall der Künste werden zu gleicher Zeit eintreten und sich in der Unfähigkeit zu erkennen geben, ein höheres und gemeinsames Ziel mit Bescheidung und Unterordnung anzustreben. In Bezug auf den Barockstil bemerkt deshalb Burckhardt (Cic. I 402): „Von dieser Art und Massenhaftigkeit ist die Decoration, welche „zusammenwirken" soll. Es ist überflüssig, näher zu erörtern, wie hier Eins das Andere übertönt und aufhebt, wie die einzelnen Theile, jeder von besonderen Präcedentien aus, ihrer besonderen Entartung entgegeneilen, und wie sie einander gegenseitig demoralisiren, die Farbe, die bauliche und die plastische Form und umgekehrt. Keines nimmt Rücksicht auf die Maß- und Gradverhältnisse der andern." Keine von den Künsten braucht dabei ihre Kräfte zu schmälern, um der Wirkung der andern Raum zu gönnen. Schon bei dem erwähnten Verhältniß von Sculptur und Bau-

kunst, wo jene im Dienste dieser arbeitet, bei den Ornamenten im weitesten Sinne, namentlich bei Karyatiden und vollends Nischen, Thore und Vorsprünge aller Art ausfüllenden Gruppen, kann die Sculptur ihre besten Kräfte entfalten, wirkliche Meisterwerke anbringen, also mit der Architektur zu gleichen Theilen und Kräften wirken, wenn nur diese großartig und schön genug baut, um an jener keine beschämende Nachbarschaft zu haben. Das Rebhuhn des Protogenes war vielleicht nicht zu gut, sondern die übrigen Figuren im Bilde zu schlecht.

Das Relief, das wie die Malerei eine Wand braucht, wird vollends dann, wenn es einen baulich wichtigen, die architektonische Gliederung charakterisirenden Theil des Bauwerks ziert, ebenso auf der nicht trennenden, sondern verbindenden Grenze zwischen Baukunst und Bildhauerei stehen. Die Reliefs Ghibertis sind gewiß selbständige Kunstwerke; aber sie stehen vollkommen am rechten Platze, dem Ganzen des Bauwerks sich einfügend, weil sie sich auf den Thüren befinden, welche nach ihrem Zwecke frei sich bewegen können, um den Innenraum, das eigentliche Ziel des Bauwerks, für die Außenwelt zu erschließen oder zu verschließen. Aber schwerlich würde man sonst an einem und vollends an diesem ganzen Bau außen oder innen eine andere Stelle entdecken können, an welcher diese edlen Werke der Bildhauerei nicht die Wirkung der architektonischen Verhältnisse stören oder von ihr gestört werden möchten.

Wenn aber Baukunst mit Sculptur oder Malerei oder mit beiden in freie Verbindung zu gemeinsamer Wirkung tritt, da ist eine vollendete Harmonie und gegenseitige Erhöhung des Eindrucks deshalb möglich, weil die Arten der Wirkungen verschiedene, aber einer psychologischen Verschmelzung fähige sind. Von der berühmten Grabcapelle der Mediceer sagt

Burckhardt: „Man kann kaum entscheiden, ob er, Michel Angelo, die Capelle für seine Denkmäler baute oder die Denkmäler für die Capelle meißelte; — Architektur und Sculptur sind so zusammengedacht, als hätte der Meister aus einem und demselben Thon Beides vormodellirt.“ Die Möglichkeit dieses vollen Zusammendenkens beider Kunstwerke aber, diese Ergänzung heischende und schaffende Thätigkeit der Phantasie zwischen beiden, gründet sich grade auf der ursprünglichen psychologisch wichtigen Verschiedenheit unter beiden Künsten. Architektur unterscheidet sich von den eigentlich plastischen Künsten dadurch, daß sie eben keine nachahmende ist und, wie die Musik, es mit einem mehr abstracten Stoffe, den bloßen Linien und Umfängen, zu thun hat; ebenfalls wie die Musik, wirkt sie besonders durch den Eindruck der Verhältnisse. Von dem Gebäude entsteht für die innere Anschauung ein bleibendes Bild, an das sich das ästhetische Wohlgefallen knüpft, aber dies beruht, da wir von den wenigen mechanischen Grundsätzen, die einigen, aber gewiß keinen zu großen Einfluß darauf üben, absehen dürfen, lediglich auf den Größenverhältnissen, welche in dem architektonischen Bilde herrschen. Diese Größenverhältnisse sind aber von allem Inhalte der gesammten Anschauungen des Menschen, von der ganzen Gefühls- und Gemüthswelt und ihren concreten Erscheinungen wesentlich verschieden, mit den sittlichen Begriffen der Größe und Würde nur bildlich und allegorisch verwandt. Die Baukunst wirkt daher nicht, wie die Plastik, durch irgend welche Beziehungen auf gleiche oder verwandte Anschauungen aus dem Leben. Die Seele bleibt also bei der Anschauung eines Kunstgebäudes namentlich innerhalb desselben, rein in sich geschlossen; nur von dem empfangenen Bilde der architektonischen Umgebung erfüllt, wird sie mit der Betrachtung der in ihm herrschenden Verhält-

nisse auf eine wohlthuende und erhebende Weise beschäftigt.*) Hierin liegt die eigenthümliche und specifische Wirkung der Architektur, welche daher mit der Musik, wie fern die Künste sonst von einander liegen, so viel Verwandtes hat, weil beide durch bloße Verhältnisse und zwar unter abstracten Elementen wirken. Man hat diese Verwandtschaft längst geahnt und

*) Hier möge auch die oft beobachtete und bewunderte Thatsache erklärt werden, daß Zeichnungen von Gebäuden fast immer ein entschiedeneres Wohlgefallen erregen und eine weitaus größere Schönheit vermuthen lassen, als diese selbst zeigen, während jenen zugleich die Tiefe des Eindrucks fast gänzlich abgeht. Es kommt dies nämlich daher, daß wir auf dem Abbild die Verhältnisse mit Einem Blicke überschauen und den ästhetischen Sinn derselben schneller und leichter ergreifen, während wir dem wirklichen Bau gegenüber die Eindrücke des Auges zuweilen auch äußerlich, durch eine Bewegung desselben, immer aber innerlich durch zusammenfassendes Denken erst sammeln und zu einem Ganzen verbinden müssen. Dagegen wirken hier die Größen der Massen, wenn sie vor den gewöhnlichen Bauten hervorragen, mächtig auf unsere Anschauung.

Mittlere und kleine Gebäude gewinnen daher am meisten durch die Zeichnung und verlieren fast alle Schönheit, wenn wir sie hinterher in der Wirklichkeit erblicken; vielleicht weil wir auch zu den anschaulichen schönen Verhältnissen zugleich größere Massen hinzudenken, als wirklich vorhanden sind.

In demselben Maße aber als Gebäude in der Zeichnung gewinnen, verlieren Gegenden mit prägnanten Umrissen, wie Berge und Thäler, bei derselben, aus gleichem Grunde. Hier sind ästhetische Verhältnisse unendlich selten vorhanden; es sind nur die Massen als solche, und in deren kolossalem und rohem Umfang auch das Minimum von architektonischer Schönheit in der Natur, was uns erfreut; dem Bilde aber fehlen die Massen und daher seine Wirkung, wenn wir nicht etwa das Original in der Natur gesehen haben und die Erinnerung der Phantasie zu Hilfe kommt. Bei den meisten Gegenden liegt auch die Schönheit vorwiegend in Licht und Farben; aber selbst farbige Gemälde davon können den Reiz selten wiedergeben, weil er ebenfalls nicht sowohl aus der Schönheit der Farbenverhältnisse, als aus der Größe der Farbenmassen entspringt, die nicht veranschaulicht werden können. Daher nur entweder die engere Landschaft oder die in der Zeichnung mehr unbestimmten, wesentlich durch Farben wirkenden Naturerscheinungen von glücklichem Erfolg sind.

ſogar dahin ausgedrückt, daß die Baukunſt eine verſteinerte*) Muſik iſt; aber erſt durch die pſychologiſche Erörterung konnte dies gefühlvolle Spiel mit den Begriffen einen ernſten Sinn und feſte Bedeutung erhalten. Der äſthetiſche Eindruck eines Gebäudes iſt alſo pſychologiſch in der That ſehr verwandt mit dem eines Muſikſtückes, freilich nur in dem Moment, wenn dieſes vollſtändig gehört iſt. So wird denn auch jenes in der Seele, wie dieſes, eine Empfänglichkeit für Bilder des Lebens bereiten, von welchem es ſelbſt ſie entfernt. Aber auch in der ſymboliſchen Auffaſſung, welche wir als eine innere Brücke zwiſchen Kunſt und Leben, Dichtung und Wahrheit erkannt haben, ſtehen Baukunſt und Muſik zuſammen, im gemeinſamen Gegenſatz gegen die plaſtiſchen Künſte; dieſe bieten der receptiven Thätigkeit beſtimmt ausgeprägte Anſchauungen, welche lediglich in der aneignenden Apperception durch die erinnerten Urbilder eine Ergänzung finden; die Baukunſt aber bietet ihre abſtracten Formen, welche, gleich der Muſik, den ſymboliſchen Apperceptionen ſo viel Spielraum gewähren, weil in denſelben zugleich dynamiſche Maſſen auftreten und weil die ſtatiſchen Beziehungen der baulichen Theile unwillkürlich als: drücken und tragen, ſtemmen und ſtützen, halten und heben, ſteigen, ſtreben und ſchweben, als einen und trennen, als binden und ſcheiden aufgefaßt werden.

Die ſymboliſirende Thätigkeit geht hier nicht ſo weit und ſchweift nicht ſo frei, wie in der Muſik, weil die ſinnliche Anſchauung mit ihren ſoliden Maſſen und dauernden Verhältniſſen die Phantaſie immer wieder in die Wirklichkeit zurückruft, während

*) Wenn Andere ſtatt deſſen von der „gefrorenen" Muſik reden, ſo herrſcht darin eine nicht unzutreffende Symbolik, welche durch verſchiedene Ingredienzen befördert iſt, denen nachzugehen ich dem weiteren Nachdenken des Leſers überlaſſen darf.

die verschwebenden Töne sie in die freie Weite locken; sie ist aber größer als in den plastischen Künsten, bei denen auch die innere Thätigkeit durch Erinnerung an die sachliche Bestimmtheit der Anschauungen gefesselt wird.

Das Verhältniß der Individualität zur allgemeinen psychologischen Gesetzmäßigkeit ist natürlich hier das gleiche, wie wir es oben bei der Musik besprochen haben. Wenn aber das Gebiet der symbolischen Apperceptionen sich hier wesentlich auf Lasten und Kräfte beschränkt, also ein weitaus engeres ist, dann ist es für den Psychologen ebenso lehrreich, wie es für den Jünger der Kunst und der Kunstwissenschaft beängstigend sein mag, zu sehen, wie weit zwei so hervorragende Kunstdenker wie Burckhardt und Lotze von einander abweichen, obgleich beide dem Princip der „Beseelung" huldigen. (Man vergleiche nur des Ersteren Cicerone im Anfange über die griechischen Ordnungen, dazu die feine Bemerkung auf I S. 383 — mit Lotze „über die Bedingungen der Kunstschönheit." (S. 25 f.)

Der Unterschied der Baukunst von der Musik durch Gleichzeitigkeit und Dauer der ganzen Anschauung macht jene vollends zu einer glücklichen Zusammenwirkung mit den plastischen Künsten fähig. Schon in der Natur ist unser Auge stets geneigt, bei jeder Betrachtung eines einzelnen Gegenstandes vor Allem den Umfang des ganzen Gesichtskreises zu durchmessen; innerhalb eines Gebäudes wird dies um so viel mehr der Fall sein, wenn nur der Umfang irgend die Anschauung reizt und der erste Blick, worauf hier meist Alles ankommt, ein lohnender und befriedigender war. Ungesättigt, wie die Seele durch bloß innere Beziehungen immer bleibt, wird sie auch leicht aus dem bloß architektonischen Bilde heraustreten, vielmehr es erfüllen wollen mit weiteren Lebensbeziehungen. Bringen nun Malerei und Sculptur von solchen erfüllte Werke der Seele entgegen, so werden

ſie die Seele offen und empfänglich finden; der Eindruck, den ſie für ſich zu machen vermögen, wird gehoben und vergrößert werden in dem Maße, als die Seele durch die umgebende architektoniſche Schönheit höher und reiner geſtimmt iſt. Das architektoniſche Bild aber, das aus obigen Gründen für ſich und zu Anfang immer einen gleichſam ſchweigend feierlichen Eindruck macht, wird wachſend belebt und gehoben werden, wenn die Werke der Malerei oder Bildhauerei, welche es erfüllen, durch Umfang und Inhalt einen inneren Bezug dazu haben, wenn beide zu einer äſthetiſchen Totalanſchauung verſchmelzen können, in welcher innerlich das Gebäude gleichſam den ruhend erhabenen Hintergrund, die plaſtiſchen Werke den lebensvoll ſchönen Vordergrund ausmachen. Ein Weiteres hierüber iſt unnöthig; aber man denke ſich als Uebertretung dieſer pſychologiſch begründeten Regeln etwa die Wände der großen Treppenhalle im Berliner neuen Muſeum mit Münzſammlungen oder ſonſtigen Miniaturen bedeckt, und es wird aus dieſem geradezu komiſchen Contraſt die ernſte Bedeutung jener Regeln offenbar werden.

V.

Bildhauerei und Malerei.

Sculptur und Malerei ſtehen in faſt gleichem Verhältniß zur Baukunſt. Alles Geſagte gilt von beiden in gleicher Weiſe. Aber auch nur zur Baukunſt ſtehen ſie im Verhältniß der Zuſammenwirkung, nicht aber unter einander. Nie können ſie unmittelbar zu einander in Beziehung treten, und wenn z. B. Räume, in denen Bildwerke aufgeſtellt werden, auch mit Gemälden verziert ſind, ſo werden dieſe beſtenfalls nur die architektoniſche

Schönheit des Raumes verstärken und kaum mittelbar einen Einfluß auf die Sculpturen haben. Dies folgt mit psychologischer Nothwendigkeit daraus, daß beide nachahmende Künste sind, welche beide ihre Gegenstände aus gleichem Gebiete entnehmen, aber — auf verschiedene Art und in verschiedener Rücksicht darstellen. Die Sichtbarkeit oder die räumliche Darstellung körperlicher Wesen beruht auf drei Momenten; der solide Körper oder die materielle Masse, die Linien oder die Umrisse, und die Farben.

Durch die Anwendung des einen oder andern dieser Mittel scheiden sich die Künste. Die bloßen Linien mit irgend einer abstracten, an sich gleichgiltigen Farbe gezogen, ergeben die Zeichnung. Die mit einem soliden Stoff erfüllten Linien, oder der durch Linien begrenzte Körper, ergibt Gestalten; die mit Farben erfüllten Linien aber oder die durch Linien begrenzten Farbenflächen ergeben Gemälde.

Da die Linie als die allgemeine Bedingung aller Raumbestimmung und Darstellung beiden letzten gleich gemeinsam ist, beruht ihr Unterschied nur in dem von Körper und Farbe.

Die Natur oder die reale Welt der Dinge zeigt, wie gesagt, immer alle drei Elemente bei einander, die plastischen Künste aber zeigen nur je zwei.

Man würde aber den Künsten sehr Unrecht thun, und man hat es oft gethan, wenn man ihre Aufgabe dahin bestimmt, durch ihre Leistungen mit dem einen Element eine Illusion und Täuschung zu bewirken, als ob das andere ebenfalls vorhanden wäre. Denn wenn man auch von der Malerei fordern wollte (hieraus entspringt der Irrthum), daß sie durch Zeichnung und naturgetreue Auftragung von Licht und Schatten die Illusion erzeugen solle, als ob die gemalten Flächen Körper wären, als ob die Farben nach allen dreien Dimensionen hin sich erstreuten

und also über einen soliden Körper ergossen wären, so wird man doch wahrlich von der Sculptur nicht sagen wollen, sie habe die Illusion zu erzeugen, als ob die Gestalten mit Lebensfarben dargestellt wären. Vielmehr beruht aller Sinn der plastischen Künste darin, daß jede innere Anschauung, jedes geistige Bild von einem äußeren Dinge sich psychologisch in jene drei Elemente gleichsam zerlegt, dergestalt, daß es ein Linien-, ein Farben- und ein Körperbild ist, und daß jedes einzelne von diesen innerlich und geistig betrachtet, dem Ganzen gleich, so zu sagen die psychologische Gleichung des ganzen äußerlich körperlichen und farbigen Bildes ist und daher stellvertretend für es gebraucht werden kann. Dies ist keine bloße Voraussetzung, sondern eine erfahrungsmäßige psychologische Thatsache. Wenn wir beim ersten Erblicken einer noch so flüchtigen, wenn nur in den Umrissen richtigen Zeichnung eines Kopfes mit bloßen blinden Linien sogleich ausrufen: das ist der und der; so kann man daraus ersehen, daß das ursprüngliche von der porträtirten Person in uns vorhandene, mit Körper und Farben erfüllte Bild an dieser Linienzeichnung eine vollständige Gleichung findet, welche eine unfehlbare Sicherheit des Wiedererkennens verbürgt. Die Apperception tritt sofort ein, um die Perception zu ergänzen. Mag man nun auch zu diesem Proceß des Wiedererkennens eine Ergänzung des Linienporträts mit den Farben und dem Körper durch die Phantasie des Anschauenden hinzudenken, so bleibt doch auch gewiß, daß dieses zweite Bild, das die innere Anschauung aufnimmt, ihr nichts weiter als die gleichen Linien zu geben braucht, um es dem ersten, der Natur in allen dreien Elementen entsprechenden Bilde für die Erkenntniß vollständig identisch zu machen. Dies beruht vorzugsweise darauf, daß wir im gewöhnlichen Leben — weil meistentheils sprachlich — (vgl. Bd. II S. 294 f.) nicht sowohl in Anschauungen als in Vor-

ſtellungen denken. Das Charakteriſtiſche der Vorſtellung aber als pſychiſches Gebilde iſt es, daß ſie ſich mit dem bloßen Feſthalten der Identität des Gegenſtandes und dem Ausſchließen des Andern, von ihm Verſchiedenen begnügt; in der Vorſtellung ſoll eben nur die Sache, die Perſon als dieſe und keine andere gedacht werden. Wir eilen im alltäglichen Denken über alle die Eigenſchaften hinweg, deren wir nicht bedürfen, um die Dinge und Perſonen als dieſe, im Unterſchiede von anderen zu erkennen; wir laſſen uns in der Sprache am Namen, in der ſinnlichen Repräſentation an dem Linienbild genügen. Darum iſt die bloße Umrißzeichnung, die Silhouette, welche das Wiedererkennen ein- und die Verwechslung meiſt hinlänglich ausſchließt, das wirkliche und ſinnliche Gegenbild der inneren Vorſtellung. Denn wie die innere volle, farbige und plaſtiſche Anſchauung ſich zur bloßen Vorſtellung verhält, ſo auch der mit allen ſeinen Beſchaffenheiten erfüllte Gegenſtand zu dem bloßen Linienbilde, und ſchon ein Kind von dreien Jahren ſcheint nur dieſes zu bedürfen, um ſich jenen ſofort vorſtellig zu machen. (S. Bd. II S. 52 f.)

Was die Linien für ſich allein, das vermögen und bedeuten ſie natürlich um ſo mehr in Verbindung mit einem der beiden anderen Elemente, dem Körper oder den Farben, nämlich: als Gemälde oder Statue das ganze Bild der Wirklichkeit innerlich zu repräſentiren. Neben dieſer Gleichheit aber zeigt ſich zugleich ein Unterſchied zwiſchen beiden, dem Gemälde und der Statue, in pſychologiſcher Beziehung. Wie äußerlich durch die Elemente der Darſtellung, ſo ſind ſie innerlich durch das Moment der Gleichſtellung des Abbildes mit dem Urbilde verſchieden; beide, Farbe und Körper, haben eine verſchiedene pſychologiſche Beziehung zum ganzen vollen Bilde, ſie ſtellen das äußere Bild von verſchiedenen Seiten dar, welche auch innerlich für das

geiſtige Bild und ſeine Auffaſſung verſchiedene Bedeutung haben. Dieſe geiſtigen Unterſchiede aber ſind, wie gleich hervorleuchten wird, in anderweitigen, unterſchiedlichen, natürlichen Beziehungen beider Elemente begründet.

In jedem anſchaulichen Weſen, und entſprechend in jeder Darſtellung eines ſolchen, ſind immer zwei unterſchiedliche Momente: der augenblickliche Zuſtand, die Handlung, das Leben; und das Weſen ſelbſt, ſeine bleibende Geſtalt, an welchem jene vorübergehend ſind. Jede plaſtiſche Darſtellung hat handelnde, für dieſen Augenblick individuell beſtimmte Weſen zum Gegenſtande (an Göttergeſtalten können allerdings habituelle Zuſtände dargeſtellt werden, allein dieſe werden doch immer ein individuell beſtimmtes Leben ausdrücken, worin wir immer noch den Gegenſatz gegen ihre bloße Geſtalt, als Träger dieſes Lebens mit pſychologiſcher Nothwendigkeit unterſcheiden werden; ſelbſt der Zuſtand äußerſter Ruhe, wie Schlaf und Tod, wird immer noch als ein relatives Handeln, gleichſam als Thätigkeit des Ruhens, wie in der Sprache ſo in der Anſchauung von uns aufgefaßt).

Auf dieſem Gegenſatz von Geſtalt und Leben beruht der weſentliche Unterſchied beider Künſte. Die Geſtalt an ſich iſt das Feſte im doppelten Sinne des Soliden und Dauernden, ſie iſt das Seiende im Weſen; das Leben iſt das Flüchtige, Wechſelnde, es iſt die Thätigkeit oder das Thätige im Weſen. Danach iſt die pſychiſche Bedeutung beider plaſtiſchen Elemente beſtimmt. Dauernd und ſolid iſt der Körper, welcher die Geſtalt hat oder ausmacht; flüchtig und wechſelnd aber iſt die Farbe, welche das Leben und ſeine wechſelnden Verhältniſſe abſpiegelt.*) Jedes Leben, jede Handlung und Bewegung von

*) Die Linie ſteht in der Mitte; beiden, der Farbe und dem Körper,

innen prägt sich auch in dem Körper aus, indem er dadurch eine bestimmte, besonders modificirte Gestalt annimmt; aber jede wechselnde Erscheinung des Innern, die Lebensfarbe jeder Handlung muß sich an eine Gestalt lehnen, auf welcher sie spielt.

Die Aufgabe der Sculptur ist es demnach: körperliche Gestalten zu bilden, so bestimmt, so genau und sicher und individuell, daß sie den Schein lebender Gestalten erwecken; ideal angesehen, daß man in der inneren Anschauung die Farbe, welche allein das volle Leben bezeichnet, nicht entbehrt; die Aufgabe der Malerei: die flüchtige Erscheinung des Lebens, die wechselnde Farbe, die Umrisse und Oberfläche, worauf es sich spiegelt, so zu fesseln, so vollendet wiederzugeben, daß es zum Scheine gestalteten Lebens wird, ideal betrachtet, daß man hinter den farbigen Linien den Körper nicht entbehrt.

Aber nicht eine Sinnestäuschung, eine äußere Illusion, soll oder kann erzielt werden, sondern eine Stärke der geistigen Wirkung dieser einseitigen Anschauungen, welche jener der allseitigen natürlichen innerlich gleichkommt. Grade durch die Abwesenheit je des einen Elementes, der Farbe oder der Körpermasse, ergeben beide, Sculptur und Pictur, künstliche Bilder, durch Treue der Darstellung und ideale Schönheit derselben künstlerische Anschauungen.

Sollten aber nun beide Künste sich vereinigen und zusammenwirken und etwa mit Lebensfarben bemalte Statuen darstellen, dann würden uns alle drei Elemente der natürlichen Anschauungen gegeben, aber eben dadurch ginge der ästhetische Reiz verloren. Es treten alle äußeren Merkmale der lebendigen

---

dient sie zur Begrenzung, damit dieser zur Gestalt, jene zum Bilde werde. Für sich allein kann sie aber keine Anschauung erzeugen, denn sie muß Flächen, wenn auch nur weiße oder graue, oder Körper begrenzen, um ein Bild zu umschreiben.

Gestalt und des gestalteten Lebens uns entgegen, aber es erscheint und wirkt auf uns als ein stieres Leben, als todte Gestalt. Ist es nicht psychologisch wunderbar, daß die bleichen, marmornen Gestalten uns niemals, die bemalten, wächsernen aber immer an Leichen erinnern? daß diese den meisten Menschen nur Schauer und Schrecken, jene Erhebung und Vergnügen bereiten? Aber die Erklärung ist unschwer. Bei dem Gemälde und der Statue findet nothwendig eine persönliche innere Thätigkeit des Beschauers statt, welche das künstliche Bild innerlich zum Lebendigen erhebt; auf dem Wege dieser Thätigkeit liegt der ästhetische Reiz und Genuß; bei den bemalten Figuren aber findet diese persönliche Thätigkeit keine Stelle, und wir gehen damit des Genusses verlustig. Noch mehr: in der Natur des Menschen, in der Regsamkeit des Geistes ist es begründet, daß wir bei dem empfangenen Stoff zum Denken, bei dargebotenen Gegenständen innerer Thätigkeit unwillkürlich verweilen, sie erfüllen, ergänzen und ihre Beziehungen suchen. Wenn uns daher die Werke der Malerei und Bildhauerei entgegentreten, dann schreitet unsere Betrachtung über das bloße Bild, soweit es uns vor Augen steht, fort zu dem natürlichen Bilde und zu Vergleichungen mit ihm; wir ergänzen hier den Körper, dort die Farben, und am äußersten Punkte dieses Fortschrittes, wenn der Künstler ihn nur veranlaßt — kommen wir zu den Ausdrücken der Bewunderung: wie sprechend, wie natürlich, die Gestalten scheinen zu leben, sich zu bewegen, das Auge blickt, der Mund redet, jene Person will aus dem Bilde heraustreten u. dgl. mehr. Tritt uns aber eine bemalte Statue, eine Wachsfigur entgegen, dann bleibt der Seele an der äußeren Anschauung nichts zu ergänzen, wir schreiten aber dennoch in der Betrachtung fort und zwar von dem vollen Aeußeren zum Innern, zum wirklichen Leben — und finden

uns getäuscht; die Seele stellt an dies Bild unwillkürlich die Ansprüche wie an das wirklich Natürliche, wir erwarten deshalb Leben und Bewegung und finden denn doch nur den Tod: der Fortschritt in Gedanken bietet nur einen Rückschritt in der Anschauung. Der vollendete ästhetische Erfolg eines Kunstwerks hängt nicht von diesem allein ab, sondern zugleich von der fortgesetzten inneren Thätigkeit des Zuschauers, deren Richtung und Weite aber durch das Kunstwerk veranlaßt und bedingt wird, so wie sie unter diesen Bedingungen durch psychologische Gesetze nothwendig bestimmt ist. Der Künstler also, welcher uns eine bemalte Statue vor Augen stellt, schneidet die innere Thätigkeit zur Ergänzung der äußeren Anschauung durch deren absolute Vollständigkeit ab und hat es sich selbst zuzuschreiben, daß unsere innere Betrachtung von der Gestalt zur Natur zum absoluten Nachtheil jener fortschreitet.*) Diese Maßbestimmung des Raumes oder der

*) Gibsons schöne Venus in der Londoner Ausstellung von 1862 wäre ohne Farben noch viel schöner gewesen. — „Dasjenige aber nur allein, sagt Lessing, ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affekts ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden." Wenn es sich endgiltig herausstellen sollte, daß die Alten ihre Statuen polychromisch bemalt haben, so würde das natürlich noch keine Widerlegung einer psychologisch begründeten Thatsache sein; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß die beschränkte Anwendung der Farbe sich bestätigen wird, welche dann mit dem Grundsatz, daß der Phantasie freier Spielraum gelassen werden müsse, vollkommen harmonirt. Ebenso ist der Verf. der durch Feinheit und Umsicht ausgezeichneten Betrachtungen im Kunstblatt Nr. 22 f. Jahrgang 1854, welcher durch Anwendung von Idealfarben und für andere Stoffe als Marmor der Polychromie ein Gebiet in der Sculptur erhalten will, im Wesentlichen doch mit diesem Grundgedanken einverstanden

Freiheit, welche ein Kunstwerk der inneren Thätigkeit des Beschauers gewähren, sowie der Veranlassungen, welche es ihr geben muß, ist ein gar feines ästhetisches Capitel, wonach man sich in den Büchern über Kunst so lange vergebens umsehen wird, bis die Aesthetik gründliche und ausführliche Unterstützung bei der Psychologie suchen und finden kann.

Die Thatsache, daß vollständig bemalte Figuren bei einem stark verkleinerten Maßstabe derselben von jenem widerlichen Eindruck frei sind, den die lebensgroßen machen, bestätigt unsere psychologische Erklärung; denn hier besteht das Geschäft der Phantasie in der Veränderung der Dimension, in der Umdichtung der gesehenen Miniaturgestalt zur natürlichen Größe des Urbilds.

Dem Zweifel Fechners, ob die allgemeine gegen bemalte Gestalten gerichtete Ansicht und der leichenhafte Eindruck derselben nicht bloß daher rühre, daß sie bis jetzt nur von Stümpern geschaffen sind, und ob sich also Meinung und Eindruck nicht ändern würden, wenn wir vollkommene Kunstwerke dieser Gattung erhielten; diesem Zweifel stelle ich die historische Frage entgegen: weshalb ist es denn überhaupt so früh und so durchgängig zur Trennung beider Künste gekommen? warum treffen wir ihre Verbindung so selten und nur auf niedrigen Stufen der Kunstentwickelung oder in Zeiten ihres Verfalles an? warum hat sich nicht vielmehr die ringende Arbeit der Künstlerschaft, die wir in den getrennten Künsten stufenweise aufwärts zu gesonderter Vollkommenheit schreiten sehen, allezeit auf die der Natur so viel näher gelegene Verbindung gerichtet? warum fehlt es grade in den besten Zeiten blühender Kunst, warum selbst bei den großen Meistern, welche wie Michel Angelo zugleich in der Malerei wie in der Plastik hervorleuchten, an jedem ernsthaften Versuch ihrer Vermischung? Neuerdings ist

bekanntlich dennoch, wie in der historischen Forschung über die antike Bildnerei, so auch in der Praxis unserer Künstler die Neigung sehr verbreitet, einer bescheidenen Anwendung der Polychromie zu huldigen.*) Was aber eigentlich im Geiste gesucht und jetzt vielfach angewendet wird: ist das Getönte, das aus dem allzu abstracten Weiß sich Losringende, gleichsam auf dem Wege zur Farbe Befindliche. Wenn ich den Sinn der Künstler recht verstehe, so ist er weniger auf das Positive der abtönenden Farben, als darauf gerichtet, das allzu kalte, harte, eintönige des Materialeindrucks zu vermeiden; nicht der Lebensfarbe sich nähern, sondern der Todesfarbe entrinnen will er. Nicht die positive Anziehung der Lebensfarbe, sondern die abstoßende Kraft des Materials, dessen Gegensatz zum Leben viel zu stark ist, drängt zur Farbentönung desselben. Als Theil eines Bauwerks hat der kalte und glatte Marmor nichts von dem Abstoßenden, das Viele bei Bildwerken empfinden.

Ich glaube deshalb sagen zu dürfen: wenn es einen wirklich absolut farblosen Stoff gäbe, in welchem man die Gebilde darstellen könnte, dann würde das Bedürfniß nach einer Annäherung an die Lebensfarbe gar nicht entstehen.**)

Aus gleichen Gründen würde es ebenso verkehrt und widerlich sein, wenn man Gemälde zum Theil mit erhabenen Figuren oder Reliefs mit gemalten versehen wollte; eine Ein-

---

*) Daß dies vielleicht auch mit der allgemeinen „Hast“ unserer Zeit, welche auch dem Beschauer von Kunstwerken den Zeitraum eigener Thätigkeit in der Auffassung verkürzt, zusammenhängt, will ich nicht leugnen; jedoch nur eine Kritik dieser Hast würde dadurch begründet werden, nicht aber die Abweichung von gesunden ästhetischen Kunstregeln.

**) In Siemerings Denkmal Graefes in Berlin läßt uns der glücklich erfaßte sympathische Inhalt des Bildwerks die Farben (die obendrein mit weiser Bescheidenheit angewendet sind) viel eher vergessen als genießen.

heit der Anſchauung und noch mehr der äſthetiſchen Wirkung iſt pſychologiſch unmöglich.

Was man gelegentlich an Beiſpielen der Fortſetzung der Gemälde in Reliefgeſtalten innerhalb oder vollends jenſeits des Rahmens der Gemälde findet, dient vielmehr zur warnenden Beſtätigung unſerer Anſicht, als zur aufmunternden Widerlegung derſelben. „Die erſtaunlichſten Exceſſe beginnen mit dem 18. Jahrhundert. In der Abſicht, das Raumverhältniß der himmliſchen Schwebegruppen recht deutlich zu verſinnlichen und den Beſchauer von der Wirklichkeit zu überzeugen, ließ man die Arme, Beine und Gewänder einzelner Figuren über den gegebenen Rahmen hervorragen (auf vorgeſetzten ausgeſchnittenen Blechſtücken); den näheren Figuren gab man bisweilen ein unmerkliches Relief. Ganz drollig wird aber die Prätenſion auf Täuſchung, wenn einzelne Engelchen und allegoriſche Perſonen ganz aus dem Rahmen herausgeſchwebt ſind und nun, an irgend einem Pilaſter weislich feſtgenietet, ihre blechernen Füße und Flügel über die architektoniſchen Profile hinausſtrecken.“ (Burckhardt.)

VI.

Plastische und redende Künste.

Von den plastischen Künsten und der Architektur unterscheiden sich die redenden Künste, Poesie und Musik, durch die Art der Anschauungen, welche sie der Seele geben, sowie durch die Weise der inneren Empfängniß derselben gänzlich, so daß an eine Zusammenwirkung beider nicht zu denken ist.

Nur inwiefern überhaupt der augenblickliche Zustand und die vorangegangenen Eindrücke auf die Thätigkeit des Geistes, besonders auf jeden Genuß Einfluß haben, wird ein solcher zwischen den plastischen und redenden Künsten stattfinden. Gemälde und Bildwerke können (wenn sie uns hinlänglich bekannt sind, um unsere Aufmerksamkeit nicht zu fesseln) eine angenehme Umgebung sein, in welcher wir ein Gedicht oder einen Gesang anhören; insbesondere aber kann die Schönheit des Gebäudes uns in eine wohlthuende, empfängliche Stimmung versetzen: aber die Schönheit des Gedichtes wächst ebensowenig durch die des Saales, als umgekehrt der Saal etwa schöner wird durch das Gedicht, das wir darin hören.

Es ist hier kein unmittelbarer ästhetischer Bezug unter beiden Kunstwerken und kein ästhetisches Ingredienz, das den Eindruck des einen durch die Nähe des anderen erhöht, sondern nur die allgemeine Wirkung eines günstigen psychischen Zustandes.

Die malerische oder architektonische Schönheit der Umgebung

wird daher auf das Anhören einer Musik zwar edler, aber nicht stärker wirken, als ein bequemer Sessel oder eine behagliche Temperatur. Beide Eindrücke nämlich liegen gleich sehr außerhalb jenes Ideenkreises, worin sich die Musik oder das Gedicht bewegt, und nur wo eine unmittelbare Berührung mit diesem stattfände, könnte eine ästhetische Zusammenwirkung vorhanden sein.

Von dem Verhältniß der Musik zur Plastik ist ausführlich gesprochen. — Die Poesie kann uns (von der Musik darin verschieden) zwar Anschauungen von gleichem Inhalte wie die plastischen Künste geben, aber sie vermittelt dieselben für unsere Seele auf eine andere Weise; die Worte, als die äußeren Träger der Anschauungen, enthalten diese nicht, sondern erwecken sie nur; sie sind nicht die sinnlichen Bilder, sondern Zeichen derselben; die Sprache ist als Anschauung nur in der Seele des Zuhörers; dieser muß sich innerlich aus den Worten des Poeten erst das Bild erschaffen, welches ihm der Maler vor Augen stellt. Wir brauchen bei dieser Verschiedenheit kaum noch einmal an die andere zu erinnern, daß die Anschauungen aus der Sprache, wie der Musik, nur successiv in der Zeitreihe gegeben werden, während die Plastik ein- und gleichzeitig dieselben darbietet, um zu begründen, daß eine Zusammenwirkung beider psychologisch unmöglich ist. Die Aufstellung eines Gemäldes oder einer Gruppe mit Recitation eines Gedichtes, das die dargestellte Handlung beschreibt, würde der besprochenen Ausstellung psychologisch ähnlich, aber zugleich von der Wirkung des Puppenspiels nicht sehr verschieden sein.

Aber warum suche ich nach einem anschaulichen Gleichniß, da es an der wirklichen Thatsache selbst nicht fehlt. Sie tritt uns in jenen cyklischen Wander-Gemälden entgegen, welche auf Messen und Märkten dem versammelten Volke die Rhapsodien

der jüngsten Homeriden plastisch illustriren, in denen die Helden der Grausamkeit mit ihren Opfern und die rächende Macht der Nemesis gesungen werden. Die Ausschließlichkeit der Verwendung dieser Vermischung malerischer und redender Kunst bei der Darstellung der Mord- und Schauergeschichten inmitten der Befriedigung der niedrigsten, naivsten Schau- und Hörlust enthält wohl den zulänglichen Beweis für die Stufe ihrer ästhetischen Würde.

Der ungezügelte Trieb alles Kirmeßtrubels, die Lebenslust durch eine schrankenlose Vermischung und Zusammenwirkung contrastirender derber Reize auf die soliden Volksnerven zu erhöhen, befriedigt sich neben den süßen und scharfen, massigen und geistigen Erregungen des Geschmacks im eigentlichsten Sinne in einer buntscheckigen Augen- und Ohrenweide; sie erstreckt sich von den geistlichen Liedern der Bettler und den tragischen Recitativen der Bänkelsänger bis zu den Trommeln der Seiltänzer, den Flöten für die tanzenden Bären und der Baßgeige für die tanzende Jugend, zu Drehorgeln und Sackpfeifen; — dies Alles zusammen bietet dem Psychologen lehrreiche Thatsachen, von denen die Wissenschaft einmal eine ebenso gesammelte Studie bieten sollte, wie die Vagabunden Holteis eine poetische enthalten. Sie muß sich aber eilen, das empirische Material noch zu finden; denn von den größeren Märkten ist das Meiste im letzten Menschenalter schon geschwunden. Die ästhetische Moral davon wird etwa die sein: Das Gemeine gründet sich auf starke und aus Contrasten gemischte, das Edle auf feine und gesonderte oder nach idealem Gesetz harmonirende Reize.

Die Poesie hat aber auch noch in der rein sinnlichen Seite ihrer Darstellung, in der äußeren Tonmasse der Worte, ein Ele-

ment für äſthetiſche Verhältniſſe, den Rhythmus. Er wirkt wie die Muſik und Architektur durch eine beſtimmte Ordnung von Größen. Dieſe Größen beſtehen jedoch nicht immer und nicht bloß in den äußeren Tonmaſſen, ſondern entweder zugleich in beſtimmten Gedankenmaſſen, denn alle wahre Poeſie bildet mit dem äußeren zugleich einen inneren Rhythmus, oder ausſchließlich in dieſem, wie z. B. beim Parallelismus und allen Antitheſen, wo nur ein Rhythmus der Vorſtellungen vorhanden iſt. Hieran knüpfen ſich theilweiſe die äſthetiſchen Geſetze der Rhetorik und näher der Diction oder des Stils. Von der Seite des Rhythmus iſt die Poeſie mit der Muſik am nächſten verwandt; jener erzielt, pſychologiſch betrachtet, ſeinen äſthetiſchen Eindruck durch die völlig gleichen Urſachen wie die Muſik, daher man ihn mit Recht als die Muſik der Sprache bezeichnen kann. Dadurch iſt eine Zuſammenwirkung der Poeſie und Muſik ſchon angebahnt; ſie kann ſich um ſo eher fortſetzen, als beide fortſchreitende Künſte ſind, d. h. die Seele den Inhalt derſelben ſucceſſiv aufnimmt. Iſt nun auch dieſer Inhalt in beiden ſo verſchieden, daß die eine beſtimmte Vorſtellungen von inneren und äußeren Dingen darbietet, die andere aber nur abſtracte Töne und deren Verhältniſſe: ſo können ſie doch nicht bloß deshalb zuſammenwirken, weil die pſychologiſchen Erfolge beider, poetiſche Anſchauungen und muſikaliſche Stimmungen (wenn ſie ſich von Satz zu Satz entſprechen), nebeneinander in der Seele zu ſein und zu einer Einheit ſich zu verbinden vermögen, ſondern auch, weil die Anſchauungen ſelbſt durch Worte vermittelt werden, dieſe Worte aber ſtatt der einfachen und gewöhnlichen Töne zugleich die muſikaliſchen in ſich aufnehmen können. Letzteres iſt ſogar nothwendige Bedingung, denn eine bloße Declamation mit Muſikbegleitung würde durch die geſprochenen Töne eine Störung unter den muſikaliſchen bilden und den

äſthetiſchen Eindruck gefährden. Schon ein Sprechen, nicht während, ſondern nur zwiſchen dem muſikaliſchen Vortrag, wirkt als Contraſt gegen die muſikaliſche Stimmung faſt immer komiſch und wird in ſolcher Abſicht in komiſchen Opern mit Glück angewendet.

Uebrigens iſt der Prozeß der äußeren und inneren Wahrnehmung eines aus Poeſie und Muſik zugleich beſtehenden Kunſtwerks bei Weitem ſo einfach nicht, wie es uns, durch häufige und frühe Wiederholung geläufig geworden, erſcheint, und wir dürfen an der Aufgabe nicht vorübergehen, denſelben wenigſtens in den Hauptpunkten zu analyſiren.*)

Unſere innere Thätigkeit überhaupt und die des Bewußtſeins im Beſonderen verläuft, wie bekannt, in einer zeitlichen Reihenfolge. Auch bei dem Anhören einer geſungenen Dichtung folgen die einzelnen Theile des Ganzen in der Zeit, an deren Ende erſt dieſes Ganze aus allen Theilen durch einen zurückſchauenden und zuſammenfaſſenden Act entſteht.

Das vom einfachen Bewußtſein wenig beachtete, aber theoretiſch wichtige und ſelbſt in äſthetiſch-praktiſcher Beziehung folgenreiche an dieſem Vorgange iſt nun vor Allem dieſes: Wie das Ganze, ſo ſind auch ſeine Theile mehrfach zuſammengeſetzt; jeder Theil beſteht aus verſchiedenen Elementen, und indem die Reihen der Theile ablaufen, laufen demnach mehrere Reihen von Elementen in der gleichen Zeit parallel über einander ab; jede ſolche Reihe von Elementen hat ihren eigenen Zuſammenhang, ja ihre eigene Art des Zuſammenhanges, mit ihren beſonderen Ein- und Abſchnitten.

*) Wohlgemerkt: die vollſtändige und durchgeführte Analyſe eines ſolchen Vorgangs, wie das Aufnehmen eines muſikaliſchen Dramas, würde faſt alle Theile der Pſychologie berühren, alſo faſt die ganze pſychologiſche Geſetzmäßigkeit zur Vorausſetzung haben und zur Anſchauung bringen müſſen.

Es sei der Einfachheit wegen zunächst nur ein Lied, das wir hören.

Schon der Text besteht aus einer Reihe von Wörtern; diese besteht aber aus zwei parallelen Reihen: die Reihe der Vorstellungen der äußeren Lautkörper, also der Wörter als Lautgebilde, und die zweite Reihe der Vorstellungen, welche die Bedeutung, den Inhalt der Wörter ausmachen. In jedem Theil der Reihe, also in jedem Worte, sind beide Elemente mit einander verbunden; das Wort als Laut ist mit dem Worte als Inhaltsvorstellung aufs Innigste verknüpft. Zugleich aber sind die Wortbedeutungen als ganze Reihe miteinander verbunden; ja noch mehr, der eigentliche und wirkliche actuelle Sinn derselben, der Gedanke als Ganzes besteht und entsteht erst aus allen Theilen zusammengefaßt; er umspielt alle Theile und durchdringt sie, verändert sie sogar und gibt ihnen ihre Bestimmtheit erst durch die Einheit, die er ihnen verleiht. Nicht so die Reihe der Wörter als Lautkörper; sie bleiben innerlich wie äußerlich getrennt; sie sind eine Reihe von Wörtern, aber nicht Ein Lautgebilde. Die Wörter enthalten durch die grammatischen Endungen gewisse Hindeutung auf andere, um deren willen sie diese Form angenommen haben; aber sie bleiben dennoch eine bloße Reihe einzelner Wörter; es gibt keine lautliche Satzeinheit (ausgenommen etwa in gewissen amerikanischen Sprachen, wo in der That die ganze Reihe der Wörter, weil sie einen ganzen Satz ausmachen, zu einem Worte, also zu Einem Lautgebilde wird). Die Wörter als Bedeutungen aber sind eine Einheit, nämlich des Gedankens. Der Sinn oder das Gesetz der Verbindung ist also schon innerhalb des lediglich sprachlichen Textes ein verschiedener für die zwei parallelen Reihen, obgleich in jedem Worte die innigste Verknüpfung der beiden Reihen angehörenden Elemente stattfindet. Dies erweist sich sofort auch

praktiſch wichtig, wenn durch die poetiſche Form der Sprache eine neue Verbindung der Glieder eintritt, wenn der Satz zum Verſe wird. Jetzt zeigen die Wörter als Laute zwar nicht die Einheit eines einzigen Gebildes, aber doch einen weſentlichen Zuſammenhang; jede Zeile oder zwei (Diſtichon) oder mehrere (Strophe) zuſammen bilden ein Ganzes, in welchem Eigenſchaften hervortreten, welche erſt durch die Beziehung aller Wörter auf einander entſtehen. Alſo durch den Rhythmus, den Strophenbau, den Reim, die Allitteration, die Aſſonanz haben die Lautkörper einen eigenen äſthetiſchen Zuſammenhang; dieſer aber iſt durchaus verſchieden vom Gedankenzuſammenhang. Der Rhythmus des Gedankens (wenn er überhaupt vorhanden) iſt ein anderer als der der Worte; er hat andere Cäſuren, andere Hebungen und Senkungen; desgleichen wird die ſtrophiſche Theilung eine verſchiedene ſein. Noch mehr im Reim und vollends in Allitteration und Aſſonanz wird eine Beziehung der Satz-Theile als Lautkörper hervortreten, die von der Beziehung ihrer Bedeutungen gänzlich verſchieden iſt. Ich kann hier nicht auf die Aufgabe der Aeſthetik eingehen, welche zu zeigen hätte, welche Bedingungen für die größte Vollkommenheit einer Dichtung daraus hervorgehen, in welchem Maße die Abhängigkeit der parallelen Reihen oder die Freiheit derſelben ſich geltend machen muß; und beſonders für den pſychologiſch eindringenden Litterarhiſtoriker wird eine feine Aufgabe ſein, die Verſchiedenheiten bei den Claſſikern in der Behandlung des Verſes nach ſeinem gedanklichen oder nach ſeinem lautlichen Rhythmus klar zu legen.

Jetzt aber werde das Gedicht zum Geſang; zu der Doppelreihe der Lautwörter und der Bedeutungsvorſtellungen, tritt als dritte Reihe die der Töne, welche die Melodie ausmachen. Leichter als der Unterſchied zwiſchen den Lautvorſtellungen und den Inhaltsvorſtellungen iſt der zwiſchen den Wörtern und den

begleitenden Tönen der Melodie zu faſſen. Die Melodie iſt eine Reihe von Tönen, welche ein Ganzes unter ſich ausmachen (obwohl ſchwerlich eine ſolche Einheit, wie die des Gedankens im Satze), deſſen Theile mit einander in beſtimmten äſthetiſch-muſikaliſchen Verhältniſſen zuſammenhängen; zugleich verknüpfen ſich die einzelnen Töne mit den einzelnen Wörtern und zwar aufs Innigſte; die Wörter werden geſungen, alſo mit muſikaliſchen Tönen geſprochen; der Geſang beſteht aus Tönen, welche nur in und mit den Wörtern hörbar werden. Allein trotz dieſer Verbindung der Töne mit den Wörtern und neben derſelben iſt der Sinn nnd das Geſetz der Verbindung der Töne zur Melodie ein anderes als die der Wörter zum Vers, die der Vorſtellungen zum Gedanken. Genau genommen ſchließt ſich nur das Ganze der Melodie an das Ganze des Gedichts; die Theilung, der Einſchnitt, die Hebung und Senkung iſt durchaus verſchieden; der Rhythmus der Melodie iſt ein anderer als der Rhythmus der Proſodie, wie dieſer ein anderer iſt als der Rhythmus des Gedankens. Wer erinnert ſich nicht mit Vergnügen des ergötzlichen und draſtiſch belehrenden „Tetem" aus „Auch Einer" von Viſcher; und dennoch würde das andere Extrem einer wort- und ſilbenweiſe in den Text eingehenden Charakteriſtik ſchwerlich die dem Geiſte der Muſik eigenthümliche Einheit des Gedankens in der Melodie aufrecht zu halten im Stande ſein. Das Werk des Tonſetzers ſoll keine interlineare Ueberſetzung, ſondern eine freie Paraphraſe des Gedichts durch die Melodie ſein. Indeſſen zeigt die Geſchichte des Liedes allein in Deutſchland und in unſerem Jahrhundert, wie groß der Spielraum iſt zwiſchen einer abſoluten Beziehung aller Theile der Melodie auf einander ohne jede Rückſicht ihrer Vertheilung auf die Worte, und der Charakteriſtik der Worte durch die zugehörigen Töne. Ueberhaupt aber iſt hier ein Quellpunkt für ſehr weſentliche ſtiliſtiſche Verſchieden-

heiten der Musik gegeben; wie sie entweder in höherem oder geringerem Grade charakteristisch sein, also dem Inhalt und der Form der Dichtung sich anschließen oder mehr dem alleinigen musikalischen Wohlklang, der reinen Tonschönheit nachgehen wird, gleichviel auf welchen Text dieselbe gesetzt ist: so wird sie sich ferner entweder dem Inhalt und dem Rhythmus des Gedankens oder der bloßen lautlichen Schönheitsform der Verses anschmiegen, und in beiden Fällen wird sie wiederum entweder mehr den einzelnen Theil, die einzelne Wortvorstellung aus dem Ganzen des Gedankens oder die einzelne lautliche, rhythmische, allitterirende oder assonirende Bedeutung des Verstheiles charakterisirend begünstigen. Wo etwa die Melodie zur Tonmalerei sich gestaltet, kann sie entweder den Formen des Sprachlautes nachgehen oder der malerischen Verzierung des Gedankens sich zuwenden, gleichviel wie der Sprachlaut seiner Worte beschaffen sei.

Vermittelst der Stimmungen, welche sie als Tonwerk für sich allein zu erzeugen vermag, und noch mehr vermittelst der symbolischen Bedeutung der Töne kann die Melodie selbst zu einer poetischen werden, kann sie gleichsam eine akustische Poesie ausmachen; diese Poesie der Töne aber wird sich entweder dem poetischen Gehalt der Dichtung oder der Schönheit ihrer Sprachform gesellen, indem sie dieselben entweder beherrschen oder sich unterordnend sie ergänzen und zur Vollkommenheit des Ausdrucks bringen wird. Man rühmt, um nur ein Beispiel anzuführen, wohl mit allem Recht an Schumanns Liedercomposition, daß durch sie vor Allem die Macht der Poesie und zwar des poetischen Gehalts, in den er sich, oder vielleicht noch besser, den er durch seine Melodie vertieft, zur höchsten Geltung gebracht wird.

Aber dieses Beispiel Schumanns erinnert uns, daß wir

mit unserer psychologischen Analyse noch nicht zu Rande sind. Schon haben wir gesehen, welch eine große Mannigfaltigkeit der Beziehungen wir in einem gesungenen Liede auffassen, welches aus vielfachen Reihen und mannigfachen Einheitsbildungen sich zusammensetzt. Dazu tritt nun aber noch die musikalische Begleitung. Zunächst freilich ist die Begleitung auf einen harmonischen Anschluß an die Töne des Gesanges gerichtet; aber sie kann sich zu einer tieferen, sogar zu einer fast selbstständigen Ergänzung des poetischen Gehaltes aufschwingen. So hat grade Schumann, um dem poetischen Gehalt des Liedes seine überwiegende Bedeutung zu sichern, dem Sänger eine mehr declamatorische Aufgabe „gesetzt"; aber was die Musik hier durch die Bescheidenheit des Singtones zurückhält, das wendet sie ihm an akustischer Poesie, welche wiederum dem Ganzen und Innern der Dichtung sich zugleich innig und zugleich selbständig hinzugesellt, desto reichlicher wieder zu. So wahrt er auf der einen Seite dem Gedicht seinen sprachlichen Charakter, aber er umkränzt es zugleich auf der anderen Seite mit einer akustischen Dichtung in den Tönen der Begleitung.

Aber noch immer ist die Summe der wahrzunehmenden Elemente eines gesungenen Liedes nicht erschöpft. Sowohl für jedes einzelne Glied wie für die ganze Kette derselben und die Art ihres harmonischen Zusammenhanges oder der einheitlichen Durchführung kommt ja nun noch die Art des Vortrags in Betracht. Denn erst durch die Kunst des Vortrags kommt die des Dichters und des Tonsetzers zur vollen Erscheinung. Was immer jene beiden dem Sänger an Reihen von bestimmten Vorstellungen darbieten, die er sinnlich gestalten und dem Gehör des Hörers darbieten soll: zu diesen definirbaren und objectiv charakterisirten Inhalten tritt dann noch die specifische Form und Gestaltung, die Klangfarbe und die Innervation,

mit einem Wort der „Ausdruck", den er ihnen gibt. Wie am ersten Anfangspunkt und gleichsam jenseits der Melodie und des Textes die eigentliche Seele des Gedichts und die Seele des Dichters im Acte des Schaffens steht, so muß die Seele des Gesanges aus der Seele des Sängers uns entgegenklingen. Was mit Worten unsagbar und als bestimmte Vorstellung undefinirbar nur in der Erfahrung als der höchste Reiz und der letzte Werth der Schönheit unmittelbar erlebt wird, das stammt bei dem Sänger (und dem Spieler des Instruments) aus jener völlig hingegebenen und darum völlig erschöpfenden Künstlerschaft des Vortrags; durch diese erst wird das Werk des Meisters als Meisterwerk in die lauschende Seele des Zuhörers hinübergeleitet. Dies hängt mit einem Zuge der innersten Natur der Musik zusammen, welchen wir darin erkannt haben, daß das eigentliche ästhetische Object — der Vorstellungsinhalt der Töne — nicht erinnert, sondern unmittelbar erzeugt wird; daß er nicht wie bei der Sprache infolge der Erinnerung vorgestellt wird, sondern infolge der sinnlichen Wahrnehmung selbst unmittelbar zum Bewußtsein kommt und das Gefühl erregt.

Die specifische Differenz des sinnlich Wahrgenommenen ist aber auch für die eigentliche Seele des Gesangs so viel größer, weil die nervöse Erregung des Hörers für die Musik eben immer das Erste und Unfehlbare bleibt. An die bis zur Unendlichkeit des unendlich Kleinen fortschreitende Feinheit in der Schattirung der Töne heftet sich und an ihr haftet (bis hinauf zur Bestimmtheit rein musikalischer Gedanken) das Innerste der Tonseele, also auch des Seelentons.*)

*) Zweierlei aber muß ich hier anmerken, um diesen Gedanken gerade durch seine Begrenzung zu befestigen.

Zunächst muß daran erinnert werden, daß es auch eine Musik von

Hätte Goethe die Schubertsche Composition seiner Lieder von einem Stockhausen gehört: er würde die Verwandtschaft des Genies im Tondichter aus dem, durch dieses befruchteten

so vorwiegend innerlichem und musikalisch gedanklichem Charakter gibt, daß ihr beim Sänger und beim Hörer eine gewisse Sänftigung des nervösen Elementes, ich möchte sagen eine nervöse Neutralität besser ansteht, als eine starke Vermittelung desselben. Ich finde folgende Bemerkung von Louis Ehlert sehr fein und treffend: „Spitta," sagt er, „gebraucht (im Leben J. S. Bachs) das hübsche Bild, daß eine Bachsche Arie zu ihrer Zeit dem zugefrorenen See gliche, über dessen Fläche die sorglose Knabenstimme hinglitt, unbekümmert um die unten schlummernde Tiefe. Ich füge hinzu: es steht dahin, ob eine schön ausgebildete Knabenstimme, wie man sie in jenen Jahrhunderten zu ziehen verstand, der keuschen Idealität einer Bachschen Arie nicht mehr entspräche, als das heiße Register weiblicher Leidenschaft; ob das Heilige einer Kinderstimme nicht vollen Ersatz böte für den Mangel an subjectiver Auffassung und persönlicher Ergriffenheit. Alle Darstellung soll das Räthsel der Kunst nicht mit arithmetischem Finger ausrechnen, sondern es nur aufhellen und uns näher bringen. Dies gilt namentlich für alle Bachsche Musik." Ich widerspreche gewiß weder Spitta noch Ehlert, wenn ich noch hinzufüge: alle Darstellung der Kunst (welche nicht gerade romantischer Art ist, die im Helldunkel, in unausdenkbaren oder unausgedachten Gedanken ihr liebstes Wesen treibt), muß der wahrhaften Offenbarung gleichen, welche zwar die tiefsten Räthsel in ihrem Grunde hat, aber allezeit mit einer schlichten Klarheit so des Geistes wie des Gemüthes ans Licht des Tages tritt, durch welche sie Völkerstämme und Weltalter erobert und beseligt.

Eine zweite Einschränkung des oben im Text ausgesprochenen Gedankens ist nun diese. Wohl ruht das Verständniß der Sprache, weil die Bedeutung des Wortes, auf der erinnerten Vorstellung, welche mit dem Laut verbunden ist; wohl ist deshalb auch allerhand qualitative Verschiedenheit in der Erzeugung des Sprachlautes in den meisten Fällen für die Erinnerung der Vorstellung, also für die Bedeutung des Wortes gleichgiltig, während der musikalische Lautkörper, der die Vorstellung selbst enthält und erzeugt, in seinem Werthe und Wesen von seinen lautlichen Eigenschaften und der Art seiner Erzeugung durchaus bedingt ist. Die Inhaltsvorstellungen „Brod, Baum, Tugend" werden in der Seele des Hörers mit den gehörten Wortlauten hervortreten, diese mögen klar oder heiser, scharf oder stumpf, stark oder leise, kalt oder innig ausgesprochen sein. Allein dann, wenn die Sprache zum Vehikel der Kunst wird, schon in der Rhetorik weltlicher oder geistlicher Art, noch mehr in der De-

und erleuchteten, Genie des Sängers vernommen haben. — Eine wenn auch nicht wesentliche, immerhin begleitende Reihe von wahrnehmbaren und mitwirkenden Elementen bildet dann schließlich noch die mimische Vorführung des Gesanges. Mit ihren sichtbaren Formen, welche die hörbaren begleiten, steht sie auf der Grenze, auf welcher die Musik sowohl wie die Poesie ihre eigenen Gebiete als redende oder lautgestaltende Künste überschreiten.

---

clamation lyrischer oder epischer Dichtung, am meisten in der dramatischen Darstellung gewinnt auch die specifische Beschaffenheit des Sprachlauts einen ästhetischen Werth. Nicht bloß die interpretirende Auswahl aus den vielen möglichen Bedeutungen eines Wortes, deren später gedacht wird, ist das Werk des Schauspielers, sondern er verleiht auch durch den seelenvollen Ton dem gedichteten Worte seine concrete Fülle, seine das Denken leitende und die Phantasie erregende Kraft. Wird doch schon im Leben oft gerade das, was mit Worten unsagbar ist, allein durch die Eigenheit des Tones, mit dem wir es sprechen, zum Ausdruck gebracht. Alles das, was man durch die bestimmten Bedeutungsvorstellungen der Worte nicht erreicht, wenn diese an sich (etwa wie in der Schrift nur unseren Augen) erscheinen, das wird zuweilen durch einen einzigen Ton mit einer weitgreifenden und tief aufregenden Fülle in sinnlicher Lebendigkeit dargestellt. Trotz der Bestimmtheit der Vorstellungen, die der Dichter in die Seele des Hörers durch den Mund des Schauspielers bringt, hat dieser sie dennoch erst auszuprägen und zu ergänzen; oder vielmehr gerade diese in den Worten gelegene Bestimmtheit, die so oft für den poetischen Gehalt einengend und unzulänglich ist, wird der wahre mimische Künstler mit einer anderen phantasievollen, von dem Laute getragenen Bestimmtheit durchbrechen, um den Zuschauer zu einem freieren und bewegteren Denken zu führen; — der Schauspieler tritt dann an die Seite des Dichters, um das Werk desselben zur Vollkommenheit zu führen, um die Schönheit, die im stummen Wort nur als Keim liegt, durch das gesprochene zur Blüthe zu bringen. Daß indessen der Schauspieler die Schönheit seiner eigenen Leistung an Laut und Geberde nie erreicht, wenn er eine andere Schönheit als die der Dichtung sucht; daß seine Schönheit am meisten glänzt und leuchtet, wenn sie in der des Dichters verschwindet; daß seine Kunst dann erst für die Dichtung Alles ist, wenn sie für sich selbst Nichts sein will: dies bedarf wohl kaum der Erwähnung.

VII.

Poeſie und Muſik.

Von den verſchiedenen Gattungen der Poeſie wird ſich eigentlich lyriſche am fruchtbarſten mit der Muſik verbinden; denn da jene ſelbſt nicht ſo ſehr auf Erzeugung von inneren Anſchauungen, als Erregung von Gefühlen und Stimmungen gerichtet iſt, theilt ſie mit dieſer unmittelbar Richtung und Ziel. Die epiſche Poeſie dagegen dürfte kaum mehr als den muſikaliſch intonirten Rhythmus zulaſſen, wenn bei ihrem langſamen Fortſchritt in der Entfaltung der Anſchauungen das Muſikaliſche nicht ein Uebergewicht erhalten ſoll, wodurch jene völlig geſtört würde. Auch kann der Zweck der muſikaliſchen Begleitung hier kaum ein anderer ſein als eine Durchdringung des rein materiellen Elementes der Poeſie, nämlich der Laute, mit idealen Verhältniſſen, ſo daß der Zuhörer das, was der poetiſche Inhalt fordert, zugleich durch den ſinnlichen Vortrag erreicht, nämlich in eine über dem gewöhnlichen Leben erhabene, rein äſthetiſche Sphäre verſetzt zu werden.*) Daß die kürzere Ballade und Romanze namentlich bei mehr

*) Dies iſt auch Zweck und Wirkung des Rhythmus, der nur in ſehr vereinzelten Fällen außer der Schönheit ſeiner Form, welche in ihrer Beſtimmtheit allerdings dem jedesmaligen Inhalt der Dichtung adäquat ſein muß, auch noch durch ſymboliſche Apperception der Lautmaſſen dem Gedankengehalt des Verſes einen eigenen Nachdruck oder eine beſondere Beleuchtung zuführen wird.

pathetiſchem Inhalt und knapper Form ſich dem Lyriſchen mehr zuneigt, iſt leicht erſichtlich.

Das pſychologiſche Verhältniß der dramatiſchen Poeſie zur Muſik berührt einen alten Streitpunkt: die äſthetiſche Würdigung der Oper. Einige Reſultate der obigen Betrachtung mögen hier Platz finden.*)

Wir haben vor Allem der Mimik zu erwähnen. Der pſychologiſchen Art der Anſchauungen nach gehört ſie zur Plaſtik, ſie bietet ſinnliche Bilder und Eindrücke dar; nach der Weiſe der Empfängniß derſelben in der Seele aber ſteht ſie auf Seiten der Poeſie und Muſik und zählt zu den fortſchreitenden Künſten; ſie iſt die ſucceſſive und zugleich flüchtige, kurz: die dramatiſche Plaſtik. Sie kann als ſolche für ſich allein wirken, als Pantomime; wegen der Flüchtigkeit und des nothwendig ſchnellen Wechſels ihrer Darſtellungen iſt das dramatiſche Element an ihr allein nicht deutlich und beſtimmt, das plaſtiſche nicht dauernd genug, um einen eigentlichen äſthetiſchen Werth zu beſitzen, der denn auch durch allerlei Beiwerk der Pantomimen an Tanz, Muſik und Decoration zuſammengerafft wird, und ſchließlich zur Höhe eines artigen Schauſpiels für erwachſene Kinder gelangt; es ſei denn, daß Muſik oder Tanz durch wahrhaft künſtleriſche Leiſtungen ſich dabei betheiligen, wobei deren eigener Werth indeß immer ſo weit herabſteigt, als dies überhaupt durch loſe und lockere Geſell-

*) Viel zu weit müßte die Pſychologie ihre Unterſuchungen ſpannen, viel zu gründlich und zu ausführlich, um noch Gehör zu finden, müßte ſie reden, wenn ſie ernſtlich in den wogenden Kampf um das ſpecifiſche muſikaliſche Drama ſich miſchen wollte, in welchem ſo hervorragende Kämpen wie Otto Ludwig und Ambros von den Verſtorbenen, Hanslick, Riehl, Gumprecht u. A. unter den Lebenden auf der einen, die Zukünftler auf der anderen und Männer wie Ehlert, Ehrlich u. A. in der Mitte ſtehen.

schaft zu geschehen pflegt. — Als Begleiter der dramatischen Poesie gelangt die Mimik zu ihrem höchsten ästhetischen Werthe. Fortschreitend wie diese hat sie jedem Theil und Glied derselben plastische Gestalt zu geben. Zwar nicht dieselben Anschauungen wie jene hat sie hervorzurufen, wie wenn etwa ein beschreibendes Gedicht in eine plastische Darstellung übergebildet würde; vielmehr hat sie den Vorstellungen, welche die dramatische Poesie in Worten uns darbietet, diejenige sinnliche Anschauung von den redenden Personen zu erwecken, welche im Leben und der Natur damit verbunden zu sein pflegt. Da die Mienen und Geberden nicht bloß ein ergänzender Theil des Handelns (und Redens) sind, sondern zugleich ein erläuternder, indem sie den Worten von den möglichen mehreren Eine bestimmte Bedeutung beilegen, so gibt die Mimik der dramatischen Poesie nicht bloß äußere Gestalt, plastisches Leben, sondern zugleich innere Deutlichkeit und Bestimmtheit, und der Eindruck jener wird dadurch ebensowohl reicher und voller als klarer und fester.*) Sie gibt nicht bloß der Seele der poetischen Handlung einen Leib, sondern zugleich dem Leibe der poetischen Rede, dem bloßen Gerippe von Worten, Fleisch und Blut und seelenvollen Ausdruck und herzergreifenden Ton.

Die Stellung und Wirkung der Decoration der Bühne ist durch ihren Namen hinlänglich bezeichnet; als Architektur und Natur nachahmende Malerei dient sie zum eigentlichen Rahmen des dramatischen Bildes, der zuweilen allerdings reich verziert und mit auf das Bild bezüglichen Emblemen versehen, ein selbständiges Wohlgefallen erregen und die Wirkung des Bildes

*) Daher auch die Bezeichnung des Schauspielers und Sängers als interprète bei den Franzosen längst geläufig ist.

dann erhöhen kann, wenn er die Grenze und der Ruhepunkt des Auges zu sein sich bescheidet und nicht etwa mit seinen Bronzefiguren in die Mitte des Bildes hineinragen und mitwirken will.

Wenn die dramatische Poesie in der Mimik und einer wohlausgestatteten Bühne in der That alle Mittel besitzt und ihren Zweck, Handlung und Leben darzustellen, nicht bloß durch innere Wirkung, sondern selbst äußere Täuschung erreicht: was bleibt der Musik noch für Raum, um darin mitzuwirken? Wahrlich, wenn irgend ein dramatisches Kunstwerk mit all diesen Mitteln seinen Zweck nicht zu erreichen im Stande ist, die Mitwirkung der Musik wird den dramatischen Effect vielleicht zu ersetzen, aber nicht zu ergänzen vermögen, das Stück aber weder des Ersatzes noch der Ergänzung werth sein. Wollte man also die Oper als das vollere Drama, die Musik als einen integrirenden Theil desselben ansehen, dann würde sie psychologisch betrachtet nichts als die Schwäche der Poesie und eine Entartung des Geschmacks anzeigen: ein zerrissener Sammtrock mit Seide geflickt sein, zwar Sammet und Seide, aber doch zerrissen und geflickt. Aus einer näheren „Zukunft" auf eine spätere blickend, haben Manche geglaubt, künftige Zeiten würden die Oper, sehen sie dieselbe als dramatisches Kunstwerk an, als ein Product überfeinerter Cultur und verbildeten Geschmackes verdammen. Aber die Richtung des Geschmacks ganzer Jahrhunderte, zumal mit Uebereinstimmung sämmtlicher gebildeter Nationen, und hervorragende Leistungen hoher musikalischer Meister fordern eine besonnene Prüfung. Man kann freilich die Sache der Oper unmöglich im Ernst dadurch unterstützen wollen, daß man die musikalisch-dramatische Action als die höchste, rein ideale Sphäre bezeichnet, die nur eine viel höhere Stufe der rhythmischen Poesie des Dialoges ausmacht und gleich diesem also von der natür-

lichen Darſtellung abweichen darf. Nach ſeinem logiſchen Gewicht wiegt dieſer Gedanke nicht ſchwerer, als wenn man behaupten wollte, jedes Drama müſſe auch Tanzpoem ſein, alle Schauſpieler müßten tanzende Bewegungen machen, weil auch der Tanz nur die rhythmiſche Ordnung des Ganges iſt. Dagegen gibt es allerdings einen Punkt, wo Muſik und Drama zuſammentreffen, auf welchem auch der pſychologiſche wie hiſtoriſche Urſprung der Oper ſich befindet. Die Muſik erzeugt Stimmungen, zwiſchen beiden findet aber auch eine Wechſelwirkung ſtatt; gewiſſe Stimmungen erzeugen und erfordern Muſik; der Geſang iſt in gewiſſen Situationen natürlich. Treten dieſe, die man die lyriſchen Momente des Lebens nennen kann, innerhalb eines Dramas ein, ſo würde es ſogar zur künſtleriſchen Vollendung desſelben gehören, daß nicht geſprochen, ſondern geſungen werde. Hierher gehört: die Arie, der geſungene Monolog, das Gebet, das Kriegslied, der Rundgeſang an der Tafel und das Lied in der gefühlerregten Einſamkeit ꝛc. Werden nun möglichſt viele ſolcher Momente zu einem dramatiſchen Ganzen verknüpft, ſo haben wir ein lyriſches Drama, d. h. eine naturgemäße Oper, in welcher auch die meiſten Uebergangs- und Verbindungspunkte, ohne ſelbſt lyriſcher Natur zu ſein, um deswillen muſikaliſchen Vortrag erhalten werden, weil aus oben angeführten Gründen eine häufige Abwechſelung von Rede und Geſang, zumal bei einen und denſelben Perſonen, gar leicht eine komiſche Wirkung hat. Freilich, der dramatiſche Werth einer von lyriſchen Momenten überhäuften Handlung, in welcher obendrein manche Stücke nicht nach den Geſetzen des Dramas, ſondern wegen eines außer ſeinen Geſetzen liegenden Grundes muſikaliſch vorgetragen werden, wird nicht ſehr bedeutend ſein; aber ihre pſychologiſch-äſthetiſche Möglichkeit und Berechtigung liegt dennoch eben darin, daß es ein lyriſches Drama iſt. Beides aber, der Werth und die Berechtigung der

Oper, erſcheint in einem noch helleren Lichte, wenn man erwägt, daß ſie nach der weitaus größten Anzahl nicht ſowohl lyriſches oder muſikaliſches Drama, ſondern vielmehr nur dramatiſirte Muſik iſt. Das iſt der wichtigſte Punkt, um den es ſich handelt. Nicht die Arten der poetiſchen Gattung „Drama" ſollen um eine neue, um die muſikaliſche vermehrt, ſondern die Arten in der Gattung „Muſik" ſollen um die neue, um die dramatiſche bereichert werden. Die Poeſie iſt meiſt nur der an ſich werthloſe Faden, auf welchen die muſikaliſchen Perlen aufgereiht werden; wenn es hoch kommt, die goldene Faſſung, worin die Muſik ihre Brillanten und edlen Steine ſetzt. Der Dichter iſt nur der Famulus des Componiſten, ſein Werk iſt kein eigenes Gedicht, ſondern ein bloßer „Text" zur muſikaliſchen Dichtung, und die Darſteller ſind nicht Schauſpieler, welche ſingen, ſondern „Sänger und Sängerinnen", welche ſpielen. Man iſt daher froh, wenn Beides, der Text und das Spiel, uns nur nicht in dem muſikaliſchen Genuſſe ſtören, und dankt ihnen genug, daß ſie der Reſonanzboden ſind, auf welchem die Harmonien rein ertönen; man läßt ſich ſogar von Poeſie und Mimik noch manches gefallen, was nichts weniger als gefällig iſt, wenn nur die Muſik es vergütet. Das iſt der Standpunkt, von welchem die Oper gewürdigt werden kann, wenn auch die Freunde der wahren dramatiſchen Poeſie darüber ergrimmt ſind, daß die in Wahrheit höchſte und edelſte aller Künſte, die dramatiſche Poeſie, als dienende Magd der Muſik unterthänig ſein ſolle.

Wichtiger aber iſt die ernſte Frage, in welchen Grenzen es eine wirkliche dramatiſche Muſik gibt und geben kann. Neben den lyriſchen Stimmungen ſanfter oder energiſcher Art, welche an einander gereiht werden mögen, werden unzweifelhaft auch andere, tiefere ethiſche Vorgänge nach der dynamiſchen Gleichung und durch ſymboliſche Apperception zur muſikaliſchen Darſtellung

gelangen können. Gegensätze und ihre Ausgleichung, Conflicte und ihre Lösung, darum Peripetien und Katastrophen können der Seele allein durch Tonfolgen mittelst des Gehörs sehr wohl zur inneren Anschauung gebracht werden. Ob aber auch wirkliche Schilderung von Charakteren, ihrer Wirksamkeit und ihrer Entwickelung möglich ist, welche über den bloßen akustischen Witz*) in einem musikalischen Aperçu hinausgehen und sich doch nicht auf eine Anwendung von Leitmotiven beschränken?**)

In den einzelnen Theilen, in der musikalischen Diction wird sich der specifisch dramatische Stil mit ebenso großer Sicherheit offenbaren, wie in der Sprache. Aber ebenso wie in der Sprache und vielleicht noch mehr wird es unendlich schwer sein, bestimmte Kennzeichen aufzufinden, an denen sich das Dramatische als solches genau erkennen läßt.***) Schumann hat bekanntlich von der Musik seiner Genoveva behauptet, daß sie „in jedem Satze dramatisch" sei; nicht ob er mit seiner Behauptung Recht hat, aber ob es einen Weg gibt, es zu beweisen, wäre eine psychologisch wichtige und bisher nirgends geleistete Untersuchung.

Noch zweifelvoller kann man die Frage stellen: ob es einen wirklichen, durch mehrere Acte sich hinziehenden, dem poetischen wirklich vergleichbaren, dramatischen Aufbau der Musik gibt.

---

*) Diesen hat Schumann oft geübt, und er wird besonders von blinden Musikern aus naheliegenden Gründen mit Vorliebe gepflegt. In der Blindenanstalt in Bern hatten wir einen begabten Jüngling von etwa 20 Jahren, der alle Lehrer und Mitschüler, auch alle kleinen Erlebnisse der Anstalt musikalisch zu beschreiben im höchsten Grade geneigt, auch in hohem Grade geschickt war.

**) Wie sie schon von Weber angewendet wurden und doch immer nur eine Etiquette der Identität der Personen erzielen.

***) Vergl. C. G. Ritter „Theorie des deutschen Trauerspiels" und dazu „Allg. Litterar. Correspondenz" den Aufsatz von Julius Riffert in Nr. 90.

Ich mag meines Ortes diese Frage nicht entscheiden. Zu fürchten aber ist, daß das eigentlich Dramatische in solcher Musik denn doch nur ein Schritt für Schritt erborgter Schein ist, während sie auf ihrem eigenen Boden in der Symphonie, im Oratorium geistlicher oder weltlicher Art, der dramatischen Poesie eine wirklich analoge, aber freie und selbständige Kunstform an die Seite stellen kann.

Aus der psychologischen Analyse der verschiedenen Reihen von psychischen Elementen, die wir oben bei der Prüfung des Liedes gewonnen haben, geht nur so viel unzweifelhaft hervor: Wenn man diese Reihen auf Stunden ausgedehnt und außerdem noch vermehrt findet um die breiten Tonmassen des Orchesters, um die der draftischen Gesticulation, um die der in Decoration und Garderobe anschaulich gemachten Situationen, um die Reihe der fortschreitenden Handlungen, welche eine Kette bilden, um die der Charaktere, der dramatischen Gedanken, deren Elemente alle in jedem Momente als Gruppe geeinigt und doch wiederum manche zu eigenen, nach besonderem Gesetz zusammengefügten Reihen sich entwickeln sollen, zu denen also die der Gesangtöne und der musikalischen Begleitung im Musik-Drama besonders gehören; wenn man, sage ich, dies Alles überblickt, dann wird man in der vollständigen, sowohl musikalisch- wie poetisch-dramatischen Auffassung einer Oper eine Zumuthung an unsere sinnlichen und geistigen Kräfte finden, welche Alles übersteigt, was uns sonst in der Kunst und im Leben als Aufgabe entgegentritt.

Vergleiche man doch einmal in ruhiger, ernster Prüfung den eben geschilderten psychologischen Vorgang als Erfüllung oder Beschäftigung der Sinne und der Seele in einem gegebenen Zeitraum mit Allem, was wir sonst etwa in receptiver Thätigkeit erleben: mit dem Lesen eines Buches, selbst eines philo-

ſophiſchen, mit dem Anſchauen eines Werkes maleriſcher oder bildender Kunſt, ſelbſt des umfangreichſten, mit dem Anblick eines Gebäudes, ſelbſt des mächtigſten, mit dem Anhören einer Symphonie oder eines Oratoriums, mit dem Zuſchauen in einem Luſtſpiel, einer Tragödie; nirgends ſind im gleichen Moment ſo große Maſſen von Elementen der Wahrnehmung, denen ſich noch die Elemente des Gefühls und des äſthetiſchen Urtheils hinzugeſellen; nirgends eine ſo vielfache, in der Art verſchiedene Ordnung, welche parallel verlaufende, aber netzartig verflochtene Reihen umfaßt.

Alles, was wir ſonſt im Leben ſchauen, aufnehmen, thun und treiben, bietet kaum eine genügende Vorſchule, um eine ſolche Summe von Elementen mit einer ſolchen, faſt möchte man ſagen, chaotiſchen Maſſe von Ordnungen mit vollem Erfolg zu bewältigen. Statt deſſen oder richtiger infolge deſſen zeigt uns die Erfahrung, daß wohl wenige Auserleſene, Starknervige und im Anſammeln großer Vorſtellungsmaſſen zu einem Gedankenzweck wohlgeſchulte Hörer eine Oper völlig als Ganzes, einheitlich Geordnetes, vom Anfang bis zum Schluß Wohlgefügtes auffaſſen; daß dagegen auch die vorzüglichſten Opern durch den Glanz und die Macht einzelner Scenen und Geſänge ergreifen und entzücken; daß ſie innen in der Seele des Hörers eine wohlverbundene, aber doch nur wie eine Perlenreihe verbundene Kette beſeligter Momente erzeugen, die mit dem gewaltigen, einheitlichen, architektoniſch aufſteigenden Zuge der Geſammtwirkung einer Tragödie wenig vergleichbar iſt und ebenſo wenig mit der Einheit der Symphonie und des Oratoriums. Die Oper als Ideal eines inneren Vorganges in der durch Auge und Ohr gereizten, erregten, geſättigten, von poetiſchen und muſikaliſchen Gedanken beſtürmten Seele fordert und bietet zu viel, darum erfüllt ſie in der Wirklichkeit von Allem

zu wenig; ſie iſt für dieſen mehr ein Schau-, für jenen ein Hörſpiel, oder für jeden bald dieſes und bald jenes. Verſucht man mit aller Macht genialer Conception Alles und Alles auf gleiche Höhe zu ſtellen, Decoration und Geſticulation, Sprache und Geſang, Töne und Gedanken in leidenſchaftliche Bewegung zu bringen, um fort und fort den ganzen Zuſchauer feſſelnd zu ergreifen, dann wird man — fürchte ich — doch nur einen Taumel der Sinne und der Seele erzeugen, einen vielleicht zauberhaft hinreißenden, aber immerhin einen Taumel; ein ſolcher aber iſt, pſychologiſch betrachtet, das Gegentheil jener äſthetiſchen Läuterung und Beſeligung, welche die Tragödie, die Symphonie, das Oratorium erzeugen ſollen und erzeugen können.

Die Freundschaft.

Die Freundschaft ist eine der anziehendsten Erscheinungen im Leben der Seele, und sie ist es für die Wissenschaft noch besonders deshalb, weil sie nicht, wie die meisten anderen, in aller Erfahrung gegeben ist. Für diejenigen, die sie innerlich erleben, ist sie eine der beglückendsten aller Thatsachen; für die Anderen ist sie ein — Märchen. Aber auch den zauberischen Reiz des Märchens empfinden ja nicht Alle auf gleiche Art.

Fast bei allen Völkern, welche an der Weltlitteratur theilnehmen, nimmt sie eine hervorragende Stelle ein; überall sind es die edelsten Geister, welche in höchstem Schwung „ihren Jubel einmischen", um sie zu feiern. Die Geschichte der Litteratur, welche der Freundschaft gewidmet ist, beweist, wie groß beinahe für alle Denker und Dichter die Gefahr gewesen, dithyrambisch zu werden, sobald sie ihre Gedanken über sie vortragen wollten; zugleich aber beweist die Geschichte, daß der Preis der Dichtung und das energische Anpreisen der Sittenlehrer zur wirklichen Verbreitung dieses eigenartigen Gefühls wenig beizutragen vermochte; die „Vermehrung" dieses edlen Gewächses hat weder der Gärtnerkunst der Philosophen und der Poeten noch dem Landbau der Erzieher sonderlich gelingen wollen. Verglichen etwa mit der Liebe, welche in weiten Kreisen durch die Dichtung „veredelt", oder mit dem Gefühl für Natur-

schönheit, welches verbreitet worden ist, erscheint sie, jenen ungleich, heute wie ehedem als eine Urschöpfung aus der Hand der Natur oder als eine Gabe der Vorsehung. Die meisten Schriften über die Freundschaft waren schließlich immer begeisterte Lobreden; sie wirkten aber auf die Leser wie Lobreden auf die Sonne: die Sehenden bedürfen ihrer nicht und sind nie befriedigt; die Blinden verstehen sie nicht. Diese fühlen sich sogar von der vermeintlichen Uebertreibung abgestoßen, wo jene der Gluth und des Glanzes in der Schilderung immer nicht genug haben.

Allein die litterarische Geschichte über die Freundschaft insbesondere im Vergleich mit ihrem Vorkommen in der Wirklichkeit bietet des Lehrreichen und Anziehenden gar Vieles, das zu erörtern ich mir hier versagen muß. Nur auf den einen Punkt will ich hindeuten: Wenn selbstverständlich die Kenntniß des Gegenstandes und seine Beschreibung von dem Erlebniß abhängig ist, so finden wir doch den höchsten Schwung der Begeisterung, das innerste Feuer der Darstellung da, wo die wirkliche Erscheinung am seltensten ist. Unter allen Schriftstellern aller Zeiten, welche die Freundschaft geschildert und gepriesen haben, erhebt sich keiner so hoch, malt sie keiner so gewaltig und edel und so weit über alle sonstigen Beziehungen der Menschen zu einander hinausragend als — Emerson*) in der Zeit, in welcher der sogenannte Amerikanismus seiner Heimath in der schlimmsten, jetzt aber, wie es den Anschein hat, glücklich überwundenen Blüthe stand.

Wenn aber überhaupt die Litteratur über die Freundschaft und zwar auch im engeren Sinne die Schilderung und Untersuchung derselben, so reich ist, wenn sie in jedem Volke und in

*) Ralph Waldo Emerson, Essays. 1. Abtheilung.

jeder wissenschaftlichen Epoche immer von Neuem und neu behandelt wird, so hängt dies nicht bloß mit dem Fortschritt der Wissenschaft, mit den veränderten Principien und Methoden derselben (wie sonst bei anderen Gegenständen) zusammen, sondern wesentlich auch damit, daß eben der Gegenstand von Volk zu Volk und von Zeit zu Zeit ein verschiedener war.

Wir, die wir hier weder eine ethische Empfehlung, noch eine poetische Schilderung, sondern nur eine psychologische Erkenntniß der Freundschaft versuchen wollen; die wir nur die Erscheinung prüfen, ihre Bestandtheile erkennen und aus ihren Quellen begreifen wollen; wir haben als die erste Thatsache hervorzuheben, daß es sich nicht um eine einfache gleichartige Erscheinung handelt. Mancherlei Streit um den Inhalt, um den Werth und die Bedeutung derselben ist vergeblich und unnütz gewesen; die Streitenden haben eben nur scheinbar, aber nicht wirklich von derselben Sache geredet. Das Wort Freundschaft benennt nicht eine individuelle Thatsache, bezeichnet nicht einen individuellen Begriff, sondern einen Artbegriff, der sehr verschiedene Varietäten umfaßt. Darum ist, was der Eine als treffende Wahrheit ausspricht, für den Anderen eine täuschende Rede; man kann nicht sagen, die eine Darstellung ist richtig, die andere falsch; es sei denn, daß man wisse, wovon ein Jeder habe reden wollen. Prüft man nun die Schriftsteller eben darauf, so findet man, daß die meisten, bewußt oder unbewußt, ein Vielfaches und Mannigfaltiges für eine Einheit genommen. Noch mehr als manches andere Wort gleicht das der Freundschaft einer Münze. Viele und sehr verschiedene Münzen tragen das gleiche Bild des Königs; gleich sind sie nur in der Geltung, d. h. darin allein, daß sie alle wegen ihres Bildes gelten; aber gar verschieden sind sie an Werth. Den Feingehalt einer jeden hat die Wissenschaft zu prüfen, um der Täuschung zu entgehen,

welche die gleiche Prägung des Wortes erzeugt. Hat man sich aber dadurch vor dem Mißverständniß gesichert, als ob, was von der Freundschaft gesagt wird, von jeder Art derselben und von jeder in gleicher Weise gelte, so darf man behaupten, daß es eine ebenso vergebliche wie ungerechte Forderung ist, sich des Wortes nur für das höchste Ideal derselben zu bedienen. Das Ziel der Wissenschaft ist gewiß nicht erreicht, wenn sie nicht auch jenes höchste Ideal zur Erkenntniß bringt; aber die Wissenschaft wird unfruchtbar, wenn sie dieses mit aristokratischer Ausschließlichkeit ins Auge faßt und nicht vielmehr seine wahre Würde und seinen höchsten Werth dadurch zur Erkenntniß bringt, daß es zugleich zum Maßstab für die ganze Stufenleiter gleichartiger Erscheinungen gemacht wird. Der Widerwille gegen den gleisnerischen Gebrauch hoher Worte ist tief begründet, und Alles sollte in der Erziehung und im Leben dafür geschehen, daß nicht durch den Mißbrauch solcher Worte wie die „Freundschaft" falsche Prätensionen, scheinvolle Vor- und Selbstbespiegelungen begünstigt werden. Wenn aber junge Mädchen, Quäker und Kaufleute, wie Jean Paul bemerkt, alle Leute, mit denen sie verkehren, Freunde nennen, so werden wir das zwar mit unausbleiblicher Ironie bemerken, allein man darf ihnen nicht bloß dies unschuldige Vergnügen gewähren, sondern man sollte den Grund der Thatsache aufsuchen, und man wird finden, daß bei diesen allen ein Ansatz oder ein Anflug zu dem, was wirklich Freundschaft ist, mindestens in der Neigung sich findet; Pädagogik und Ethik würden dann im Stande sein, die Handhabe dieser Neigung festzuhalten und sittliche Förderungen daraus zu gewinnen.

Werden wir deshalb unsere Betrachtung auf das ganze Gebiet der Freundschaft, soweit der schmiegsame Sprachgebrauch dasselbe spannen will, ausdehnen dürfen oder müssen, so wollen

wir uns doch vor dem Fehler hüten, welcher so oft in der Litteratur von Aristoteles und Cicero bis auf Fortlage uns immer wieder begegnet, nämlich als Freundschaft das zu behandeln, was nur entfernt mit ihr verwandt ist, was an der Quelle oder im Erfolg nur mit ihr sich begegnet, wodurch die Untersuchung des Gegenstandes allezeit mehr über ihn hinaus als in ihn hinein führt. Wenn Cicero von der Amicitia rühmt, daß ohne sie „kein Haus und keine Stadt bestehen können und selbst der Feldbau nicht dauern würde"; wenn noch in neuerer Zeit Fortlage*) auf den Trieb der Geselligkeit überhaupt und nicht bloß der Menschen zurückgeht, sondern auf die gemeinsamen Züge der Lachse und Flüge der Störche, ja bis auf die Infusorien; so werden wir behaupten müssen, daß diese Triebe zwar mit der Freundschaft zusammenhängen, wie gesagt, an der Quelle oder im Erfolge mit derselben sich berühren, aber nicht zur Freundschaft gehören. Es war ein wissenschaftlich berechtigter Antrieb — und darum kein Denkfehler — die allgemeine Gattung der Gefühle aufzusuchen, von welcher die Freundschaft nur eine besondere Art ist. Aber desto mehr muß man sich hüten, beide miteinander zu verwechseln. Der bei Fortlage zuweilen wiederkehrende Plural „freundschaftlicher Gefühle" hindert ihm die scharfe Sonderung der Begriffe.

Viel richtiger, oder besser gesagt, allein richtig und fruchtbar ist es deshalb, das Wesen der Freundschaft dadurch aufzuhellen, daß man ihre Verschiedenheit von jenen verwandten Erscheinungen nachweist.

---

*) In dem Vortrage über die Freundschaft, welcher sonst voll von tiefen und feinen Beobachtungen ist. (Acht psychologische Vorträge, Jena 1869.) Erasmus in seinen „Vertrauten Unterredungen" über die Fr. geht aus dem Reiche der Thiere sogar auf die leblosen Dinge zurück.

In dieſem Sinne nun beginnen wir mit einigen allgemeinen Gedanken, welche ſich auf alle Arten von Freundſchaft gemeinſam beziehen, ſie aber von verwandten Erſcheinungen unterſcheiden lehren; einige Gedanken, welche zwar getrennt vorgetragen, doch in innigſter Verbindung miteinander gedacht werden müſſen, weil ihr Sinn und ihr Grund nur aus ihrer innigen Beziehung auf einander ſich ergibt.

Freundſchaft iſt eins der ethiſchen Gefühle; es iſt ein Gefühl der Vereinigung zwiſchen zweien oder mehreren Perſonen, ein Gefühl der freien Zuſammenſchließung der Seelen, des inneren Verbundenſeins, der Anziehung und Hingebung an einander; dies Gefühl wird zum nothwendigen Motiv für mancherlei Willensäußerungen; ſeine Quelle aber hat es in der perſönlichen Individualität derer, die es miteinander verbindet.

Von der ethiſchen Bedeutung der Freundſchaft machen wir uns heute eine ganz andere Vorſtellung, als etwa das Alterthum in ſeiner wiſſenſchaftlichen Ethik ſich gemacht hat. Dies hängt aufs Innigſte damit zuſammen, daß ſie thatſächlich im Syſtem menſchlicher Willensrichtung und Handlungsweiſe eine ganz andere Bedeutung einnimmt. Sie iſt in unſeren Augen ein freieres, höheres und edleres Verhältniß der gefreundeten Gemüther zu einander; aber der Werth und die Bedeutung dieſes Verhältniſſes für den ſittlichen Stand der Geſellſchaft iſt geringer als es in den Zeiten der werdenden ſittlichen Cultur und für ethiſche Wiſſenſchaft in derjenigen Epoche hatte, welche noch eine lebhafte Erinnerung an jene Zeiten beſaß. Man kann ſagen, in heutiger Zeit gehört die Freundſchaft zu den imponderablen idealen Qualitäten des Menſchenthums; im früheren Alterthum aber hatte ſie ein ſehr bedeutendes Gewicht, welches die ethiſche Bewegung in Gang gebracht hat, und noch in der claſſiſchen Periode der Hellenen, zur Zeit der erſten Blüthe griechiſcher

Ethik als Wissenschaft, spielt die Freundschaft als real gegebenes und weit verbreitetes Verhältniß in den meisten Stämmen und Staaten von Hellas eine beträchtliche Rolle.

Auch litterarisch macht sich dieser Unterschied auf den ersten Blick schon geltend: bei Aristoteles in seiner Nikomachischen Ethik füllt die Behandlung der Freundschaft zwei und ein halbes von den zehn Büchern derselben; im heutigen Vortrag der Sittenlehre findet sie kaum irgend eine bescheidene und jedenfalls nur gelegentliche Stelle. Von der Pflicht oder den Pflichten der Freundschaft zu reden scheint uns unverständig; wenn aus dem Gefühl derselben sich gewisse Erweisungen der Gefreundeten und Handlungen für einander ergeben, so betrachten wir sie als selbstverständliche Folgen, welche naturgesetzlich dem Maße seiner Energie entsprechen, aber nicht sittengesetzlich vorgeschrieben werden können. Es hat keinen Sinn für uns, die Freundschaft selbst oder ein bestimmtes Maß oder einen gewissen Grad derselben zur Pflicht zu machen; erkennt aber auch die antike Ethik überall an, daß Freundespflichten nicht für Jedermann gegen Jedermann, noch auch für alle Stufen der Freundschaft, deren man erfahrungsmäßig viele unterschieden hat, gelten können, so ist es ein Widerspruch, überhaupt von Pflichten zu reden, welche nicht von ethisch geforderten, sondern psychologisch gegebenen Bedingungen abhängig sind.

Auch eine Tugend werden wir heute die Freundschaft nicht nennen; denn sie bezeichnet nicht einen allgemeinen Gemüthszustand, eine Stufe der Ausbildung unserer sittlichen Kräfte, eine Beschaffenheit des menschlichen Charakters, welche aus der erziehenden Leitung oder selbsterzieherischen Einsicht und Uebung hervorgehen kann.

Hat sie dennoch auch für uns einen ethischen Werth und zwar, wie Jedermann zugestehen wird, einen sehr hohen ethischen

Werth, so betrachten wir sie vielmehr als ein sittliches Gut, dessen Gewinn zwar auch von unserem ethischen Charakter bedingt, wesentlich aber von Natur und Glück der Freunde abhängig ist.

Die Sache aber wird uns von der litterarischen und der historischen Seite vollkommen klar, wenn wir Folgendes bedenken. Freundschaft ist als sittliche Erscheinung die höchste Blüthe der Idee des Wohlwollens oder nach dem Stande des Gefühls und der Willensrichtung die vollkommene Form der Menschenliebe. Weil nun aber die Idee des Wohlwollens, die Forderung der Menschenliebe von den Griechen und Römern als allgemeine sittliche Aufgabe nicht erkannt war, die ethische Thatsache einer Erhebung zu hingebendem Wohlwollen reichlich und zwar in der Form der Freundschaft empirisch gegeben war: so haben sie sich wegen dieser fortwährend in den Widerspruch verwickelt, dieselbe einerseits als allgemeine sittliche Forderung nach dem Begriffe der Pflicht oder der Tugend hinzustellen, und andererseits die thatsächliche Abhängigkeit von dem zufälligen Zusammentreffen der zur Befreundung geeigneten Persönlichkeit anzuerkennen und die Pflicht nach Zahl und Umfang zu beschränken.

Noch wichtiger aber ist folgende Betrachtung. Aus dem ursprünglichen Zustand egoistischer Absonderung, in welcher der Sinn des Menschen nur auf die Erhaltung und den Genuß des eigenen Lebens gerichtet ist, tritt er durch die Schöpfung idealer Lebensinhalte heraus. Wir werden in der nächsten Abhandlung das Werden dieser idealen Elemente genauer zu beobachten Gelegenheit haben; hier mag es also genügen, darauf hinzuweisen, daß die Entstehung der Gesinnungen und Beziehungen des Rechts, der Sitten überhaupt, der territorialen, der Stammes- und Volks-Einheiten, der religiösen Cultur die Menschen miteinander ver-

bindet; die Einzelnen werden Glieder von Genoſſenſchaften, aus der Maſſe wird eine Geſellſchaft. Der Trieb zur Geſellung überhaupt wirkt vor und nach allen idealen Elementen der Gemeinſchaft zur Erzeugung und Befeſtigung derſelben. Gemeinſame Zwecke, verſtändige und idealiſirende Ordnung derſelben ſind ebenſo ſehr Erfolg des Antriebs zur Geſellung überhaupt, wie ſie wiederum Urſache für die Ausbildung ihrer Formen werden. Allen dieſen Arten ſittlicher Verbindung der Menſchen, alſo der Rechtsgeſellſchaft, dem communalen und ſtaatlichen Verbande, der gemeinſchaftlichen Cultur und Religion iſt es gemeinſam, daß ſie zwar die Perſonen miteinander verbinden, ihren natürlichen Charakter als Einzelne in den ethiſchen Charakter als Genoſſen umwandeln; daß aber die Einheit durch den Allen gemeinſamen idealen Inhalt entſteht, daß ſie in dieſen idealen Zwecken und durch ſie miteinander verbunden ſind. Nicht die Perſonen miteinander, ſondern alle mit dem idealen Gehalt oder in ihm ſind verbunden; ſie bilden Kreiſe, aber wie die Radien desſelben ſind ſie im Centrum mit einander vereinigt. Deshalb iſt auch das Element der Verbindung Allen gemeinſam; die Beziehung zu einander trifft Alle als ein ſittliches Gebot und iſt durchaus unabhängig von der perſönlichen Individualität. Das Recht, die Sitte, die Religion bindet und verpflichtet alle auf gleiche Art; es gilt von Jedem und für Jeden ohne Rückſicht auf ſeine perſönliche Beſchaffenheit und ſeine individuellen Verhältniſſe.

Der Arten und Grade der Zuſammenſchließung gibt es zwar auch hier ſehr viele*); immer aber liegt die Anziehungs- und Bindekraft derſelben in der Allen gemeinſamen ſittlichen

*) S. Synthetiſche Gedanken zur Völkerpſychologie, Zeitſchrift für dieſelbe Bd. III S. 21—38.

Idee und nicht in der persönlichen Natur der Individuen. Aus jener stammt deshalb auch die strenge und unbedingte Forderung ihrer Verwirklichung, welche sich an Alle auf gleiche Weise richtet. Davon verschieden sind nun aber alle jene Arten der Anziehung und Zusammenschließung von Menschen, welche aus der persönlichen Beschaffenheit und den persönlichen Verhältnissen allein hervorgehen. Von solcher Art nun sind*) hauptsächlich: die Blutsverwandtschaft, die Liebe und Ehe und die Freundschaft mit ihren Erfolgen im Gemüthsstand und in der Handlungsweise. Wie hoch diese in Bezug auf den ethischen Werth auch stehen mögen, sie sind kein Gegenstand des allgemeinen, unbedingten, sittlichen Gesetzes; denn ihr Auftreten ist bedingt von dem natürlichen Antrieb, von der persönlichen Beschaffenheit und den individuellen Verhältnissen derer, welche diese ideale Beziehung schaffen und erfüllen.

Diesen allen gemeinsam ist der hohe ethische Vorzug, daß die Gemeinschaft, welche sie unter Menschen bilden, energischer, inniger, fester und naturkräftiger ist, als die Gemeinschaften, welche durch eine allgemeine Idee zu Stande kommen. Wenn auf der einen Seite die Verwandtschaft, die Liebe, die Freundschaft von dem persönlichen Charakter und den zufälligen Umständen abhängig sind, so gewinnt dagegen das ethische Verhältniß die Energie des Persönlichen; der hier unmittelbar aus der Persönlichkeit quellende und von ihrer specifischen Energie erfüllte ethische Werth besitzt Etwas von der ursprünglichen Macht des natürlichen Egoismus. Verglichen mit diesen persönlichen und naturkräftigen Banden, welche die Gemüther zusammenschließen

*) Ich übergehe hier die Nebenformen, weil sie den Hauptgedanken nur unterbrechen würden. Nur daß in aller „Gefolgschaft" neben dem sachlichen Verbande ein hoher Grad persönlicher Anziehung und Vereinigung gegeben ist, darf nicht unerwähnt bleiben.

und sie mit einem ungeahnten Reichthum der Gefühle und unvergleichlicher Kraft des Willens ausstatten, erscheinen die Verbindungen aus den allgemeinen Ideen, etwa des Rechtes, des Staates ꝛc., als lose und schwache Beziehungen. Kaum auf den höchsten Stufen sittlicher Cultur zeigen die allgemeinen Ideen etwa des Rechtes oder des Vaterlandes eine so heftige Anziehung der Personen oder eine so innige Verschmelzung der Idee mit der Persönlichkeit, wie die heftige Anziehung der Liebe und ihre die ganze Persönlichkeit durchdringende, zu höchster Kraftentfaltung anstachelnde, bei jeder Hemmung in Leidenschaft sich umsetzende Gewalt. Der wahre sittliche Werth, welcher diesen engeren, individuell begründeten Verbindungen der Menschen zukommt, besteht deshalb darin, daß sie eine erzieherische Leistung zu vollbringen haben, daß sie eine Schule der Energie in der Zusammenschließung der Seelen, eine Schule der gleichzeitigen Erhebung und Hingebung der Persönlichkeit werden.

Schon die tägliche Erfahrung zeigt uns diesen pädagogischen Erfolg; allerdings sehen wir zuweilen diese engeren Gemeinschaften nur so Etwas wie einen erweiterten Egoismus erzeugen, der sich dann gegen weitere Kreise oder allgemeine Forderungen desto mehr abschließt; in der Regel aber finden wir, daß diejenigen, welche von innigen Gefühlen der Verwandtschaft, hohen Gefühlen der Freundschaft oder gewaltigen Gefühlen der Liebe ergriffen sind, zu einer idealen Stimmung ihrer ganzen Persönlichkeit geneigt sind; der wahrhaft Liebende möchte zugleich aller Welt seine Liebe erweisen, möchte Allen Gutes thun, möchte das Höchste und Edelste erringen und vollbringen. Es ist, als ob die Erhebung der eigenen Persönlichkeit durch ihre Hingebung einen Adel derselben erzeugte, der zu allem Besten verpflichtet. Jedenfalls aber ist es ein würdiger (meist versäumter) Gegenstand sittlicher Unterweisung, das Glück und den Genuß der

engeren idealen Gemeinschaft zum Saatkorn allgemeiner Idealität zu machen.

Mag also auch der unmittelbare Wert dieser engeren Verbindungen für den sittlichen Stand der Gesammtheit nicht von großem Belang sein; mittelbar sind sie hochwichtige Keim- und Pflegstätten idealer Ueberwindung der natürlichen Selbstsucht und einer den Bann des Egoismus durchbrechenden Hoheit und Innigkeit der Person. Wo die Kleinheit und Enge des Einzeldaseins durch den erlebten Gegensatz naturwüchsiger Zuneigung und Anschließung sich ihrer selbst bewußt wird und in ihrer Unwürdigkeit erkennt, ist der Weg der Erhebung geöffnet, der bis zur Hingebung an das Unendliche führt; wer wahrhaft liebt, ist gut und wird fromm.*) Mehr oder minder bewußt hat dieser Gedanke der erzieherischen Kraft namentlich des Freundschaftsgefühls in den Zeiten werdender sittlicher Cultur den Alten, z. B. auch Aristoteles und Cicero vorgeschwebt, und das mag der wahre Grund sein, weshalb sie ihm eine so weite und wichtige Stelle in der eigentlichen Ethik eingeräumt und es mit den wirklichen und unmittelbaren cultur- und sittenbildenden Mächten verwechselt haben. Um nun das Wesen der Freund-

*) Nachdem Freundschaft der Idee der allgemeinen Menschenliebe die Bahn geöffnet, man namentlich die Erweisungen der Freunde gegen einander als allgemeine Liebespflicht erkannt hatte, und das biblische Gebot: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ (3. Mos. 19, 16) eine weit verbreitete Anerkennung mindestens theoretisch gefunden: da minderte sich mit der historischen Bedeutung auch die historische Erscheinung der Freundschaft. Bei den classischen Völkern des Alterthums aber sanken mit ihr alle ethischen Mächte; wie tief beide miteinander gesunken waren, kann man schon aus der einfachen Thatsache der litterarischen Aufgaben, die man sich stellt, mit aller Sicherheit erschließen. Immer schon hatten die äußeren Erweisungen der Freundschaft eine viel zu große Rolle in den Betrachtungen über dieselbe gespielt; später aber tritt bei fast allen bedeutenden Schriftstellern, welche sie behandeln, das Thema hervor: „über den Unterschied der Freundschaft und der Heuchelei.“

schaft näher kennen zu lernen, werden wir sie zunächst mit den anderen beiden natürlichen Verbindungen der Menschen, also mit Liebe und Ehe und der Blutsverwandtschaft auf ihre specifischen Unterschiede zu vergleichen haben.

Die Bande der Blutsverwandtschaft beruhen auf Natur und Schicksal die der Freundschaft auf Sittlichkeit und Freiheit. In den Kreis der Verwandten wird der Mensch hineingeboren: er kann sich der inneren Beziehungen zu ihm ebenso wie der äußeren fast niemals entledigen. Natürliche und sittliche Mächte sind es, welche die Familien zusammenhalten, und historische Umstände genug befestigen das Band, so wie sie die Weite desselben nach den Sitten der Zeiten und Völker bestimmen. Aber nicht bloß der Umfang der Generationen, die noch als Blutsverwandte an einander hängen, sondern auch die Weise des Gefühls und die Weise der Handlung ist nach der Sitte verschieden. Die Geschichte des Eigenthums oder der Blutrache zeigt uns, wie sich in die Naturbeziehung ethische Elemente eingelebt haben, welche sich von ihr wieder ablösen, indem eine andere ideale Gemeinschaft (etwa der Staat, die Kirche) dieselben übernimmt und meist veredelt. Der Rechtsschutz des Lebens in der Blutrache geht auf den Staat über. Immer aber bleibt die Blutsverwandtschaft, wie im eigentlichen Bestande vom Verhängniß abhängig und der Wahl entzogen, so auch nach der inneren Quelle vom Naturgefühl bedingt.

Staat und Sittlichkeit und Religion mögen die Willensverhältnisse der Verwandten nach Gesetzen regeln, sie mögen auch für diese engere Gemeinschaft ideale Forderungen stellen; der innerste Grund und das Band derselben bleibt doch das mit der

Nothwendigkeit gegebene — wenn auch durch erworbene Sittlichkeit veredelte*) — Naturgefühl.

Die Freundschaft aber ist eine Verbindung zweier Menschen aus ihrer beiderseitigen freien Neigung zu einander. Ich will nicht sagen aus freier Wahl; denn Ursprung und Maß der Gewalt, mit welcher sie einander anziehen, pflegt ebenfalls auf eine natürliche, psychologische Nothwendigkeit sich zu gründen. Wie bei jeder Gefahr, die dem Auge droht, auch ohne Ueberlegung, ohne Absicht und Willkür, die beiden Augenlider sich zusammenschließen, so schließen auch die Seelen sich in einer Art von gesetzlicher Reflexbewegung an einander. Aber auf die persönliche Beschaffenheit, auf die individuelle Eigenheit allein gründet sich hier das Band, welches die Verbundenen umschlingt. Und wie die Zusammenschließung hier aus dem persönlichen Wesen und aus dem persönlichen Werth entspringt, so ist es im innersten Grunde auch immer auf ein Ergreifen der Per-

*) Denn auch die Blutsverwandten stehen nicht von Natur allein, sondern auf dem Grunde derselben erst durch die geschichtlich entwickelte Sitte in zweckvoll ethischer Verbindung zusammen. Namentlich die Liebe der Menschen zu dem aufwärts steigenden Geschlechte, die Liebe der Kinder zu ihren Eltern, überhaupt der jüngeren Generation Fürsorge, Hochachtung, Pietät für die ältere Generation ist ein lehrreiches Beispiel. Denn dies ist ein rein und echt menschliches Verhältniß; echt menschlich, denn diesen Zug allein konnten wir von den Thieren nicht lernen. Die Liebe einer Generation zur andern abwärts steigenden zeigt sich fast bei allen Thieren; die Mutter immer, meist auch der Vater, hat eine gewisse Sorge für sein Junges: — aber eine Sorge der Jungen für ihre Alten finden wir bei keinem Thiergeschlecht. Aber auch bei den Menschen ist Elternliebe das Erzeugniß historischer Entwickelung. Gibt es doch noch heute Stämme, welche ihre Alten, wenn sie dienstuntauglich geworden, cannibalisch verspeisen; andere gönnen ihnen das Leben nicht und geben sie der Wüste und dem Hungertode preis. Es ist der Beweis einer langen Geschichte wahrer und tiefer Cultur, wenn das Alter die höchste Würde darstellt und die zarteste Sorge findet. (Vgl. Ideale Fragen 3. Aufl. S. 166 f.)

sönlichkeit, auf ein Gewinnen und Besitzen des Menschen selbst, auf eine Verbindung der Seelen, Einigung der Herzen, auf ein Hingeben und Aneignen der Gemüther gerichtet. Die Grade der Intensität und die Erfolge derselben in Handlungsweisen mögen bei der Freundschaft unendlich verschieden sein, nach Sitte, Gewohnheit und Individualität der Gefreundeten; immer aber zeigt sich der Kern derselben als eine Anziehung der Personen um ihrer Persönlichkeit willen.*)

Gewissermaßen als die Einheit von beiden, von Freundschaft und Blutsverwandtschaft erscheint die Liebe der verschiedenen Geschlechter sammt der Ehe. Denn auch die Liebe entspringt aus dem freien Ergreifen der Persönlichkeit; aber schon die Art der in ihr erscheinenden Naturgewalt und ihre Richtung auf den die Persönlichkeit mit unüberwindlicher Macht beherrschenden Naturzweck stellen die Liebe und Ehe näher zur Blutsverwandtschaft, welche in jenen ihren Ursprung nimmt. Blut und Seele und Leben stiften Gemeinschaft; die Lebensgemeinschaft der Gatten aber zeugt aus verschiedenem Blut und verschiedener Seele in den Kindern die Gleichheit des Bluts und der Seele. Mit dem gemeinschaftlichen Besitz der Kinder verwandelt sich die persönliche Freiheit der Liebe in die verwandtschaftliche Nothwendigkeit der Ehe; zufällig und frei war nur die Anziehung in der Liebe, aber ihre Treue und ihre Dauer wird zur Nothwendigkeit in der Lebensgemeinschaft der Ehe. Dort in der Blutsverwandtschaft sind es die Eltern und Voreltern, aus denen die Nothwendigkeit der Verbindung folgt; hier in der Liebe und Ehe sind es die Kinder, welche die Freiheit

*) Daher auch „Freundschaft" bei Kindern, bei rohen und geistig niedrigen Menschen nicht stattfinden kann, weil in ihnen der charakteristische Adel der „Persönlichkeit" noch nicht zur Reife gediehen oder wenigstens in der Reifung begriffen ist.

der Verbindung aufheben und ihr die zusammenhaltende Macht der Nothwendigkeit hinzufügen; die Freundschaft allein bleibt auch in ihrer ausdauernden Treue auf die dauernde Anziehung der freien Persönlichkeit gegründet.*) Von der wahren Ehe aber kann man wohl mit Fug sagen, daß sie die Vereinigung von Verwandtschaft, Liebe und Freundschaft sein werde; wie diese drei Elemente in ihr ursprünglich einander heben und stützen, verfeinern und befestigen, so bringt sie ein jedes derselben nach den Bedingungen der Natur und der psychologischen Entwickelung zu seiner Zeit zur höchsten Reife.

Ist nun aber die Freundschaft in ihrer Quelle und in ihren Erfolgen ganz von der Individualität der Personen bedingt, dann wird ihr Inhalt, ihre Bedeutung und Leistung und die Form ihrer Stiftung nothwendig überaus mannigfaltig und ver-

*) Ueber den Rangstreit von Liebe und Freundschaft ist oft gehandelt worden; am stärksten hat den Vorzug der letzteren der in beiden vielerfahrene Goethe ausgesprochen, und er fühlt sich von den Berichten des Alterthums über sie im höchsten Grade angezogen: „Freundschaft," sagt er, „ist reiner, heiliger und geistiger, als es die Liebe ist, ein zartes Band der Geister durch Harmonie im Großen und Edlen. Denn des Plato göttliche Liebe ist nur der Freundschaft schönes Ebenbild. Die reine Gluth der Freundschaft lodert nie zur wilden Flamme der Leidenschaft empor; doch die Liebe, ein rastloses Streben, erschüttert oft den stillen Frieden des Gemüthes, und ihrer stürmischen Bewegung widersteht kaum ein starker Geist. — Was in der Liebe innerster Natur groß und göttlich ist, das ist der Freundschaft eigen." „Statt aller Empfindungen galt den Alten die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts.... Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung Eines für den Andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei der Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen." (Winckelmann und sein Jahrhundert.)

ſchieden ſein. Je nach dem Charakter des Volkes, nach der Epoche der Cultur, nach den Reizen, Neigungen und Aufgaben, mit welchen die Menſchen überhaupt ihr Leben erfüllen, wird Art und Maß und Charakter der Freundſchaft, die geſtiftet wird, verſchieden ſein.

Um das allgemeine Weſen der Freundſchaft vollſtändig zu erkennen oder die Idee derſelben aus den Erſcheinungen, welche ſie in der Wirklichkeit hervorgebracht hat, darzuſtellen, würde man dieſe in der Geſchichte der Menſchheit zu verfolgen haben. Im höchſten Grade dankbar und im höchſten Grade wünſchenswerth wäre es deshalb, wenn Jemand einmal die wirkliche Geſchichte der Freundſchaft ſchreiben, wenn er, etwa zugleich im Vergleich mit der Blutsverwandtſchaft und der Liebe und Ehe die ethnographiſche und die culturgeſchichtliche Verbreitung derſelben ſammt den Beziehungen zu den natürlichen Bedingungen und hiſtoriſchen Geſtaltungen, mit denen ſie verbunden auftreten, darſtellen wollte. Wie reizvoll und fruchtbar müßte es ſein, auf dem Wege der Beobachtung die Iſothermen des Gemüths im Menſchengeſchlecht in ähnlicher Weiſe zu entdecken, gleich wie Al. v. Humboldt die Iſothermen der Erdoberfläche aus der Pflanzendecke nachgewieſen hat, welche von den bloßen Breitengraden durch andere mitwirkende Verhältniſſe der vertikalen Lagen und der phyſikaliſchen Beſchaffenheit abweichen.

Neben der Geſchichte eines ſtetigen Fortſchritts von Volk zu Volk und nach den Stufen der Cultur würde man freilich auch ſprungweiſe Vor- und Rückſchritte, temporelle und ethnographiſche Eigenheiten entdecken, denen in ihren Gründen nachzuſpüren, eine wichtige Vorarbeit für die Nationalpädagogik wäre, wenn dieſe im höchſten Sinne und im großen Stil zur Aufgabe gemacht würde.*)

*) Vgl. dazu L. d. S. Bd. I S. 5.

Hier aber, wo unſer beſcheidener Vorwurf nur darauf gerichtet iſt, eine pſychologiſche Analyſe des ſpecifiſchen Gefühls der Freundſchaft zu verſuchen, wird es genügen, wenn wir nur gleichſam als Beiſpiele zur kräftigen Beleuchtung der einzelnen charakteriſtiſchen Züge, in denen die Idee der Freundſchaft ſich manifeſtirt, ohne Anſpruch auf Vollſtändigkeit oder Peinlichkeit der Ordnung eine aufſteigende Reihe von ethnographiſch verſchiedenen Gebilden derſelben uns vergegenwärtigen.

Ziemlich weit verbreitet und in weit abſtehenden Zeiten finden wir die Art von Freundſchaft, welche man am beſten als Blutsfreundſchaft bezeichnen kann. Durch freie Wahl oder beſſer durch individuelle Anziehung der Perſonen geſtiftet, iſt ſie von der Blutsverwandtſchaft verſchieden; aber ſie iſt darauf gerichtet, Alles, was dieſe nach der Sitte des Landes zu fordern und zu gewähren pflegt, von dem Freunde zu gewinnen; Stetigkeit, Annehmlichkeit und Innigkeit des Verkehrs, mehr aber noch Verbindung zu Schutz und Trutz bei den Fährlichkeiten des Lebens, am meiſten zur Vollziehung der Blutrache, wo ſie ſonſt von dem natürlich Anverwandten geleiſtet wird. Genuß, Sicherheit, namentlich auch Ehre des Lebens werden erhöht, der Verluſt desſelben aber durch die Rache geſühnt; das iſt der Trieb dieſes frei geſchloſſenen Bündniſſes. Blutsfreundſchaft haben wir ſie genannt, denn mit Blut wird die Schließung derſelben beſiegelt. Mannigfaltig ſind die oft höchſt phantaſtiſchen Formen, welche des Bundes Stiftung bezeichnen. Ueberall ritzen ſich beide, die ſich befreunden wollen, Wunden, um das fließende Blut zu vereinigen. Aber die Körpertheile, denen man es entlockt, ſind verſchieden und verſchieden die Art, wie man es vereinigt und dann gemeinſam verwendet. Die alten Germanen

lassen es aus der sehnigen Kraftquelle des Armes fließen, aber es vereinigt sich in der dazu gehöhlten Erde, mit welcher es auch wiederum bedeckt wird; es ist gleichsam nur ein gemeinschaftliches Grab, in dem das Stück frischen Lebens bestattet ist.*) Andere Völker nehmen es aus anderen Gliedern des Leibes; aber in einem Gefäß mischen sie das Blut, das nun beide Gefreundete trinken. Andere tauchen nur die beiderseitigen Waffen in das gemeinschaftliche Blut.

Wir finden die Menschen auf diesen Stufen der Cultur meist noch ganz in den Banden der Blutsverwandtschaft gefesselt; diese hebt den Einzelnen hinaus aus seiner Vereinzelung, stellt ihn fest und innig, mit vielfachen Pflichten, aber auch entsprechenden Rechten in die Gemeinschaft der Verwandten; mit allen Banden des Gefühls- und Gemüthslebens ist er an die Familie gekettet, mit welcher er ja auch meist räumlich ungetrennt lebt. Die Besitzthümer, die Ehre, der Lebensgenuß sind der Sippe gemein, im Leben und auch im Tode ist jeder Vetter mit dem Vetter mit zu lieben und mit zu hassen verpflichtet und durch Naturmacht und Sittenkraft auch geneigt.

Der Trieb zur Freiheit aber, zur Selbstbestimmung über sein Leben und Sein aus eigener Wahl, zur Selbständigkeit der Person bäumt sich gleichsam auf gegen das Schicksal, das ihn mit einer ungewollten und ungewählten Beziehung ausschließlich zu den Anverwandten gestellt hat. Sein Sinn für Schönheit, Anmuth, Kraft, seine individuelle Neigung, sein ethisch belebtes Gefühl zieht ihn zu einem anderen, nicht verwandten Menschen, und — der Durst nach der Freiheit eigener, selbstgestalteter Persönlichkeit erfüllt ihn zugleich mit der Gier nach einem freien

*) Gemeinschaftliche Bestattung gilt auch bei den Griechen als Symbol inniger Freundschaft, so wie die gemeinsame Grabstätte für Familien uralte und bis heute weitverbreitete Sitte ist.

Bündniß mit einer anderen individuellen Person.*) Fast unterschiedslos in allen Formen und auch auf den höchsten Stufen der Freundschaft finde ich diesen Zug nach Freiheit in der Lebensgestaltung lediglich aus der Individualität der Persönlichkeit als eine der stärksten Triebfedern zur Befreundung.**) Aber auf dieser Stufe kann sich der Mensch eine tiefe, innige, dauernde, gemüthergreifende und in Handlungen folgenreiche Gemeinschaft mit einem Menschen *fremden* Blutes noch nicht vorstellen. Darum muß das *Blut* geeinigt werden, wenigstens symbolisch. Ich sage wenigstens; aber genau erwogen ist auf solcher Culturstufe immer das Symbol stärker als jede Realität.***) Man besitzt ja nun wirkliche Blutsgemeinschaft, die den doppelten Vorzug hat, daß man sie mit Augen gesehen oder leiblich getrunken, und daß man sie selber geschaffen hat. Man muß sich nur auch noch erinnern, wie dunkel und energisch — je dunkler desto energischer — die Vorstellungen von dem unbegriffenen (und am Ende ja heute noch unbegreiflichen!) Zusammenhang zwischen

*) In der Form widerlich überwuchernder Reflexion begegnet uns dieses Streben nach Freiheit und Wahl als Verachtung der natürlichen Bande bei einigen griechischen Philosophen: z. B. Aristipp, von dem erzählt wird, er habe, als man ihm die Neigung zu Gemüthe führte, die er seinen Kindern schuldig wäre, weil sie von ihm seinen Ursprung hätten, seinen Speichel ausgeworfen und gesagt: „der habe auch seinen Ursprung von ihm, und auch Ungeziefer und Würmer erzeuge der Mensch."

**) Daher diese auch eben so inniger wie folgenreicher zu sein pflegt, in dem Maße als die Personen vorher einander fremd oder gar unbekannt waren. Alles Uebrige gleich gesetzt, werden Vettern, Nachbarn, Religions-, Spiel-, Berufs- und Amtsgenossen nicht so leicht von Bekanntschaft und Geselligkeit zu jenem tieferen Bündniß fortschreiten, als wenn sie in all den Beziehungen von Haus aus getrennt waren.

***) Ich werde weiter unten den specifischen Zug von Idealismus in aller Freundschaft erörtern. Auf diesen Stufen der Cultur aber vermag der Idealismus noch nicht seiner selbst Herr zu werden; um Raum und Leben zu gewinnen, schafft er sich künstliche Formen realer Beziehung, in denen die ideale zur Erscheinung kommt.

Blut, Leben und Seele ſind, um einzuſehen, wie das Räthſel der ganz unwillkürlichen Zuneigung, die dennoch zu einem ganz freien Bündniß führt, eine entſprechende Verkörperung in dem zuſammenrinnenden Blute findet. Das Blutzeichen wird deshalb auch weit entfernt nicht bloß als ein Erfolg der Zuneigung, nicht als Zeichen oder Form der Abſicht zur Hingebung und Treue, ſondern es wird als fortan wirkende Urſache gedacht, welche die Freunde auf Tod und Leben miteinander zuſammenhalten wird. Der Zauber der Anziehung wird durch die Anziehung des Zaubers um ein Beträchtliches verſtärkt und in die Tiefe der Myſtik geſenkt. Die Blutsfreundſchaft erſchien, und weil ſie erſchien, war ſie auch auf der einen Seite freier, aber auf der anderen zugleich feſter als Blutsverwandtſchaft, weil jenes Band zugleich deutlicher und dunkler, zugleich mehr offenbar und zugleich mehr Geheimniß war. Die Bezeichnung als Wahl-Brüder, die bei den Deutſchen vorkommt, deutet auf die Stärke und die Freiheit des Bandes zu gleicher Zeit.

Bei aller Innigkeit aber und aller Gluth, welche ein ſolches Bündniß ausgezeichnet hat, konnte ſein Reſultat nicht größer ſein, als daß eben zwei fremde Menſchen in das gleiche Verhältniß zu einander traten, wie wenn ſie Stammesgenoſſen, Familienglieder geweſen wären. Es war gleichſam nur der erſte Verſuch, die Bande des natürlichen Schickſals zu durchbrechen und die der Freiheit an ihre Stelle zu ſetzen.

Kein Philoſoph und kein Dichter kann eine ſinnvolle Form erdenken, die nicht ſchon ein Volksgemüth zum ſymboliſchen Ausdruck einer inneren Thatſache gemacht hat. Zu dieſer Bemerkung veranlaßt eine Art von Freundſchaft, welche weniger durch einen beſonderen Inhalt als die Form der Schließung

ihres Bündnisses sich auszeichnet. Wir sind daran gewöhnt, den Freundschaftsbund als einen rein innerlichen und freien ohne jegliche Form vollzogen zu sehen; daneben scheint es uns ganz natürlich, daß die Ehe mit festen Formen vom Staate oder von der Kirche sanctionirt wird, daß ihr politisches Gewicht und religiöse Weihe ertheilt wird, denen gesetzliche Folgen fürs Leben reichlich entsprechen. Mit einigem Erstaunen hören wir deshalb von Völkerschaften, welche die Freundschaft genau ebenso wie die Ehe in einem öffentlichen Acte und mit priesterlicher Einsegnung begehen. Bei den Südslaven treten die Freundepaare zur Weihe ihres Bundes grade so an den Altar, wie bei uns die Brautleute. Bei den Morlaken wird die Freundschaft auf solche Art sogar unter den Frauen und unter beiden Geschlechtern geschlossen. Hier gilt aber auch die Freundschaft fast mehr denn in anderen Stämmen die Ehe als unverbrüchlich und namentlich die Untreue als eine Schmach.

Sonst sind die Formen, welche dem Bündniß sinnlichen und sichtlichen Ausdruck geben, bei vielen Völkern nahezu die gleichen. Die Gefreundeten tauschen, wie die Homerischen Helden, wie David und Jonathan Kleider und Waffen aus; aber nicht um ein Geschenk handelt es sich dabei, sondern daß das Kleid, welches der eine getragen hat, von dem anderen angelegt wird. Bis auf die Dichtung der schwärmerischen Freundschaft zwischen Schoppe und Leibgeber bei Jean Paul herab finden wir das Symbol, daß der Leib in das Kleid des Anderen sich hüllt, wie die eigene Seele gleichsam in den Körper des Anderen übergeht. Noch in unserem Jahrhundert wechselten die Verbindungsbrüder unter den Studenten beim Abschied die Mützen, als letzten Gruß, nach welchem nicht mehr zugerufen oder umgeschaut wird.

Noch inniger ist freilich das bei vielen Stämmen der Menschheit angetroffene (von Jean Paul ebenfalls wiederholte) Symbol: auch den Namen miteinander zu wechseln.*) Wenn man die Thatsache bedenkt, wie sehr der Mensch mit seinem Namen verwachsen ist, wie empfindlich Jedermann gegen jeden Spott und jeden Witz ist, den man gegen seinen Namen richtet, und daß gleichwohl Mancher seinen den Scherz herausfordernden Namen, den er zufällig überkommen, nicht ablegt, — auch heute nicht ablegt, wo man den Namen mit bürgerlicher Geltung fast eben so leicht wechseln kann wie seine politische Meinung — was neuerdings zu einer politischen Tugend erhoben worden ist — wenn man diese Thatsachen bedenkt, dann begreift man den Grad der Hingebung und des Seelenaustauschs, der damit ausgedrückt werden sollte, daß man einander den Namen wie das eigene Ich gegeben hat.

In Griechenland finden wir als Ausdruck vertraulicher Be-

---

*) Livingstone, Neue Missionsreisen in Süd-Afrika I. S. 163 sagt: Der Gebrauch, mit Leuten anderer Stämme den Namen umzutauschen, ist nicht ungewöhnlich; die Tauscher betrachten sich als vertraute Kameraden und sind später stets einander besondere Verpflichtungen schuldig. Sollte Einer zufällig die Stadt seines Kameraden besuchen, so erwartet er von ihm Nahrung, Wohnung und andere Freundschaftsdienste. Als Charles Livingstone (Bruder David L.'s) während der Regenzeit an der Kebrabasa war, wurde ein hungriger, frierender eingeborener Reisender zum lebenslänglichen Kameraden gemacht, und zwar nicht durch Umtauschung der Namen, sondern durch einige Nahrung und ein kleines Stück Kattun. Achtzehn Monate später kam, während wir uns auf der Reise ins Innere befanden, ein Mann in unser Lager, der ein reichliches Geschenk an Reis, Mehl, Bier und einem Huhn brachte, und uns an das erinnerte, was für ihn von Charles gethan worden sei; er sagte, da er uns jetzt reisen sehe, sei es ihm nicht angenehm, daß wir hungrig und durstig schliefen. Mehrere von unserer Mannschaft gaben, wie manche Leute in der Heimath, ihre eigenen Namen auf und nahmen die der Häuptlinge an 2c.

ziehung zwiſchen Städten, daß die eine das Wappen einer andern auf ihre Münzen prägt.

Schon von den alten Scythen wird berichtet, daß ſie Freundſchaftsbündniſſe feierlich geſchloſſen und unverbrüchlich gehalten haben. Wieland erzählt nach Lucian von Toxaris, daß er, als Geſandter nach Athen geſchickt, unterwegs mit ſeinem Freunde zugleich des Vermögens beraubt und des Lebens bedroht wird; mit eigener Gefahr rettet er den Freund und ſorgt für die Heimkehr. Ein beſonderes Intereſſe gewinnt dies Verhältniß für uns durch den Schluß der Erzählung des Toxaris: Als wir dann nach Hauſe kamen, haben wir uns inniger mit einander verbunden, indem Secinis, mein Freund, meine Schweſter geheirathet hat.

Hier erſcheint die Verſchwägerung als der höhere Grad von Einigung. Das wird nicht immer der Fall geweſen ſein und iſt's auch heute nicht. Aus neueren Zeiten kenne ich ein Beiſpiel zweier Männer, die ſich im höchſten und ſtärkſten Sinne Freunde nennen durften. Als dann der Eine um die Schweſter des Andern freite, ſo hat zwar dieſer gern ſeine Zuſtimmung gegeben, um Freund und Schweſter zugleich glücklich zu machen; aber er konnte ein gewiſſes ſeltſames Gefühl nicht unterdrücken, daß eine Art von Eiferſucht der Freundſchaft gegen die Schwägerſchaft enthielt; jener Triumph der Hingebung bei voller Freiheit der perſönlich individuellen Beziehung erſcheint durch das verwandtſchaftliche Band geſchmälert. Neuerdings hat auch Gottfried Keller dies Motiv allerdings mit einer humoriſtiſchen Beimiſchung im „Fähnlein der Sieben Aufrechten" verwerthet, indem er zwei von denſelben in die glückliche Gefahr kommen läßt, daß ihre Kinder ſich heirathen

möchten; die Alten aber wollen „nichts von Schwäherſchaft! Sie wollen keine Gegenſchwäher ſein, ſondern unabhängige, gute Freunde.“

In der ganzen alten Welt finden wir die Freundſchaft nirgends als eine Sache des bloßen Gefühls der Vereinigung; immer ſchließt ſich an dasſelbe eine Art von gemeinſchaftlicher Lebensführung; nicht bloß die Perſönlichkeit, ſondern ihr Gehalt, ihre Entwickelung und ihre Wirkſamkeit treten in das Bündniß ein. Wo es nun um das Intereſſe an der Sache, deren Förderung die Menſchen vereinigt, wo es alſo um die Sammlung der verbundenen Kräfte zu Einem Ziele ſich handelt, da erweitert man leicht das engere Bündniß zu einem weiteren Bund. Das Individuelle tritt zurück, oder vielmehr es tritt ganz in den Dienſt des Allgemeinen, der ihm ſeine Weihe ertheilt. In ſolchem Sinne hat man in Griechenland die heilige Schaar der Thebaniſchen Kämpfer als durch Freundſchaft miteinander verbunden betrachtet; in ſolcher Art haben ſich die Schüler des Sokrates nicht nur in der Liebe zum Meiſter, ſondern in der von ihm ausgehenden Lehre und Lebensrichtung freundſchaftlich vereinigt. Noch viel mehr aber erhebt ſich über die freie Zuſammenſchließung der Perſönlichkeiten die zur feſten Inſtitution mit Regel und Satzung geordnete Freundſchaft der Pythagoreer, deren Meiſter als der Geſetzgeber der Freundſchaft gilt. Nicht nur mit der Erforſchung der Wahrheit und Wiſſenſchaft iſt dieſe aufs Innigſte verſchmolzen, ſondern überhaupt mit dem Genuß aller geiſtigen Lebensgüter; ja die Individualität der Lebenszwecke ſcheint gänzlich aufgehoben nicht dadurch allein, daß auch eine materielle Gütergemeinſchaft eingeführt iſt — dies iſt vielmehr nur ein beſonders in die Augen fallendes Sympton — ſondern vor Allem dadurch, daß der in ſich ſelbſt zuſammen-

hängende Gesammtzweck des Bundes darauf gerichtet ist, „eine bestehende Staatsgesellschaft sittlich zu erneuern, indem die besten Bürger sich zusammenschließen, um in ihrer Mitte das wahre Volksthum zu pflegen und von sich aus den politischen Geist zu verbreiten, der den Staat retten sollte." (Curtius.)

Die Sehnsucht nach Wissen, der Eifer um Veredlung mag ursprünglich nur Einzelne zur persönlichen Hingabe an Andere getrieben haben; ein Hervorragender an Geist, Gesinnung und Rede übt dann mächtige Anziehungskraft auf Viele, und er wird zum Mittelpunkt eines Kreises von Verbundenen; spätere Zeiten nennen dann als Stifter und Gesetzgeber des Bundes den, der vorhandene ideale Triebkräfte zur Vollendung und Verschmelzung geführt hat. Und nichts ist am Ende natürlicher, als daß die Wahrnehmung, wie der innere Zustand der Freundschaft ein höheres, reineres, selbstloseres Wollen und Handeln gegen den Freund herbeiführe, edlen Geistern den Plan nahe gelegt hat: die Freundschaft zum Gegenstand einer absichtlichen, vorbedachten und vorbereiteten Institution zu machen.

Unter ganz anderen Bedingungen und Verhältnissen, aber ganz zum gleichen Zwecke und mit fast gleichen Mitteln wirkt bei den Juden der Bund der Essäer. Die alten Propheten-schulen und die Schulen der Weisheit*) (Chochmisten), sowie die Erinnerung an tiefgreifende und den Kern des Lebens treffende Einzelfreundschaften bilden hier wie in Griechenland die traditionelle Vorbedingung im Volksgeiste. Auf diese wird der Bund gestiftet, der eine neue Lebensordnung auf eine zwar überlieferte, aber selbständig durchdachte Weltanschauung begründen, ganz besonders aber eine neue, „reine und feste" Gesinnung pflanzen und pflegen will.

*) Vgl. Bruch, die Weisheitslehre der Hebräer.

Als eine höchst interessante, durch ihre Originalität die Phantasie beschämende Thatsache darf hier noch angeführt werden, daß bei den Tscherkessen bis vor ihrer Unterjochung durch die Russen die politische Gliederung nicht, wie überall gebräuchlich, nach Stämmen, Clans, Familien, sondern nach frei geschlossenen Bruderschaften stattgefunden hat, so daß der allgemeine politische Verband des Volkes aus freien Bünden sich zusammensetzte. Und wenn schon die bloße Thatsache höchst interessant ist, daß die Glieder dieser freien Bruderschaften sich — wie sonst nur nahe Blutsverwandte — nicht miteinander verheirathen durften, so müßte es um so werthvoller sein, zu erforschen, welche Vorstellungen darüber bei den Tscherkessen selbst walteten, oder welche unbewußte, etwa politische Rücksichten die Sitte dictirt hatten.

Aber nicht nur in den Genossenschaften mit zahlreichen Mitgliedern, sondern auch in der paarigen Freundschaft trägt dieselbe bei den Griechen und später bei den Römern einen ganz anderen Charakter als in den modernen Zeiten. Zunächst ist sie eine allgemeine Sitte, der sich der Einzelne, wenn er nicht auf den Werth und den Adel des Lebens verzichten will, kaum entziehen kann. Wen Einer sich zum Freunde werben will, steht in seiner freien Wahl; allein ob er überhaupt eine Freundschaft stiften will, ist nicht eine Frage der Freiheit, sondern der sittlichen Nothwendigkeit.

Sehen wir uns in unseren Zeiten nach einer in dieser Beziehung am meisten ähnlichen Verbindung der Menschen um, so finden wir nur die Ehe mit jener vergleichbar. Aber viel eher kann Einer bei uns mit Ehren ein Junggeselle bleiben, als bei den Griechen freundlos. Die Freundschaft gewinnt man nicht

als ein edles Gut von einem günstigen Geschick, sondern man erwirbt sie als Erfüllung einer sittlichen Pflicht. Was sage ich einer sittlichen Pflicht; vielmehr als allgemeine Bedingung, unerläßliches Mittel idealer Lebensführung, als „das tägliche Brot sittlichen Lebens". (Curtius.) Mit unserer Anschauung stimmt sie nur darin zusammen, daß Freundschaft ein höchst werthvoller Bestandtheil, ein glücklicher Erfolg und ein sicherstes Kennzeichen der Idealität des Lebens überhaupt ist; aber gänzlich verschieden ist sie dadurch, daß sie als unvermeidliche Bedingung und unausweichliche Erscheinungsform derselben gilt. Denn mit allen Hauptrichtungen der Idealität ist sie aufs Innigste verflochten: mit der sittlichen Erziehung, mit der wissenschaftlichen Bildung und mit dem bürgerlichen Gemeinwesen, dessen Bestand im Frieden wie im Kriege in ihr seine sicherste Stütze findet. Findet und auch sucht; „die Gesetzgeber, sagt Aristoteles, bemühen sich mehr um die Freundschaft als um die Gerechtigkeit; denn wenn die Bürger Freunde sind, bedarf es nicht der Gerechtigkeit." „In der Schlacht standen die durch Freundschaftsschwur Verbundenen bei einander, und dem Eros galt das Opfer, welches den Kampf eröffnete." Durch alle hellenischen Staaten und Stämme ging die Ueberzeugung, daß der Bürger Freundschaft die erste Bedingung des Gemeinwohls sei. „Aller Orten waren es die Uebungsplätze der Jugend, welche zugleich die Stätten der Freundschaft, der Verfassungstreue und Freiheitsliebe waren, und deshalb hatten die Tyrannen, wo sie immer auftraten, nichts Eiligeres zu thun, als die Ringschulen zu schließen oder zu verbrennen."*) Schon bei den niedrigeren oder roheren Völkerschaften habe ich oben auf das entscheidende, ja

*) Ernst Curtius, Göttinger Festreden. Berlin 1864. „Die Freundschaft im Alterthume."

überwältigend einflußreiche Moment der Freiheit für das ganze menschheitliche Phänomen der Freundschaft hingewiesen. „Je sorgfältiger, sagt Curtius, der Staatsorganimus ausgebildet war, umsomehr waren die im Menschenherzen wurzelnden Kräfte, die Bande persönlicher Zuneigung zwischen Bürgern und Bürgersöhnen wie zwischen Altersgenossen für das Interesse des Staates verwerthet. Und zwar waren es, dem hellenischen Sinne gemäß, auch hier nicht die von Natur gegebenen Verhältnisse, welche für das Gemeinwesen benutzt und geregelt wurden, sondern freie Verbindungen, Wahlverbindungen. So wählte sich in Kreta und in Sparta der gereifte Mann einen Knaben, welchen er im Geiste der Verfassung, in der Sitte des Landes und in der Waffenkunst aufzog. Er sollte ihm, wie der griechische Ausdruck sagt, den Geist des Gemeinwesens „einhauchen" und der Knabe durch persönliche Hingabe an seinen väterlichen Freund in den Staat hineinwachsen; sie war das gesetzlich verordnete Bildungsmittel der Jugend."

Aber wie in dem groß gedachten pädagogischen und politischen Erfolg, so auch in ihrem Ursprung zeigt die griechische Freundschaft einen weiten Abstand von dem, was sie uns noch sein kann und soll, und woraus uns die Blüthe derselben entkeimt. Selbst wenn ich von der Bedeutung des Wohlgefallens an leiblicher Schönheit und von den noch tieferen Schatten, welche sie auf dieselbe wirft, absehe, kann ich W. v. Humboldt nur beistimmen, daß man „das Phänomen der Verbindungen bei den Alten, vorzüglich bei den Griechen oft zu unedel mit dem Namen der gewöhnlichen Liebe und immer unrichtig mit dem Namen der bloßen Freundschaft belegt hat."

Bei den Römern, welche auch hier, wie in den meisten idealen Schöpfungen der Originalität entbehren, erscheint, ihrem kriegerischen Sinne gemäß, welcher auch Bildung und Tugend

gleichsam im Kampfe erringen läßt, die Freundschaft mit Vorliebe im Bilde der kriegerischen Kameradschaft und der Zeltgenossenschaft.

Für das Gemeinwohl und die nationale Entwickelung ist die als Sitte in weiten Kreisen verbreitete Freundschaft von hoher Bedeutung, auch wenn sie sich ruhmlos der Erinnerung späterer Zeiten entzieht. Für die psychologische Betrachtung aber gewinnen die Freundepaare, denen Dichtung und Geschichte*) ein ewiges Gedächtniß gestiftet haben, ein besonderes Interesse; denn sie gewähren uns einen Einblick in die Individualität hier der Quellen, dort der Erfolge der Bündnisse. So will ich denn auch nicht unterlassen, einige der berühmtesten mit einem vergleichenden Blicke zu streifen.**)

Zwei Kriegshelden im Feldlager, welche diesen ihren Charakter keinen Augenblick verleugnen, sind gewiß ein spröder Stoff, um das Bild der Freundschaft an ihm anschaulich zu machen; gleichwohl hat die homerische Dichtung in dem Verhältniß von Achill und Patroklos es mit den feinsten, anziehenden und einschmeichelnden Linien ausgeführt. Von der stillen Anmuth zeltgenössischen Beisammenlebens bis zur gewaltigen, alle Selbstheit vergessenden Hingebung an das racheheischende Andenken werden mit Kraft und mit Zartheit die Züge menschlicher Innigkeit vor uns ent-

---

*) Und wenn alle Geschichte hier nicht ohne Beimischung der Dichtung sein mag: so ist glücklicherweise für die psychologische Erfahrung auch die Dichtung Geschichte; originale psychische Erscheinungen bereichern unsere Kenntniß des menschlichen Gemüths auf fast gleiche Art, ob sie von jener oder dieser uns zur Kenntniß gebracht werden.

**) In der Ausgabe des Armen Heinrich durch die Brüder Grimm findet man im 5. Cap. der Erklärung des Gedichts eine reiche Aufzählung historischer und poetischer Freundepaare aus Orient und Occident und hier aus Nord und Süd.

hüllt, die weit abstehen von der Alleinheit, Absonderung, in getrennten Zwecken kampfbereiten Gegensätzlichkeit alltäglichen Verhaltens anderer Menschenkinder. Innerhalb der griechischen Volksseele ist es ein gewiß sehr charakteristischer Zug, daß Achill gegen das Interesse der Gesammtheit, gegen die harten Leiden der schwerbedrohten Achäer sein Herz in zornvollem Trotz verschließt und seine Hilfe versagt; aber den Tod des Freundes zu rächen, hebt er sich jäh empor, so wie auch Schmerz und Klage um ihn weitaus die mächtigsten Töne in diesem Gesang der Freundschaft anschlägt. — Auch in die Quelle derselben und ihr allmähliches Anwachsen läßt uns die Dichtung einige Blicke thun; aber unzudringlich wie immer läßt sie auch hier einem Dritten in gelegentlicher Rede das Wort, um auf die Gleichheit im Adel der Gesinnung und in der Sehnsucht nach ruhmwürdigen Thaten, auf den gelinden Abstand in Stellung, Geltung und Anwartschaft auf Ruhm und auf die Ausgleichung verschiedener Vorzüge hinzudeuten, welche die Freundschaft befestigt, während die letzte geheimnißvolle Anziehung stillschweigend angenommen wird. Zum Patroklos sagt Nestor (Ilias XI 785):

„Aber dich ermahnte Menöitios, Aktors Erzeugter:
Lieber Sohn, an Geburt ist zwar erhabner Achilleus,
Aelter dafür bist du; doch ihm ward größere Stärke;
Aber du hilf ihm treulich mit Rath und kluger Erinnrung,
Und sei Lenker dem Freund; er folgt dir gerne zum Guten."

Der Ausdruck der Liebe, welche den Achill beseelt, immer zart und stark, wird da am ergreifendsten, wo er den Verlust beklagt: . . .

. . . nachdem mein theurer Patroklos
Mir hinsank, den ich werth vor allen Freunden geachtet,
Werth wie mein eigenes Haupt! . . .
Sein Herz floh Heiterkeit . . .
Stets gedacht' er des Freundes —
Ach du hast mir vordem, Unglücklicher, liebster der Freunde,
Selber so oft im Gezelte gebracht ein labendes Frühmahl . . .

. . . Und nun liegeſt du ein Erſchlagener; aber das Herz mir
Will nicht Trank genießen noch Koſt, von dem reichlichen Vorrath,
Schmachtend nach dir! Nie könnt' auch ein herberes Wehe mich treffen.
Nicht und wenn ich ſogar des Vaters Ende vernähme . . . .
Oder den Tod des Sohnes . . . . .

Wie erſchütternd iſt dann noch die Schilderung am Anfang des 24. Geſangs, daß „die Sehnſucht nach dem verſtorbenen Freunde auch von des Schlummers allgewaltiger Kraft nicht bezwungen wird," und er ſich auf dem Lager ſchlaflos und in Thränen hierhin und dorthin wälzt. Der Schatten des Patroklos weilt am Lager des Genoſſen und fliegt im Kampfe ſeinem Wagen voran. Achill gelobt, auch im Reiche dumpfer Vergeßlichkeit dem Freunde Treue zu halten, und zum Zeichen ungeſtörter Vereinigung wird die Aſche der Freunde zuſammen beſtattet. „Dies iſt kein erdichtetes Zeichen ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit — bemerkt Curtius — ſondern auch in der geſchichtlichen Zeit ſehen wir mehrfach, welchen Werth Freunde darauf legen, neben einander im Grabe zu ruhen."

Aber in dieſem Schmerze liegt nirgends eine ſchmelzende, löſende Kraft, ſondern nur geſchärft wird durch ihn der Stachel der Rache. Seine Liebe und ſein Schmerz verlieren ſich ins Uebermenſchliche, ſeine Rache nicht minder ins Unmenſchliche. Das Schleifen Hektors und das mit ſo viel Genugthuung gerühmte Todtenopfer der zwölf troiſchen Jünglinge wirkt auch mitten unter den rauhen Bildern der Ilias noch grauſig auf uns.*) Der Dichter läßt uns eben tief in das Herz der Zeiten und in die Seele des Achilles blicken; neben dem Zarteſten ſteht Hartes und Fremdes. Er weiſt den Troſt der Mutter zurück; er iſt untröſtlich über des Freundes Verluſt:

*) Man vergleiche beſonders noch Il. 23, 222 f. mit 23, 175 f., um dort claſſiſche, zarte Innigkeit und hier urmenſchliche Herbheit zuſammen zu ſehen.

. . . . Er sank! und die Waffen entzog ihm
Hektor, der ihn erschlug, so gewaltige, Wunder dem Anblick,
Köstliche, welche dem Peleus die ehrenden Götter geschenkt.

In Orest und Pylades scheint dieser seine Persönlichkeit, die Selbständigkeit eines Lebenszweckes an den Freund aufzugeben, wegen der Besonderheit, Größe und Gewalt des Schicksals, von welchem dieser in Leiden und zu Thaten getroffen wird. Es mochte das dem dichtenden Volksgemüth wie eine Last erscheinen, die Einer allein nicht zu tragen vermag; darum gibt der Andere, gleichsam freiwillig sich in dasselbe Schicksal verflechtend, sich dem Freunde ganz hin; über die rathlose Gottverlassenheit des Einen siegt die ideale Macht der freien Hingebung eines anderen Menschen. Die Wogen des Schicksals werden gebrochen an dem Felsen der Treue.*) Das ist die erziehende Bedeutung einer solchen Freundschaft, von der ich oben gesprochen. Im alltäglichen Weltlauf mit seiner Ichsucht als gemeiner Triebfeder findet Jeder zur behaglichen Fahrt im Gefährte des Glückes begehrliches Reisegeleit; wer aus dem Wagen des Glückes gestürzt ist, wer das Leben als eine Last zu schleppen hat, ist bald auf die einsame eigene Kraft beschränkt. Schon das bloße Unglück, vollends aber das in Schuld verstrickende Leid findet den Menschen isolirt; da erhebt sich die Freundesliebe als eine Alles überwindende Macht, welche den Bann der Schuld, ja selbst den Bann des Hades durchbricht, wie bei Theseus und Pyrrhychius.**)

*) Minder gewaltig im tragischen Anlaß, aber desto mehr traurig ist das Schicksal des verwandten deutschen Freundepaares, Konradins, des letzten Hohenstaufen, und Friedrichs von Baden.

**) Mit Worten Goethes will ich einen oft wiederholten Gedanken hier anfügen, der nur in so fern das eigentliche Ideal der Freundschaft dennoch verfehlt, als er auf die Gefahren sich stützt, welche ihr immer wieder aus der Kleinheit und Enge der Menschen erwachsen.

„Nur den Armen, die wenig oder nichts besitzen — sagt er in

Bei Scipio und Laelius fehlt es wohl nicht an der Süßigkeit und Anmuth des freundschaftlichen Verkehrs, an der Innigkeit der Gesellung und dem Reiz persönlicher Hingebung, an der erleuchtenden und belebenden Kraft der Seelengemeinschaft; dennoch erscheint Alles als Ursache oder als Wirkung nur wie ein Gelegentliches; der Kern der römischen Freundschaft, ihr Beginn und ihr Ziel, ihr Keim und ihre Krone erscheint in der politischen Kameradschaft, in der Pflege der virtus, jener specifischen Optimatentugend, welche in der Gleichheit des Strebens und der Gesinnung der Freunde ihre Nahrung findet. Nach Plutarch hätten grade diese beiden ihre persönliche Einsbildung derart in praktischer Politik bewährt, daß sie sich wie Dichter und Schauspieler zu einander verhalten hätten; was Laelius gedacht, habe Scipio ausgeführt.

Von Damon und Phyntias ist nicht die Art ihres Bündnisses, sondern nur die Treue desselben überliefert; auch in der Dichtung hat Schiller nur die Treue gefeiert, ohne darauf hinzudeuten, daß auch die That, welche Anlaß werden sollte, jene zu erproben, ihnen gemeinsam war. Die Freundschaft steht nur im Hintergrunde; sie ist es zwar, welche den Einen zum Bürgen des Anderen bestellt; aber nicht sie wird gepriesen, sondern nur die Treue; genau genommen die Treue gegen das gegebene Wort, welches unter allen Fährlichkeiten des Lebens unver-

---

„Wilh. Meisters Lehrjahren" — ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Sie können ihre Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Sie haben nichts als sich selbst. Dieses ganze Selbst müssen sie hingeben, und wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue! Sie gibt dem vorübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit; sie macht das Hauptkapital unseres Reichthums aus."

brüchlich gehalten werden muß; der Treue auf der einen Seite entſpricht der Glaube auf der anderen.*) Der Stern des deutſchen Namens wird nicht erbleichen, ſolange „Treu und Glauben“ ein gemeinſames Band ſind, welches die Herzen bindet, und „Ein Wort, Ein Mann“ nicht nur ein Sprichwort, ſondern ein wahr Wort für das germaniſche Gemüth bleibt, um durch die Treue gegen ſich ſelbſt als Quelle der Treue für einen einmal geäußerten Gedanken — den Menſchen dem zufälligen Wechſel des Wollens zu entreißen.

Bei einem deutſchen Paar von Gegenkönigen hat dieſe Treue, die Erfüllung des gegebenen Manneswortes ein edles Verhältniß herbeigeführt, nachdem ſie vorher freilich das unſchöne Gegenbild zu derjenigen Freundſchaft gezeigt hatten, deren ich ſchließlich noch gedenken will. Denn, Jonathan und David ſehr ungleich, waren Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oeſterreich in einer Freundſchaft aufgewachſen, welche durch den Kampf um die deutſche Königskrone zerriſſen wird. Friedrich war dann drei Jahre ſchon der Gefangene ſeines ehemaligen Freundes geweſen; aus der Haft entlaſſen, um ein Bündniß mit ſeinen Verwandten zu ſtiften, mit dem Beding, zurückzukehren, wenn es nicht zu Stande kommt, erfüllt er treulich ſein gegebenes Wort. Die deutſche Treue — nicht die jugendliche Freundſchaft — führt ihn in die Gefangenſchaft zurück; aber ſie ſtiftet zugleich ein neues, eben ſo edles wie feſtes Bündniß zwiſchen ihnen.

Nicht die Freundſchaft, aber die Mannestreue iſt ein Gegenſtand ſittlicher Forderung; aber wenn jene aus dieſer hervorkeimt, dann wird ſie alle ſittlichen Vorzüge zur Folge haben.

---

*) „Ihm konnte den muthigen Glauben“ u. ſ. w. und „und glaube an Liebe und Treue.“

Wenn Freundschaft darin ihr ethisches Wesen hat, daß sie die Menschen aus dem Banne getrennter Ichheit, aus den Banden der Selbstsucht erlöst, daß die Gemüther ihr eigenes Leben nicht als gesondertes, sondern miteinander gemeinschaftlich führen, daß die Ziele und Zwecke des Daseins gemeinsam erstrebt, daß Freuden und Leiden, gute und böse Tage wie ein gemeinsames Schicksal erlebt werden: dann gibt es der Beispiele von berühmten Freundepaaren bei allen Völkern des Alterthums recht viele. Wenn aber der wahre Triumph der ethischen Freundschaft über die natürliche Ichheit darin besteht, daß die Freunde nicht nur ihre Interessen gemeinsam pflegen, sondern der Eine das Interesse des Anderen allein und gegen das eigene sucht, daß ein unter den Menschen als Höchstes gepriesenes Lebensgut dem Freunde, unter eigenem Verzicht, mit Eifer zugewendet wird: dann hat das ganze Alterthum nur ein einziges Beispiel von höchster Freundschaft, in der zwischen David und Jonathan.

Um der Freundschaft willen verzichtet Jonathan auf die Königskrone, die ihm gebührt. Gegen den eigenen Vater, der ihm sein Königthum erhalten will, nimmt er Partei für den Freund, für welchen er auch den Zorn seines Vaters demüthig zwar, aber standhaft erträgt. Wie hart der Vater ihn anläßt: allezeit bekennt er sich, des Freundes Unschuld muthig behauptend, offen und kühn zu dem Bunde mit ihm, der seinen Verzicht auf den Thron bedeutet (I. Sam. 20, 30 und sonst). Achill bleibt in seinem Stand und Besitz, in seinem Ruhm und seiner Würde genau derselbe, ob er dem Patroklos Freund ist oder nicht; keines von den Lebensgütern, welche die Gunst des Geschicks ihm zuwendet, wird ihm durch die Freundschaft geschmälert, welche dieselben vielmehr um ein höchstes und schönstes vermehrt. Scipio und Laelius können das Behagen, die Ehre

und den Werth des Lebens, ihre Stellung im Staate und ihre Leistung für denselben einander nur durch ihre Freundschaft erhöhen.

Jonathan aber verzichtet auf den Thron: sein Freund soll König sein und er „der Zweite“ im Reiche (I. Sam. 23, 17). Grund genug, daß wir versuchen, aus der biblischen Erzählung die Eigenheiten kennen zu lernen, welche diese einzige Freundschaft kennzeichnen.

Jonathan ist kein Schwächling und kein Weichling; bevor uns noch seine Begegnung mit David erzählt wird, erscheint er bereits als ein junger Held; und das letzte, was wir von ihm hören, ist der von seinem Freunde so ergreifend besungene Heldentod. Es ist sehr charakteristisch, daß von ihm eine Heldenthat von jener Art berichtet ist, wie sie den besonderen Lieblingen und Lieblingspaaren der alten Welt zugeschrieben werden, weil sie Kraft und Klugheit, Muth und Besonnenheit in gleichem Maße erfordern; wie Odysseus mit Diomedes, wie Euryalus und Nisus, wie später David und Abischai, so schleicht auch Jonathan mit seinem Schildknappen nicht einmal, wie jene nächtlicher Weile, sondern am hellen Tage ins Lager des Feindes, um dort eine Niederlage anzurichten.*)

Ueber die erste Begegnung Davids mit Saul und Jonathan liegen zwei abweichende Berichte vor: nach dem einen geschah sie im Königshause, wohin David geholt wird, um den Trübsinn Sauls mit seinem Citherspiel zu besänftigen; nach dem

*) Es ist wohl ein feiner Zug im Vortrag dieser Geschichte, daß er Jonathan nicht, wie Odysseus oder Euryalus, einen ebenbürtigen Freund, einen „Mann von Namen“ zum Genossen des Kampfes gibt; auch einzig mußte wohl eine Freundschaft sein, welche den höchsten Grad aufopfernder Innigkeit erreicht hat. Die volle und todesmuthige Hingebung des Schildknappen aber wird rühmend erwähnt (I. Sam. Cap. 14 V. 7), während sein Name nicht genannt wird.

anderen im Feldlager gegen die Philister, nachdem David den Goliath erschlagen. Hier ist der Beginn der Freundschaft mit Jonathan, für dessen Verständniß ich jenes anderen Berichtes gedenke, weil er eine Charakteristik Davids enthält.*) Als der gesuchte Spielmann wird von Leuten Sauls der Sohn des Isai empfohlen, weil er „kundig des Spielens, auch ein tapferer Held und Kriegsmann und verständig in Worten**) und schön, und der Ewige ist mit ihm" (I. Sam. 16, 18).

Wenn also auch am Schluß des 17. Capitels nichts weiter erzählt wird, als daß David auf die Fragen Sauls seinen Namen genannt habe, so muß man eine längere Unterhaltung annehmen, welche das Herz Jonathans gerührt hat, um den Beginn des 18. Capitels zu verstehen: „Und da er hatte ausgeredet mit Saul, da knüpfte sich die Seele Jonathans an die Seele Davids, und Jonathan liebte ihn wie seine Seele."

Nicht nur, daß die Freundschaft eine gegenseitige wird, sondern daß die Schließung derselben auf einer bekannten und verbreiteten Sitte beruht, ersehen wir aus der Bezeichnung (18, 3) „sie schlossen Bund", welcher dann an einer anderen Stelle (20, 8) auch als „Gottesbund" genannt wird.***) Bundschließen ist der geläufige Ausdruck auch für Verträge und

---

*) Diese mag es wohl auch gewesen sein, die den Redactor des Buches veranlaßt hat, den sonst disharmonirenden Bericht von dem Eintritt Davids in das Haus Sauls mit aufzunehmen.

**) Nicht „Sachen", wie Luther übersetzt. — Inzwischen in der „revidirten" Bibelübersetzung berichtigt.

***) Auch manche von den Sprüchen Salomonis lehren die Sitte der Freundschaft, die Pflichten und die Erfahrungen derselben und preisen den Werth des Freundes, „der fester anhängt als ein Bruder" (Spr. 18, 24). „Stetig ist die Liebe des Freundes; in der Noth ist er ein Bruder!" (17, 17). Vgl. dazu das Homerische (Od. 8,585):

Denn fürwahr nicht geringer als selbst ein leiblicher Bruder
Ist ein treuer Freund, verständig und edler Gesinnung.

Bündnisse über irgend einen wichtigen Gegenstand; hier fehlt ein solcher Gegenstand; es ist die allgemeine Zusammenschließung, „da er ihn liebte wie seine Seele".

Jonathan ist's, der offenbar die Anziehungskraft viel stärker erfährt und empfindet; denn immer wieder hebt der Erzähler hervor, daß er Wohlgefallen an seinem Freunde hat (19, 1), daß er fortfährt, ihn zu beschwören, „weil er ihn liebte, denn wie seine eigene Seele liebte er ihn." Kein Wunder! ein Mann wie der jugendliche Held David muß eine ganz überwältigend einzige Erscheinung unter den Hebräern zu den Zeiten schlichter Art und Sitte unter Samuel und Saul gewesen sein. Schon der Verein von Zartheit und Stärke (17, 38), von Kraft und Schönheit im Gliederbau des Hirten, der mit dem Löwen und dem Bären ringt, der mit der Wucht und Gewandtheit seiner Schleuder den Goliath erlegt; vollends aber ihre Verbindung mit der —*) seltenen, die Gemüther lenkenden, auch heilenden Spielmannskunst, die aus seinen „schönen Augen" (16, 12) leuchtet, mochte damals einen räthselhaften Zauber ausüben können. Wenn nun aber zugleich der künftige kluge, starke, fast immer siegreiche Held in einer Persönlichkeit sich angekündigt hat, die zugleich mit dem hoch gehaltenen Reiz geschickter Rede, mit der bewunderten Kunst der Dichtung, endlich aber auch den sanften Sitten und dem feinen Sinne, mit der weichen und gewaltigen Gemüthskraft des lyrischen Dichters geschmückt war, des Psalmendichters, auf dem bereits „der Geist Gottes ruhte": so begreift man, daß die königliche Seele Jonathans, der so fest und so treu und innig, so gerade, standhaft und heldenmüthig zu seinem Volke, seinem Vater und seinem Freunde steht, von einem solchen Jüngling aufs Tiefste ergriffen wurde,

*) Ueberhaupt wohl noch selten; denn man soll einen „suchen" (16, 16).

daß er in ihm das vielleicht ersehnte, aber kaum geahnte Ideal eines Mannes erblickte, dem er sich von Herzen ganz zu eigen gab, und „den er mit sich in den Gottesbund gebracht“ (20, 8).*) Freilich daß er, der Erbe des Thrones, sich in der Hingebung an diesen dazu aufschwingt, ihn als den künftigen König anzuerkennen, für seines Lebens Sicherheit mehr als für die eigene zu sorgen, dafür gibt es keine Erklärung, sondern nur Bewunderung. Denn in keinem von allen Büchern der Geschichte oder der Dichtung der Menschheit findet man ihresgleichen. Auf Seiten Davids bleibt es nur bemerkenswerth, daß er bei aller Innigkeit des Verkehrs und bei aller freundschaftlichen Offenheit und Gradheit, mit welcher er den höchsten Dienst der Fürsorge vom Freunde fordert, dennoch in der Form seines Auftretens allezeit den Königssohn als solchen ehrt (z. B. 20, 41 und sonst). Von der entsprechenden Tiefe seiner Empfindung erzählt uns freilich nur die eine Stelle, wo das in ihm gleiche Maß der Freundschaft zugleich von Dankbarkeit voll wird und überfließt (20, 41), und der Schluß des Gesanges auf den Heldentod Jonathans, mit welchem die Geschichte dieses unvergleichlichen Seelenbundes ihr Ende erreicht: „Weh' ist mir um dich, mein Bruder Jonathan; sehr wonnig bist du mir gewesen, und sonderlicher war mir deine Liebe, als Frauenliebe ist“ (II. Sam. 1, 26).

Wenn auch die Idee der Freundschaft eine an sich gleichbleibende ist, welche nur in den mannigfachen Formen zur Erscheinung und zur Entwickelung kommt — ganz ebenso wie etwa die Idee des Rechts oder der Wahrheit — wenn also auch die

---

*) Schön ist das italienische Sprichwort: „Wo zwei Freunde sich begegnen, da ist Gott als Dritter im Bunde.“

Keime zu späteren Manifestationen in früheren Erlebnissen angetroffen werden: so nimmt doch das Wesen der Freundschaft als Verwirklichung ihrer Idee in den modernen Zeiten einen anderen Charakter an. Dieser tritt klarer hervor und scheidet sich deutlicher von den anderen Arten der Verbindung unter den Menschen, von den anderen Arten der Gefühle, von den übrigen ethischen Motiven und Erfolgen. An der Hand der historischen Beispiele aus moderner Zeit haben wir also jetzt das eigenartige Wesen derselben darzustellen.

Beim Vergleich mit fast allen Beispielen aus der antiken Welt zeigt sich sogleich eine allgemeine unterscheidende Thatsache. Es ist doch nicht zufällig, daß die neuere Geschichte uns kein Beispiel berühmt gewordener Freundschaft unter Männern des praktischen Lebens, unter Helden und Staatsmännern nennt, daß vielmehr alle — dem Kreise der Denker und Dichter, der Welt der künstlerischen und litterarischen Thätigkeit angehören. Dies hat seinen Grund wohl darin, daß das Wesen der Freundschaft selbst sich ändert; aber nicht darin allein, sondern ihre Beziehung zum praktischen Leben ändert sich ebenfalls und zwar am meisten deshalb, weil das Verhältniß der Persönlichkeit zu den praktischen Berufsarten infolge der Organisation derselben ein anderes geworden.

Wie groß auch der Einfluß der individuellen Fähigkeit und der persönlichen Gesinnung für alle praktischen Leistungen auch heute noch sein mag: die Macht der objectiven Thatsachen und der herrschenden Einrichtungen ist so groß, daß die persönlichen Beziehungen der Menschen darin ganz zurücktreten. Die Sache ist's, die öffentliche Aufgabe, die historische Institution, welche den Fürsten, den Staatsmann, den Feldherrn in seinen Gesinnungen und Handlungen leitet, während die rein persönliche Lebensgestaltung weit zurücktritt, wie ein Zufälliges und Gleich-

giltiges ſich dazu verhält. Wenn ein Achilles, mit ſeiner Seele voll inniger und glühender Freundſchaft, General in der deutſchen Armee iſt, dann hat er ſeinen Dienſt zu thun und ſoweit er deren fähig iſt, ſeine Heldenthat zu vollbringen, nach dem höheren Commando, oder wenn er das höchſte Commando inne hat, nach der politiſchen Forderung des Krieges, gleichviel ob er einen Patroklos gefunden und verloren oder nicht. Vom Unterſten bis zum Höchſten hinauf heißt es, wie im ſchönen Liede: „Will mir die Hand noch reichen, Derweil ich eben lad', Kann dir die Hand nicht geben, Bleib du im ew'gen Leben, Mein guter Kamerad!" Die Sache herrſcht; die perſönliche Beziehung zieht ſich in das Innere des Gemüths, in die ſtille Kammer des Privatlebens zurück.

Daher alſo kommt es, daß wir ruhmgekrönte Freundſchaften faſt ebenſo zahlreich wie bei den Alten antreffen, aber nur unter Denkern, Dichtern, religiöſen Kämpfern, deren Berufsarbeit mit dem Innerſten der Perſönlichkeit aufs Engſte und Tiefſte verwachſen iſt. Aber auch bei dieſen noch werden wir nicht ſo, wie in der alten Welt, die Berufsthätigkeit mit der Freundſchaft verflochten finden; dieſe iſt vielmehr in hervorragender Weiſe (wie in den meiſten Fällen) eine rein perſönliche Angelegenheit.

Dies nun hängt wiederum mit einem anderen tiefgreifenden Unterſchied der modernen von der antiken Welt zuſammen.

Die Freundſchaft iſt, wie wir geſehen haben, bei den Alten eine Sitte, welche der Einzelne zu erfüllen hat, eine Pflicht, die ihm obliegt, und wenn ſie, wie bei den Römern, nicht mehr allgemeine Sitte iſt, dann iſt ſie doch ein Kennzeichen, ein Erfolg wie eine Quelle der Tugend; aus praktiſchen Zwecken wird ſie immer geſucht; ſie bildet eine patriotiſche Kameradſchaft; ſie iſt alſo ein Theil, und zwar ein weſentlicher, alle übrigen Theile bedingender des menſchlichen und des

bürgerlichen Berufs. Für uns aber ist sie ein natürliches Ereigniß, zwar von ethischen Folgen, aber nicht als Pflicht und nicht aus praktischer Absicht, ist sie ein Erlebniß und ein Ergebniß der Persönlichkeit. Dies nun entspricht dem weiteren Unterschiede, daß der antiken Welt die reine Ausbildung der Persönlichkeit um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf den objectiven Inhalt und die sachliche Leistung derselben fremd ist. Das Interesse an der bloßen individuellen Gestaltung des inneren Menschen tritt durchaus zurück hinter oder vielmehr ist überall verflochten mit dem Interesse an der productiven oder praktischen Bethätigung der Person und an der objectiven und sachlichen Leistung derselben. Selbst von dem Sokratischen Bildungsstreben wird man dies noch behaupten dürfen, wie stark auch der rein theoretische Anstrich desselben ist. Zwar will er überall und über Alles lernen und lehren; aber nicht, um aus dem Leben das Wissen zu schöpfen, sondern um das Leben mit dem Wissen zu beleuchten und zu befruchten. Wissen ist ihm eine Tugend, weil die Tugend selbst ein Wissen und mit ihm und allein mit ihm gegeben ist. Nur bei den Stoikern etwa, welche so manchen Zug der modernen Geistesrichtung vorbereitet haben, finden sich Ansätze zu diesem auf die reine Entwickelung der Persönlichkeit gerichteten Interesse.*) Die In-

*) Noch etwas weiter zurück von der classischen Epoche der Griechen, und wir finden, daß dasjenige, was uns als das Wesentliche, ja als der Beginn und die Bedingung aller wahren Entwickelung der Persönlichkeit gilt, nämlich die theoretische Ausbildung des Menschen, Neigung und Fähigkeit, die Dinge in der Welt, natürliche und geistige, göttliche und menschliche, zu erkennen, die Wahrheit der Gedanken, welche wir darüber haben, nur um der Wahrheit willen systematisch zu prüfen — noch gar nicht vorhanden ist. Bei Homer finden wir noch nirgends eine Andeutung, daß das Wissen eine Aufgabe, ein Ziel des Menschen sei. In der Bibel dagegen wird früh und häufig gefordert: „Du sollst erkennen!“ Aber trotz weitgehender und hochstrebender Gedankenentwickelung, die sich auf

telligenz, die Gesinnung, die ästhetische Anschauung, ja selbst die schöpferische Kraft auf allen diesen Gebieten zur Entwickelung zu bringen, nicht damit sie sich bewähren und in der realen Welt geltend machen, sondern einzig und allein, weil dadurch und darin eine erhöhte, veredelte, individualisirte Gestalt der Persönlichkeit hervorgeht, welche über alle Zwecke, denen sie sich hingeben mag, hinaus sich selbst der höchste Zweck — oder neben anderen der höchsten einer — ist, dies ist ein moderner Gedanke.

Diesem nun entspricht es, daß die Freundschaft in neuerer Zeit im innersten Grunde in der Zusammenschließung der Personen, in der Aneignung und Hingebung derselben an einander besteht; daß deshalb auch Art, Natur, Wesen, Richtung und Charakter der Persönlichkeiten den eigentlichen Grund für die Anziehung derselben ausmachen. Vieles Andere, sachliches Zusammenwirken, Gleichheit der Bestrebungen, wirksame Hilfleistung, geselliges Behagen, genußreiche Zeiterfüllung, gemeinschaftliche Ehre und ehrende Gemeinschaft mag sich als Anlaß, Ursache oder Gewinn der Freundschaft an sie anschließen: alles dies kann sich ereignen, ohne daß Freundschaft daraus wird oder daß es der Freundschaft dazu bedarf; diese selbst hat neben und außer allem Anderen, was sie begleiten mag, ihren wahren Sinn nur in dem reinen gegenseitigen Ergreifen der Seelen, in der Verbindung der Gemüther zu dem Gefühle einer Einheit. Das aber schließt nicht aus, daß dieses von der Persönlichkeit ausgehende und auf die Persönlichkeit gerichtete Band, ganz abgesehen von jenen Anlässen, Beimischungen und Erfolgen, auch

---

ethische und religiöse Dinge tief einläßt, ist es jenen Zeiten doch durchaus fremd, daß irgend Jemand etwas wissen will, nur um es zu wissen; Wahrheit wird nur im praktischen, nützlichen, ethischen oder religiösen Dienst gesucht.

an sich selbst noch einen verschiedenen psychologischen Sinn haben kann.

Gemäß den drei verschiedenen Grundinteressen, welche allen Reiz und Gehalt und Werth des Lebens in sich schließen, kann auch die Persönlichkeit selbst und der Grund ihrer Zusammenschließung mit einer anderen sich entweder auf die Thätigkeit beziehen, welche sie vollbringt, oder auf den objectiven, realen oder idealen Zweck, welchem die Thätigkeit gilt, oder endlich auf die Ichheit, auf das Subject selbst, welches — neben dem Zweck und seiner Thätigkeit für Zwecke — in seiner Bildung und Gestaltung, in seiner Erfüllung, Erhöhung und Geltung, aber auch in seiner Hingebung und Aufopferung ein selbständiges Ziel seines Ringens findet.

Aber auch dann — dies muß, um das Wesen der Freundschaft rein und fest zu fassen, immer wieder hervorgehoben werden — auch dann, wenn eine gleichartige oder gemeinschaftliche oder harmonisch sich verbindende Thätigkeit zwei Freunde vereinigt, oder wenn die gleichen Zwecke, die gleichen Güter des Lebens, die gleichen Schöpfungen und Institutionen ihnen am Herzen liegen, wenn sie für die Kunst, für Wissenschaft, für Vaterland oder Religion auf gleiche Weise erglühen: Freunde sind sie nur deshalb, weil ihre Persönlichkeiten sich darin offenbaren und sich anziehen; nicht die beiderseitigen Zweckbestimmungen und nicht die Kräftemassen, sondern die Ichheiten verbinden sich miteinander, die an jenen nur ihre Lebensäußerung haben, indeß die Freundschaft den inneren Kern ihres Daseins, ihre individuelle Wesenheit ergreift.

Daß sie im Stande ist, alle anderen Zwecke des Lebens zu überragen, alle anderen Gefühle an Innigkeit, alle anderen Bestrebungen an Energie, alle anderen Erfolge an Beseligung zu übertreffen, dies zeigt uns das am Anfange der neuen Zeit

leuchtende Verhältniß zwischen Montaigne und seinem Freunde La Boëtie.

„Die Meinungen, welche das Alterthum uns über diesen Gegenstand hinterlassen hat, kommen mir, gegen die Gefühle, die ich davon habe, als seicht und flach vor; in diesem Punkte übertreffen die Thatsachen die Lehren der Philosophie selbst", sagt Montaigne, obgleich er alles Tiefste und Edelste, was die Alten zum Preise der Freundschaft gesagt haben, auf denselben Blättern verzeichnet hatte.*) Was dieses Gefühl in seinem so erleuchteten und bewegten und mit einem außerordentlichen Reichthum innerer Erfahrung veredelten Gemüthe bedeutet hat, spricht sich in den rührenden Worten aus: „Denn in Wahrheit, wenn ich das Uebrige meines Lebens, das ich zwar durch die Gnade Gottes ganz gemächlich und bequemlich, . . . frei von drückendem Kummer, mit ganz ruhigem Gemüthe hingebracht habe, indem ich das, was mir der Himmel bescherte, mit Danksagung genoß und nicht mehr Ueberfluß begehrte: wenn ich es ganz durchgängig, sage ich, vergleiche mit den vier Jahren, da

---

*) Auch die berühmte und am häufigsten citirte Stelle des Lälius; es ist ebenso interessant wie in hohem Maße charakteristisch, daß Otto Ludwig sie in seinen Heften „wiederholt verzeichnet" hat (Moritz Heydrich, Nachgelassene Schriften von O. L., S. 109). Hier ist sie:

„Nicht Schwäche und Bedürfniß macht die Freundschaft, sonst wäre völliger Mangel an Selbstvertrauen der zur Freundschaft tauglichste Charakter. Das ist aber nicht wahr. Je größer das Kraftgefühl, je vollkommener die Tugend und Weisheit, die durchaus unabhängig macht und ihr Glück von Niemand als von sich selbst erwartet, desto ausgezeichneter wird das Verlangen nach Freundschaft und ihr Gedeihen. Hätte etwa Africanus meiner bedurft? Gewiß nicht. Auch ich brauchte ihn nicht. Aber ich liebte ihn aus Hochachtung seiner Tugend, und weil er vielleicht etwas Entsprechendes in meinem Charakter zu finden glaubte. Im Umgange wuchs die Liebe. Daraus ist uns nun freilich vielfacher und großer Gewinn zu Theil geworden, aber der Grund unserer Zuneigung lag nicht in solcher Erwartung."

mir's so gut ward, des süßen Umgangs mit diesem Manne zu genießen: so ist's ein bloßer Rauch, nichts weiter als eine dunkle, freudenleere Nacht. — Seit dem Tage, da ich ihn verlor, schleich' ich hinwelkend umher, und die Freuden selbst, die sich mir darbieten, anstatt mich aufzuheitern, verdoppeln meinen Schmerz über seinen Verlust. Wir gingen beständig zur Hälfte; mich dünkt, ich raube ihm jetzt seinen Antheil . . . Mich däucht, ich sei nur noch halb. Bei jeder Handlung, bei jedem Gedanken finde ich Gelegenheit zu dieser Klage, so wie er gethan haben würde, wenn er mich überlebt hätte; denn so wie er mich in jeder anderen Wissenschaft und Tugend unendlich weit übertraf, so that er's auch in der Pflicht der Freundschaft." Wie gewaltig und eigenartig die Tiefe dieser Erfahrung in Montaigne gewesen ist, das sehen wir aus ihrer Fruchtbarkeit; seine Abhandlung ist ein Schatz von aufgereihten Perlen edelster Gedanken. Ich habe oben bei anderer Gelegenheit die eindringende Kraft der Beobachtung, die psychologische Bohr- und Scheidekunst hervorgehoben, welche ihn auszeichnet, während er die Wahrheit oft in den schlichtesten Worten und Wendungen ausspricht. So beschreibt er den Zustand der Freundschaft selbst: „Nichts war uns so nahe, als wir uns Einer dem Anderen", und jenen charakteristischen Erfolg jeder wahren Freundschaft, daß sie, aus der freien Beziehung der Seelen geboren, dennoch hinterher die Zufälligkeit ihres Anfangs undenkbar und unbegreiflich findet, den Zustand der Isolirung vor ihrem Beginn kaum in der Erinnerung fassen kann, drückt er mit der Bemerkung aus, daß aus den Freunden ein so Zusammengesetztes wird, „daß auch die Spur der Naht davon verschwindet, welche sie an einander geheftet hat." Nur den einen Gedanken will ich noch hinzufügen, der am meisten zur Charakteristik dieser Art von Freundschaft dient, welche nämlich von jedem Zweck, jedem

Inhalt, jeder Absicht außer der Existenz der befreundeten Seelen und ihrer Zusammenschließung entfernt ist, daher auch nichts von Pflichten und Erweisungen auf der einen oder Dank und Lohn auf der anderen Seite wissen will. „In dieser noblen Freundschaft verdienen die Dienste und Wohlthaten, welche die anderen Freundschaften stärken und nähren, kaum, daß man ihrer erwähne, und daran ist die äußerste Vermischung unseres Willens schuld; denn wie die Freundschaft zu mir selbst nicht wächst durch die Hilfe, die ich mir selbst leiste, und wie ich mir selbst keinen Dank für den Dienst weiß, den ich mir selber leiste: ebenso vernichtet die Vereinigung solcher Freunde, wenn sie wahrhaft vollkommen ist, das Gefühl der Pflichten und haßt und verbannt sie und mit ihnen die Worte, welche Gedanken der Trennung und Verschiedenheit in sich bergen, als da ist: Wohlthaten, Verbindlichkeit, Erkenntlichkeit, Bitte, Dank und dergleichen mehr. Da Alles unter ihnen gemeinschaftlich ist, Wille, Neigung, Urtheil, Güter, Frauen, Kinder, Ehre und Leben und ihre Gemeinsamkeit nach der treffenden Definition des Aristoteles als Eine Seele in zwei Körpern sich darstellt, so können sie einander weder Etwas leihen noch schenken." „Wenn in der Freundschaft, von der ich rede, überhaupt Einer dem Anderen Etwas schenken könnte: dann würde der Empfänger der Wohlthat vielmehr den Geber verpflichten." —

Wesentlich verschieden in ihrer Art ist dagegen eine solche Freundschaft, wie die des Dichterpaares Beaumont und Fletcher, der Zeitgenossen und damals fast vorgezogenen Rivalen Shakespeares. Gleichviel ob sie in dem gemeinsamen Zweck der dramatischen Dichtung ihren Ursprung gefunden, jedenfalls zeigt sich ihr Erfolg in einer so großen Angleichung und Einstimmung ihrer dichtenden Seelen, daß man in den Stücken, welche sie zusammen verfaßt haben, die Spuren geistigen

Eigenthums eines Jeden von ihnen nicht entdecken kann, obgleich man an den von ihnen hinterlaſſenen Stücken, welche der Einzelne gedichtet hat, einen genügenden Prüfſtein der Unterſcheidung beſitzt. Gewiß aber konnte nur die höchſte perſönliche Anziehung zugleich eine ſo harmoniſche Einſtimmung in den Proceß der ſchöpferiſchen Thätigkeit bringen. — Daß auch umgekehrt aus der Tiefe gegenſeitigen Verſtändniſſes, aus der Harmonie miteinander ſich verbindender Thätigkeit eine perſönliche Anziehung erwachſen kann, welche das thatſächliche Zuſammenwirken weit überdauert und übertrifft, beweiſt uns ein anderes durch ihre Freundſchaft nicht am wenigſten berühmt gewordenes Paar. Wie im bildlichen Sinne Lälius und Scipio als Dichter und Schauſpieler, ſo ſind im eigentlichen Sinne Metaſtaſio und Farinelli als Dichter und Sänger verbunden. Zwiſchen dieſen hatte der Componiſt gleichſam den Mittler gemacht; aber Metaſtaſio fand ſich von der in den Sinn ſeiner Dichtungen ſo tief eindringenden oder denſelben ſo hell beleuchtenden Kunſt des Geſanges ſo heftig angezogen, daß aus dieſer ſachlichen Begegnung eine wahrhaft poetiſche oder muſikaliſche Harmonie der Seelen entſtanden iſt. Man gewinnt einen erklärenden Einblick in dies reizvoll anmuthende Verhältniß, wenn man hört, daß beide gleich ausgezeichnet durch weltgewinnende Anmuth waren. Farinelli hatte es durch dieſelbe in Madrid vom Sänger bis zum Miniſter gebracht. So groß war ihre Uebereinſtimmung in Denk- und Gefühlsweiſe, daß ſie ſich Zwillinge nannten, um damit die Art und den Grund ihrer Freundſchaft zu bezeichnen; aber ſo tief war dieſe ihnen ins Herz gedrungen, daß ſie ſpäter, vierzig lange Jahre räumlich von einander getrennt, jenen Namen mit all der Zärtlichkeit, die er andeutet, lebendig erhalten haben. —

Die Gleichheit der Geſinnungen führt dann zu einer eigen-

artigen Festigkeit des Verhältnisses zwischen zwei Freunden, wenn einer von beiden jenen Gesinnungen in geistigen Werken ergreifenden Ausdruck gegeben hat; wenn dann die unvergleichliche Tiefe des Verständnisses derselben bei dem Schöpfer der Werke hohe Freude, bei dem Anderen aber innige Verehrung erzeugt, dann wird die ursprüngliche Zuneigung durch die Flamme gezollter und empfangener Bewunderung zu glühender Freundschaft erhitzt. So war der Bund zwischen Johnson und Boswell, so zwischen Jean Paul und mehreren, besonders Emanuel (Osmund); auch zwischen Schiller und Körner und manchen Anderen. —

Die Gluth solcher Freundschaft wird vielleicht nicht wärmer, aber ihr Glanz wird heller und erleuchtender, wenn bei gleichem Adel der Gesinnung und des Strebens zwei wesentlich verschiedene Charaktere sich mit ihrer Zuneigung treffen, und wenn vollends beide schöpferischen Geistes sind, beide auf ein gemeinsames Ziel gerichtet, aber verschieden an Kraft und an Art und Kunst des Schaffens. Da ist Jeder des Anderen Schüler und Lehrer zugleich; Jeder von herzlicher Anerkennung oder Bewunderung erfüllt; Jeder von des Anderen Streben und Wirken, Schaffen und Leisten, oder von des Anderen Handlung und Gesinnung mehr als von dem Eigenen befriedigt, beide aber von gegenseitigem, innigstem Verständniß beseligt. Was der Denker, der Dichter, der Schriftsteller soll und was er vermag, das erfährt er an seinem Freunde, ihnen selber zum belebenden Glück, Anderen zum leuchtenden Vorbild. Eines Gedankens Ziel wird ja nicht im einsamen Denker, sondern in den Anderen erreicht, welche ihn aufnehmend weiterdenken. Bei solchen Freunden aber wird, was in dem einen geistig erblüht, im anderen zur Frucht gereift.

Gedanken empfangen und hegen ist Beginn und Bedingung

aller menschlichen Cultur; Gedanken schaffen und geben ihre höchste Leistung. Darum ist solche Freundschaft Urbild und Vorbild des menschlichen Verkehrs.

Also was es heißt, Mensch zu sein im höchsten Sinne und nach dem Höchsten zu trachten; wie die einzelnen Geister einander das Höchste sein können, weil sie aus dem Geiste der Menschheit heraus und zu ihm hin einander halten und hegen, tragen und stützen, führen und lenken: das erleben sie Alles durch ihre innere Gemeinschaft.

Von solcher Art war die Freundschaft zwischen Lessing und Mendelssohn. —

Aber noch ein anderes, weitaus glänzenderes Bündniß zweier seiner edelsten Männer sollte die deutsche Nation erleben.

Schiller und Goethe werden am meisten durch ihre Freundschaft (nach dem treffenden Ausdruck Herm. Grimms) zu einem „Collectivbegriff" in der deutschen Geschichte. Weithin leuchtet dieses Beispiel in die Geschichte nicht nur der deutschen Nation, sondern der Menschheit; denn sie stellen den in jedem Sinne des Wortes classischen Begriff der Freundschaft in neueren Zeiten dar, weil in ihr nicht nur das anziehendste Bild persönlicher Hingebung zur Erscheinung kommt, sondern auch die folgenreichste Verbindung der Geister zu ihrer eigenen Entwickelung, welche zugleich eine neue Stufe der Entwickelung des Nationalgeistes bedeutet. Wenn Freundschaft entweder in der Aneignung der Personen oder in ihrer Vereinigung der schaffenden Kräfte durch die gemeinsame Lösung der Aufgaben, denen sie gewidmet sind, ihre Vollkommenheit findet, dann sehen wir hier beides gleichschwebend auf der Höhe, und es ist nach den eigenen Aussprüchen beider Männer ungewiß, ob der beiderseitige Gewinn und Genuß gegenseitiger Hingebung oder der in ihren Werken und ihrem Wirken auf die Nation sichtbare Erfolg größer

gewesen ist. Oben ist der Zusammenhang hervorgehoben, in welchen die neuere Zeit das Wesen der Freundschaft mit dem erstrebten Ziel innerer Durchbildung und Ausgestaltung der individuellen Persönlichkeit gestellt hat. Goethe und Schiller waren zwei reife Männer, als sie sich nahe traten; aber dennoch oder gerade deshalb hatten sie den größten Einfluß auf die innere Vollendung der Persönlichkeit beider, denn sie waren von Haus aus grundverschiedene Naturen, und in ihrem Schauen und Schaffen, in ihrem Denken und Wollen vertraten sie zwei durch das Ganze menschheitlicher Entwickelungsthat und Gestaltungskraft hindurchgehende verschiedene Geistesrichtungen. Jede von beiden wurde durch die vollkommene Vertretung und die kritische Leuchtkraft der anderen in die hellste Beleuchtung gerückt, jede zugleich von den hohen, keimtreibenden Wärmegraden gegenseitig umspielt. „In dieser Freundschaft, sagt Goethe selbst, ist der große Bund geschlossen zwischen Subject und Object, zwischen Natur und Freiheit," und Schiller secundirte in seiner Weise, daß „die Speculation und die Intuition sich miteinander verbunden hätten," und daß der Weg zwischen Erfahrung und Anschauung an dem einen und Geist und Gesetz an dem anderen Ende in beiden Richtungen zurückgelegt werde. So empfanden „sie, zwischen denen die höchsten Gedanken ausgetauscht wurden, tief die welthistorische Bedeutung ihres Zusammengehens" (Grimm). Goethes geniale Eigenthümlichkeit gibt sich nicht am wenigsten darin kund, daß er in jedem Grade fähig und allezeit geneigt ist, alle und jede Art von Verbindung mit Personen und Dingen einzugehen, dann die ganze Stufenleiter der Innigkeit, in welcher sie möglich ist, hinauf-, aber auch wieder hinabzusteigen. An dem einen Ausspruch schon, „jede Sache, in welche der Mensch sein Interesse lege, sei ein Unendliches," ist es erkennbar, wie er jeder Sache und jeder Seele nach ihrer Eigenart eine grenzenlose Hin-

gebung widmen konnte; aber aus jeder Hingebung jeglicher Art nimmt er sich wieder in sich selbst zurück. Treu darin und dadurch vor und nach allem gegen sich selbst, empfindet er deshalb keinen Widerspruch gegen die Treue, wenn er im Anziehen und Fallenlassen, im Angezogensein und Losgebundensein eine souveräne Meisterschaft übt. — Die Welt ist reich an Erfahrungen, daß das Genie, welches eine vorzügliche Attractionskraft übt, dagegen eine überwiegende Repulsionskraft spielen läßt, welche auch den Anderen allmählich sich mittheilt. Schopenhauer, der die Einsamkeit des Genies auf seiner Höhe preist und aus seinen Vorzügen erklärt, citirt den Ausspruch Chamforts: „Es gibt wenig Fehler, welche einen Mann so sehr hindern, viele Freunde zu haben, als es große Eigenschaften zu thun vermögen." Die Verbindung aber zwischen Goethe und Schiller — spät, doch spät „mit um so größerem Gewinne, wie Schiller ihm schreibt, geschlossen, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben", — hatte ihren besten Grund gerade darin, daß es zwei Große waren, die sich fanden; der Eine thatendurstig und der Andere schaffensfroh;*) und dieses Verhältniß war — und wäre bei längeren Jahren gewiß nicht minder geblieben — von einer nicht nachlassenden Innigkeit, weil es „die Möglichkeit unendlichen Wachsthums in sich trug. Ihre Naturen waren so grundverschieden, daß niemals der Moment kommen konnte, wo Einer im Andern aufging." (Grimm.) In jedem von beiden war das deutlich erlebte und so oft und so energisch ausgesprochene Bewußtsein, daß das eigene Ich durch das andere von Grund aus erweitert und principiell ergänzt wird. „Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir

*) Damit kann man, glaube ich, ihren Unterschied im Verhalten zur Wirksamkeit der Litteratur im Wesentlichen bezeichnen.

gepflanzt worden wäre (ſchreibt Schiller, 21. Juli 97, alſo noch nach Jahren jenes innigſten Verkehrs, der um 94 begonnen hatte), und es freut mich, wenn ich für das Viele, was Sie mir geben, Sie und Ihren inneren Reichthum in Bewegung ſetzen kann. Ein ſolches auf gegenſeitige Perfectibilität gebautes Verhältniß muß immer friſch und lebendig bleiben, und gerade deſto mehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmoniſcher es wird und je mehr die Entgegenſetzung ſich verliert, welche bei ſo vielen anderen allein die Einförmigkeit verhindert."

Die Signatur dieſer Freundſchaft war nicht das Ariſtoteliſche „zwei Körper und eine Seele", ſondern — in jedem Körper zwei Seelen: zwei Seelen, die einander beleben und ſtärken, die einander leuchten, einander ſtacheln und reizen, aber über Alles einander rühren und erquicken. Mit Recht konnte deshalb Wilh. v. Humboldt von dieſer Freundſchaft ſagen: „Ein vorher nicht geſehenes Vorbild iſt damit gegeben, und es hat den deutſchen Namen verherrlicht." —

Und doch mit Recht nur in Bezug auf die Verherrlichung des deutſchen Namens; mit Unrecht aber nennt er „ein vorher nicht geſehenes Vorbild" ein Bündniß, deſſen Urbild im deutſchen Volke faſt drei Jahrhunderte vorher gegeben war, und welches noch viel gewaltiger und folgenreicher für die Entwickelung der deutſchen Volksſeele geweſen iſt. Muß ich es denn ſagen, daß ich die Freundſchaft zwiſchen Luther und Melanchthon meine? Humboldt konnte ſo nur ſprechen, weil bei ihm wie in der Seele nicht nur der Gebildeten, ſondern auch der Gelehrten die Art und Frucht jenes Seelenbundes meiſt vergeſſen iſt, welchem das deutſche Volk — und nicht dieſes allein — zunächſt den Ausbau der Reformation der Kirche verdankte, dann aber auch die weiter greifende Reformation der Schule und der Wiſſenſchaft, welche das tiefer gelegte Fundament bildet,

das auch den Katholiken zu gute kommen konnte und gekommen ist.

Vielleicht daß dieses Vergessen ein wenig durch die zeitweiligen Trübungen jener Freundschaft verschuldet ist, welche aus dem zur Unduldsamkeit gegen jede Abweichung geneigten Eifer des späteren Luther hervorgegangen sind. Bleibend aber ist sie niemals getrübt gewesen; und man wird, meine ich, nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß sie, gerade sie, diese Freundschaft, die so tief eingelebt war in diese hochgemuthete Seele Luthers, am meisten dazu beigetragen hat, ihn auf dem Wege der Gerechtigkeit, der Seelengröße und der Geistesfreiheit zu erhalten.*) Vergessen sollten nur diese leichten und flüchtigen Schatten, allezeit unvergessen aber das gewaltige Licht dieser Freundschaft sein, welche weit in die Räume der Geschichte hineinleuchten wird. Nicht in den Fachschriften bloß sollte die Rede davon sein; dieser Stern bedarf des Teleskops astronomischer Observatorien nicht, sondern jedes gesunde Auge kann sich an seinem Glanze erquicken.**)

---

*) Welche ja alle durch die Kleingeistigkeit solcher engmüthiger Parteigenossen bedroht waren, die nur aus der Schroffheit der Gegensätze ihre eigene Energie und Bedeutung schöpfen.

**) Von jenen nenne ich besonders: Henke, das Verhältniß Luthers und Melanchthons zu einander, Festrede 1860, und Galle, Versuch einer Charakteristik Melanchthons als Theologe, 1840.

Wenn Fortlage in seiner so vorzüglichen Abhandlung über die Freundschaft kein Wort der Erinnerung an die beiden Reformatoren hat, so mache ich nicht ihm, dem Einzelnen, ebenso wenig wie W. v. Humboldt den Vorwurf, wohl aber dem landesüblichen Gedankenkreise, welcher mit seinem Interesse jeden Seitenpfad nach dem Kleinkram neuester Detailforschung einzuschlagen liebt, es aber versäumt, die Wegweiser des Gemüths auf den großen königlichen Wegen sittlicher Entwickelung für jede neue Generation immer wieder neu aufzurichten.

Von den Griechen könnten und sollten wir vor Allem lernen, mitten im Wandel der Zeiten und Interessen immer wieder die großen Gestalten und die großen Gedanken uns selbst und besonders der Jugend

Luther und Melanchthon! Die beiden Freunde, deren Bund von unvergleichlichem Werth für einander und dennoch von noch höherem Werth für das Volk, dem sie angehören und dienen. Was ist Orest und Pylades, die ein individuelles Geschick des Einen an einander kettet; was David und Jonathan, obgleich diese Freundschaft eine Krone opfert; was alle sonstige Freundschaft gegen die, welche in dem gemeinsamen Werk, ihr Volk zu erleuchten und zu erheben, ihren vollkommenen Ausdruck findet!

Die Erscheinung dieser Freundschaft ist ebenso bis zur Rührung anmuthig, wie sie bis zu staunender Bewunderung ergreifend ist durch die einflußreiche Macht, welche sie auf die Erziehung des deutschen Nationalgeistes und ohne jede nationale Besonderung auf die Geschichte alles Unterrichtswesens, auf die Geschichte der Ausbildung und Einpflanzung von Wissen und Gesinnung ausgeübt hat, durch den hohen Rang endlich, den sie in der menschheitlichen Geschichte der Freundschaft selbst einnimmt.

---

vor Augen zu stellen. Daß sie dieselben Sagen-, Heroen- und Gedankenkreise allezeit im Leben, Dichten und Bilden vor der Seele hatten, das hat sie reich und tief und edel gemacht. Wie vielen von uns, die nicht Theologen sind, ist die Art der Herzensgemeinschaft Luthers und Melanchthons bekannt geworden? Wie vielen ist sie ins Herz gedrungen? Ist es nicht seltsam, daß auch Stäudlin (Prof. d. prot. Theologie — 1761 bis 1826 — Verf. zahlreicher Schriften zur Geschichte der Kirche und der Philosophie) in seiner „Lehre der Freundschaft" (1826) ihrer keine Erwähnung thut, vielleicht bloß, weil sie keine Abhandlung über die Freundschaft hinterlassen?

Und doch muß man sagen, daß jedes sprichwörtlich gewordene Freundespaar des Alterthums ein monumentum aere perennius aufgerichtet, daß in dem Fortleben und Fortwirken dieser Erinnerungen durch Jahrtausende eine tiefere Anerkennung derselben sich ausspricht, als in allen Tractaten über dieselbe. Man bespricht so oft den Unterschied von Leben und Wissen; hier aber vernachlässigt man das Wissen, welches eigentliches Leben ist.

Oder ist es nicht wahrhaft rührend, wenn Luther, der so viel Aeltere, Reifere, schon an der Spitze des Glaubenskampfes stehende Luther, wenige Zeit nach Melanchthons Ankunft in Wittenberg über ihn schreibt: „Unser Melanchthon ist ein bewundernswerther Mensch, ja in allen seinen Gaben fast über das menschliche Maß, gegen mich aber sehr vertraut und freundlich."

Und dieser wiederum nennt den Luther, öffentlich oder in Briefen oder in Gesprächen mit Dritten, immer seinen „Vater", den „christlichen Sokrates"; „so oft er ihn ansieht, kommt er ihm immer größer vor"; nach Melanchthons Meinung ist Luther „das Göttlichste jetzt auf der Erde" — „sein Elias", „der Apostel der Gegenwart". Und Luther wiederum schreibt (im September 1523) an Billicanus: „Den Philippus achte ich nicht anders als mich selbst; ausgenommen in Hinsicht auf die Gelehrsamkeit und die Unbescholtenheit seines Lebens, wodurch er mich beschämt, daß ich nicht bloß sage: übertrifft." *)

*) Mögen noch einige Stellen, welche das Verhältniß beider zu einander beleuchten, hier Platz finden.

Dem Melanchthon wird 1520 eine Professur in Ingolstadt angetragen: er lehnt ab und schreibt an Heß: „Sterben will ich lieber, als mich von diesem Manne hinwegreißen lassen"; und gegen Ende des Jahres schreibt er an Spalatin: „Selbst über mein Leben geht mir Martins Wohl, so daß für mich nichts betrübender sein könnte, als wenn ich seiner entbehren müßte." Auf die Nachricht, daß der Gesundheitszustand Luthers schwankend geworden sei, beeilt er sich, Spalatin um äußerste Fürsorge zu bitten: „Die Leuchte Israels, fügt er hinzu, ist durch ihn angezündet; würde sie verlöschen, welche andere Hoffnung bliebe uns noch übrig? So versäume denn kein Mittel, um den besten Weg zur Hilfe zu finden, nicht nur für ihn, sondern auch für uns, ja vielmehr nur für uns. Denn ich weiß es, wie sehr er wünscht abzuscheiden und bei Christo zu sein. Ich habe hier die Aerzte um Rath gefragt, aber Du weißt, was sie für einen Abwesenden antworten. O könnte ich doch mit meinem Tode das Leben dessen erkaufen, der jetzt das Göttlichste auf dem Erdkreise."

Luther dagegen schreibt ihm von der Wartburg: „Du unterdeß, ein

Wie sind diese zwei Seelen in ihrem Bunde Ein Ich geworden! Aber als geschieden dennoch von ihm betrachtet sich Luther nur, um, was er auf sein eigen Selbst nicht sein dürfte, auf ihn stolz sein zu dürfen. Des Melanchthon Vorlesungen über den Römerbrief gibt Luther heraus, aber er widmet sie ihrem Autor, und in der Dedication schreibt er: „Gut, sei Du demüthig, aber mich laß auf Dich stolz sein!"

Auch diese Freundschaft beruht auf dem harmonischen Zusammenklingen zweier von Haus aus grundverschiedener Seelen, Gemüther, Charaktere. Wie bei Schiller und Goethe sind es große, allgemeine, durch Natur und Geschichte des Menschen hindurchgehende Gegensätze, welche sie vertreten. Viel gewaltiger, unmittelbarer eindringend in die Volksseele ist ihr Zusammenwirken; wie der schicksalsschwere, in die Tiefen des Gewissens

---

Diener des Wortes, halt an mit Lehren und festige die Mauern und Thürme Jerusalems, bis sie auch Dich angreifen. Deinen Beruf und Deine Gaben kennst Du . . Ich bete für Dich ganz besonders, wenn mein Gebet, wie ich denn nicht zweifle, etwas vermag . . ."

Fast zehn Jahre später schreibt Luther an Jonas in zweien Briefen: „Unserem Philippus hat der Herr am vergangenen Sonntage seinen Sohn Georg genommen. Da kannst Du nun denken, welche Mühe und Sorge wir haben, daß wir diesen Mann von dem zartesten und empfindsamsten Gemüthe trösten. . . . . Du weißt, wie viel daran gelegen ist, daß dieser Mann lebe und erhalten bleibe; wir alle sind mit ihm krank und betrübt." Und dann, etwa 14 Tage später: „Noch klagt Philippus. Wir alle gehen ihm zur Seite, wie es sich für uns in Bezug auf einen Mann der Art gebührt. Möchten doch zu ihrer Demüthigung vielmehr alle Timonsseelen solches zu tragen genöthigt sein, die vor Stolz auf ihre Weisheit nicht wissen, einen wie großen Vorzug diese einzige Person von allgemeiner Bedeutung, wenn auch sündig und schwach, vor vielen, ja vor allen Tausenden von Hieronymi, Hilarii und Macarii voraus hat — welche allzumal nicht werth sind, meinem Philippus die Schuhriemen aufzulösen. Denn was haben jene Privatheilige und die unbeweibten Bischöfe allesammt vollführt, das mit einem Jahre des Philippus, ja mit einem Abschnitte aus den Locis communibus verglichen werden kann?"

hinabreichende Ernst des Lebens zur gewinnenden Heiterkeit der Kunst; wie das inwendige Mark des Lebens zu seinem formschönen Schein; wie der das zeitliche und ewige Heil suchende, in Glauben und Wissen und Handeln ringende Kampf der Seele zu dem reizvollen Spiel des Schönen*) — so verhalten sich die Paare zu einander. Hier wie dort ist die Freundschaft auf Kameradschaft im Streben und auf Anziehung der Persönlichkeit zugleich begründet: Luther aber und Melanchthon sind nur ganz in der Sache, ganz in dem allgemeinen Interesse oder rein in dem Reiz und in der Macht der Persönlichkeit miteinander verbunden; weit ab aber liegt beiden die persönliche Sache oder das persönliche Interesse, welches denn doch bei Schiller wie bei Goethe zuweilen eine bis ans Bedenkliche streifende Rolle spielt. So sind auch die Gegensätze in beiden verschieden, welche nach ihrer Verwandtschaft und ihrem Unterschied zu erforschen eine vielfach lohnende Aufgabe wäre. Uns aber mag in Bezug auf Melanchthon und Luther Eins zu beachten genügen. Es ist der Gegensatz: hier das schlichte, derbe, feste Volksgemüth, das in Allem von seinem Gewissen getrieben und darum zum Kampfe getrieben wird, zur streitfrohen Abwehr des Schlechten und Verdammung des Bösen; die mit hohem Muth schier unbedenklich aufs Ziel dringende Energie, welche in der Form des eifervollen und thatendurstigen Glaubens ihren sprechenden Ausdruck findet; — dort aber eine nicht minder gewissenhafte, aber sinnende Erwägung, die nach Gewißheit im Wissen trachtet, welches zum Führer der Seele werden soll; das unausgesetzte Streben, aus dem Brunnen der Zeiten Gedanken zu schöpfen und am eigenen Tage Gedanken zu schaffen, um die Lebenswege

*) Das zwar auch eine erziehende, aber nur durch genußreichen Schein und ideale Lockung erziehende Kraft übt.

und die Glaubenspfade zu erhellen, auch mit dem Lichte heidnischer Denkerkunst und mit der Fackel naturwissenschaftlicher Erkenntniß; welches Alles in der auf ein Friedensziel gerichteten Forschung zusammengefaßt wird. Alles in Allem sucht und findet Luther immer bei Melanchthon für seinen Glauben Erleuchtung, und dieser bei jenem für seine Forschung die Energie der Glaubenskraft. Aus jeder einzelnen Arbeit, jedem besonderen Werk, Streit und Beginnen, worin andere Menschenkinder sich verlieren, erheben diese beiden sich immer wieder als ganze und geschlossene Persönlichkeit, welche Luther in seiner nie zu verkennenden Weise mit den im tiefen Relief geschnittenen Worten also gezeichnet: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen; darum meine Bücher vielstürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Mag. Philippus fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm hat gegeben seine Gaben reichlich. O der seligen Zeit!“ —

Dieses einzige „O der seligen Zeit!“ ist ein Jubelton, wie er selten in der Geschichte der Menschheit erklungen, und es ist zugleich das höchste Triumphlied der Freundschaft, das jemals angestimmt worden ist. Und die „Gottseligkeit“ beider und das Bauen und Richten derselben in aller Herzen ist der Grundton, auf den das Lied gesetzt ist. Die Alten haben schon das Echo in der Natur als eine Göttin gedacht; das der Seelen ist gewiß etwas Göttliches; denn es deutet auf den höchsten Ort, in welchem die Geister Eins sind, weil sie aus ihm die Kraft und das Gesetz ihres Lebens empfangen.

Das, was wir aus all diesen historischen Beispielen, welche wohl alle Arten von Freundschaft umfassen, über das Wesen derselben, über ihre Quelle und ihren Erfolg lernen, will ich nun noch einmal in raschen Zügen zusammenfassen.

Die Freundschaft im modernen Sinne ist eine freie, auf keinen Naturzweck gerichtete Verbindung der Seelen, welche in dem Gefühl ihrer Hingebung und Anziehung an einander und ihrer gegenseitigen Zusammenschließung und Aneignung ihren specifischen psychologischen Charakter hat. Alles Andere, was wir bei ihrer Erscheinung beobachten, kann zu den Anlässen, Umständen und Folgen gehören, bedeutet aber nicht sie selbst. Zu den ethischen Gefühlen rechnen wir sie, weil man mit Fug und Recht von allen ethischen Ideen behaupten kann, daß sie in der Zusammenschließung der Geister, in der Bildung von Seelengemeinschaften theils ihr höchstes Ziel, theils das wesentlichste Mittel besitzen. Der Einzelne, Einsame ist in der Natur und in der Cultur öde und verlassen, ohne Genuß, ohne Würde: alle Kräfte, alle Reize und alle Zwecke des Lebens erheischen Gemeinschaft. Darum, sage ich, ist Ziel aller ethischen Thätigkeit: Herstellung geistiger Gemeinschaft, Stiftung und Ausbildung geordneter, gemeinsam schöpferischer Gesellschaft. Die Ideen des Rechts, der Billigkeit, des Wohlwollens erzeugen stufenweise ein Zusammenleben, welches die Trennung, die Feindschaft, den Kampf aus egoistischen Interessen überwinden soll. Freundschaft nun ist ein Gefühl der innigsten Zusammenschließung; in ihr erfüllt sich unmittelbar der ethische Zweck. Also abgesehen noch von dem ethischen Erfolg, den wir später besprechen werden,*) und obgleich man sie als ein natürliches und von natürlichen

*) Der ethische Erfolg eines psychologischen Vorgangs verleiht diesem allerdings noch nicht die Natur oder den Charakter des Ethischen. Die Beschäftigung mit der Mathematik, mit der Musik, sogar mit gewissen

und zufälligen Bedingungen abhängiges Gefühl nicht zu den sittlichen Pflichten zählen kann, ist die Freundschaft eine Thatsache, welche den Menschen in den Stand ethischen Daseins erhebt.

Auch dies ist offenbar, daß die Freundschaft zwar von der Natur und dem Schicksal des Menschen bedingt ist, daß aber in der sittlichen Ausbildung eines Menschen ein wesentlicher Theil ihrer natürlichen Bedingungen erfüllt ist, so wie umgekehrt aus dem natürlichen psychologischen Ereigniß derselben ein vorzügliches Mittel zu höherer ethischer Entwickelung entsteht. Unter allen Interessen, welche den Menschen von Haus aus, nach seiner natürlichen und sittlichen Beschaffenheit, anziehen, in Bewegung setzen und durch ihre Erfüllung beseligen, bildet Zusammenschließung mit einem Anderen eines der stärksten und der höchsten.

Diejenige Theorie aber führt uns irre, welche, alle Gefühle ohne Ausnahme als solche der Lust oder Unlust bezeichnend, das Gefühl der Freundschaft als eins der Lust betrachtet. Es kommt viel darauf an, das Reich der Gefühle nicht in die des Schmerzes und der Lust aufgehen zu lassen, sondern die ethischen Gefühle und die religiösen als specifische und selbständige Arten desselben zu erkennen. Nicht ein Gefühl der Lust an der Person, an den Vorzügen des Freundes, nicht eins der Hoffnung auf Gewinn und Behagen aus dem Zusammenleben mit ihm ist die Freundschaft selbst. Stärker als alle Lust, aber auch inniger und eigenartiger, die edlere Natur des Menschen bezeichnender ist das reine Gefühl der Verschmelzung der Persönlichkeiten.*)

Spielen kann auf die sittliche Bildung eines Menschen von großem Einfluß sein, aber sie ist selbst nicht unmittelbar ethischen Wesens.

*) „Freundschaft ist hier, bemerkt Fortlage (in Bezug auf das Bei-

Der Einwand liegt ja nahe, daß denn doch thatsächlich mit der Freundschaft ein hoher Genuß, eine tiefe Befriedigung, also ein Lustgefühl verbunden ist. Die Chemie des Psychischen leidet den Mangel, daß sie die Elemente allerdings nicht isoliren und nicht isolirt vorzeigen kann; aber der Wechsel der Umstände gestattet Schlüsse aus der Beobachtung, welche das Experiment entbehren läßt. Man bedenke also: Wie ist es denn bei dem Verlust des Freundes? Erhält sich nicht, steigt nicht oft genug mit demselben die Freundschaft, das Gefühl der Zuneigung, Hingebung, der Einheit, der Seelengemeinschaft? Wie lehrreich ist da die Homerische Dichtung. Die ganze Gluth der Freundschaft des Achill bricht erst hervor nach dem Tode des Patroklos; jetzt erreicht die Liebe ihr höchstes, wohl von

---

spiel eines Rabbi Eleasar aus Bartotha) ein unmittelbarer Zug der Seele, welcher keine andere Ursache hat, als eine erhöhte, verstärkte und verfeinerte Empfindung vom inneren Zusammenhange der Seelen, welche bei diesen Personen zu einer solchen Höhe herangewachsen ist, daß sie die Scheidewand des Eigennutzes, welche Person von Person trennt, im Geiste überhaupt als gesunken betrachten. . . . . Daher ist nun die Freundschaft als der Sinn des Zusammenhanges der Seelen für einen Urtrieb oder Grundtrieb der Menschennatur zu erklären. . . . Man kann hiergegen nicht geltend machen, daß derselbe dann auch bei allen Personen in gleicher Höhe und Stärke vorhanden sein müßte; dieses würde nur dann der Fall sein müssen, wenn er der einzige und ausschließliche Grundtrieb wäre und ihm nicht in der Selbstsucht, Andere zu beherrschen 2c. . . . ein eben so ursprünglicher Gegentrieb kämpfend entgegenstände, derselbe Trieb, welchen Schopenhauer den Willen schlechthin oder den Trieb zur Bejahung des Lebens genannt hat, jedoch mit Unrecht. Denn beide Grundtriebe gehören gleicherweise zum ursprünglichen Willensvermögen. Beide Grundtriebe bejahen auch das Leben eben so sehr, als sie es beide verneinen." — Und weiterhin: „Die Eigenschaft der Freundschaft, ein Grund- und Urgefühl zu sein, gründet sich . . . darauf, nicht aus anderen Trieben, Empfindungen und Bedürfnissen abgeleitet werden zu können, sondern eine Eigenschaft zu sein, welche über alle vereinzelte Antriebe des Nutzens und der sinnlichen Bedürfnisse hinüber unmittelbar in die tiefsten Zusammenhänge der Personen innerhalb eines allgemeineren Lebens, welchem sie als Glieder angehören, hineinweiset."

ihr selbst nicht geahntes Maß — aber die Seele ist voll Schmerz.

Der eigentliche psychologische Charakter der Freundschaft ist die Erweiterung des Selbstgefühls; die Erweiterung und mit derselben die vom Grunde der Seele bis auf ihre höchste Höhe reichende Veränderung des Selbstgefühls. Das Selbst hat seine verschiedenen Manifestationen im Selbsterkennen, im Wollen, im Ergreifen und Gestalten von Objecten u. s. w. Das Selbstgefühl aber ist eine hervorragende Form desselben. Durch das Gefühl der Freundschaft als das der Zusammenschließung mit einem Andern wird der wesentliche Charakter des Selbst und die Weise des Selbstgefühls geändert.*)

Oder was ist es anderes als eine Erweiterung des Selbstgefühls, durch welche der Andere mit aufgenommen wird in den Umkreis meines eigenen Selbst, wenn Luther sagt: „Laß mich stolz auf dich sein!“ Ueberlege man doch wohl, wie der Stolz

*) Fortlage: „Man hat Orgeln, welche so eingerichtet sind, daß bei der Ziehung eines gewissen Registers mit Berührung einer Taste zugleich der Pedalton oder die untere Octave ihres Tones mit erschallt. Von solcher Art ist das Empfinden unter Gleichgestimmten oder Gleichgesinnten. Der Klang eines jeden Tons wird voller. Das Gefühl des eigenen Lebens wächst. Dieser Grund der Zuneigung hat aber mit einem Austausche von allerlei Bedürfnissen oder Nothwendigkeiten des Lebens nicht die mindeste Aehnlichkeit.“ — Und an einer anderen Stelle: „Der Einsame besitzt sich zwar selbst, aber nur ein einziges Mal. Der kameradschaftlich Lebende findet auch außerhalb seiner sich wieder, kommt daher niemals in Gefahr, aus dem Wohlbehagen seines Selbstgefühls und seiner Bestrebungen, welche ihn erfüllen, hinausgeworfen zu werden.“ Vgl. dazu Bd. I S. 136 über Ehre und Ruhm. — Ganz vorzüglich aber sind die feinen Bemerkungen Fortlages über die Kehrseite der Freundschaft, über die Spinne und die Spinnenfeindschaft. „Weil nun die Verstärkung ihres Selbstgefühls auf dem directen Wege der Geselligkeit und Kameradschaft nicht gelingen will, so verstärken sie es auf dem indirecten Wege des Hasses und der Wuth auf einander. Denn die Verstärkung des eigenen Selbstgefühls ist jedem lebenden Wesen ein stärkeres Bedürfniß, als Essen und Trinken.“

auf der gegensätzlichen Erhebung des eigenen Ich gegen Andere beruht, während er hier grade aus der Aneignung des fremden Ich an das eigene Selbst hervorgeht. — Der Stolz kann je nach dem Maße und den Umständen eine Tugend oder auch ein Laster sein; — der Stolz auf den Freund ist immer eine Tugend.

Wessen Seele, Gefühl, Gemüth durchdrungen ist von der Freundschaft, dessen Selbst lebt nicht in der Form des Ich, sondern zu allen Zeiten und in allen Stücken in der Form des „Wir". Die leibhaftige Trennung des Menschen in des Wortes strengster Bedeutung ist die Ursache, daß wir die abgesonderte Ichheit immer als das Primäre, aber auch als das Unüberwindliche ansehen, welchem gegenüber die Zusammenschließung nur wie ein Zufälliges und Vorübergehendes erscheint. Dies aber ist der echte idealistische Zug und Trieb im Gefühl der Freundschaft, daß die seelische Trennung trotz der leiblichen Geschiedenheit überwunden werde. Wie eine Mutter überwiegend im „Wir" mit ihrem Kinde lebt, wie in diesem Wir das andere Ich fast mehr als das eigene gilt und verstanden wird — hier aber aus dem Naturgrunde —: so strebt die Freundschaft auf dem Grunde des Idealismus nach einem Wir. Für einen Jonathan ist David sein alter ego; aber in dem Wir, der Einheit, die beide ausmachen, ist er selbst das zweite Ich. Denn das Wesen und der Grund alles wahren Idealismus besteht in der wirksamen Existenz, im maßgebenden Werth und der absoluten Geltung des Geistigen. Das Geistige aber in zweien Personen ist der vollkommensten Verschmelzung fähig.*)

*) Fortlage meint: „Der Trieb der Selbstsucht und Herrschsucht bejahet das niedere, das sterbliche, das Naturleben und verneint das höhere, das unsterbliche, das Geistleben. Der Trieb der Einigung und

Zu dem innersten Sinn und Grund des die Freundschaft bildenden Gefühls soll uns nun noch die folgende Betrachtung leiten:*)

Wie man auch über die Einzelwesen, die unsere Erfahrung in der Welt antrifft, denken mag, ob man zurückgeht auf eine Theilung in Monaden, oder ob man das ganze Universum als Eine Substanz auffaßt, von welcher dann die einzelnen, individuell wirkenden Wesen Theile wären, darin ist die Betrachtung an der Hand der Erfahrung nothwendig einig, daß wir auf Einzelwesen kommen, die von einander zunächst getrennt, verschieden sind, deren jedes ein bestimmtes Kraftmaß vertritt und eine bestimmte Wirkungssphäre hat, eine Wirkungssphäre, welche jenem Kraftmaß entspricht. Jedes Wesen ist so seiner Natur

---

der Freundschaft bejahet das höhere, das unsterbliche, das Geistleben und verneint das niedere, das sterbliche, das Naturleben. Der letztere ist der mit den Zwecken der Vernunft übereinstimmende, der erste der denselben entgegenkämpfende Naturtrieb."

Ich verkenne die edle Richtung dieses Gedankens gewiß nicht und zolle ihr herzliche Anerkennung. Aber der Begriff der Erweiterung und Veredlung des Selbstgefühls, den ich als Deutung der Freundschaft oben eingeführt, scheint mir die Schroffheit ursprünglicher Gegentriebe zu beseitigen und die Annahme eines Grundtriebes im Menschen unnöthig zu machen, welcher den Zwecken der Vernunft entgegenkämpft. Vielmehr in der Freundschaft, aber auch in allen jenen Seelengemeinschaften, welche durch die Ideen gestiftet und geleitet werden, von denen die Völkerpsychologie zu handeln hat, wird der Egoismus der Natur überwunden, aber nicht aufgehoben, seine treibende Macht in den Dienst der Idee gestellt, aber nicht vernichtet; alle Kräfte werden vielmehr von der Vernunft geleitet und aufgenommen in den Bund des Geisterreichs. Auch die natürlichen und die egoistischen Triebe mit all ihren Erfolgen müssen das Ich ausstatten, es erfüllen und bereichern, um seine Hingebung werthvoll zu machen. Nur aus zweien Ich wird ein Wir; nur wo Natur und Geist zusammenwirken, wird dieser den Bestand und jene den Adel des Daseins gewinnen. Man vergleiche dazu den oben sogleich folgenden Gedankengang und den Schluß dieses Bandes.

*) Vgl. Ideale Fragen S. 112f.

nach in seinem Werth und in seinem Wirken eingeschränkt auf dieses Maß seiner Kraft und auf diese Sphäre seiner Wirkung. Zwar kann lebendige Kraft von einem Wesen auf das andere übertragen werden; aber das Maß der Kraft, dessen Träger und Vermittler ein Wesen werden kann, ist ein beschränktes. Ein Blick in die körperliche Natur zeigt uns ferner, daß jedes materiell-reale Wesen eine eng begrenzte Wirkungssphäre hat auf seine nächste Umgebung. Scheinbar treffen wir weithin zielende Wirkungen. Das Sonnenlicht dringt nicht bloß zur Erde, sondern durch immer weitere und weitere Räume des Universums. Genauer erwogen geht auch der Lichtstrahl, die eigentliche Lichtwirkung nur auf das nächste Molekül des Aethers über, indem es dasselbe in Bewegung setzt; diese Bewegung des Aethers pflanzt sich fort. Alle physische Wirkung ist so auf die nächste Umgebung beschränkt, und nur das Nächste wirkt durch seine Thätigkeit wieder auf ein Anderes, das an dasselbe angrenzt. Wenigstens ist das die jetzt allgemein geltende Anschauung innerhalb der Metaphysik und innerhalb der Physik, daß von einer Wirkung in die eigentliche Ferne nicht die Rede sein kann. Lassen wir etwaigen Streit darüber beiseite. Auch die Wirkung in die Ferne würde uns zeigen, daß jedenfalls die Wirkungssphäre für ein Wesen nicht größer sein kann, als sich aus dem Kraftmaß, welches ihm zukommt, ergibt. Daher auch, wo ein und dasselbe Wesen etwa größere Bewegungen durch das Universum vollzieht, ein Reales in der Mitte anderer Realen weite Wege seiner Wirksamkeit zurücklegt, hat es doch nur eine wechselnde, aber immer eine begrenzte Wirkungssphäre; denn wirkt es an einem folgenden Orte, so wirkt es nicht mehr an dem früheren. So ist also jedes Ding je an den Ort, an welchem es sich befindet, oder an eine seinem Kraftmaß entsprechende Umgebung gebunden, auf welche es überhaupt wirken

kann. Man sieht leicht, wie die Natur des Psychischen einen völligen Einschnitt macht in die Art der Wirksamkeit, welche sonst das Universum uns zeigt. Hier ist einer der schärfsten Gegensätze, auf welchen zu achten in der Frage des Materialismus oder seines Gegentheils durchaus nothwendig ist. Für jedes Wesen sind die anderen irgendwie Object seiner Thätigkeit; Objecte seiner Thätigkeit können sie aber nur in seiner Wirkungssphäre sein. Anders ist es im denkenden Geist. Die Wirkungssphäre des denkenden Wesens ist nicht beschränkt, weder durch den Raum noch durch die Zeit. Nicht als ob es wahr wäre, wie man so häufig abstract den Gedanken ausspricht: der Geist sei frei überhaupt von Raum und Zeit. Das ist eine Uebertreibung. In Bezug auf den Proceß seiner Thätigkeit ist der Geist an Raum und Zeit gebunden. Aber in Bezug auf den Inhalt seiner Thätigkeit ist er davon frei, ist er mindestens in dem Sinne frei, daß er von Haus aus und seiner Natur nach in der Fähigkeit, unendlichen Inhalt in sich aufzunehmen, unbeschränkt ist. Ganz wie die Erfahrung es uns zeigt, kann er stufenweise seinen Inhalt erweitern. In dem Maße als die geistige Entwickelung des Menschen sich erhebt, in dem Maße als seine Thätigkeit reicher und ergiebiger und tiefer und ausdauernder wird, in dem Maße namentlich als sie historisch angesammelt und so progressiv durch die Zeiten vermehrt wird: in demselben Maße wird die Sphäre der Objecte für jede spätere denkende Seele reicher und weiter, dergestalt, daß wir — dies darf nicht ungesagt bleiben — schließlich wenigstens in ganz abstrakter Weise den Begriff des Unendlichen selbst zum Object des Denkens gemacht sehen. Das endliche, in seinem Proceß — auch psychischen Proceß — durchaus an Zeit und Raum gebundene Wesen hat zu seinem Inhalt das Unendliche. Dies ist zwar eine reale und natürliche Wirkung in die Ferne,

sei es der Zeit, sei es des Raumes, aber doch zunächst nur eine subjective Ausdehnungsweise der Wirksamkeit psychischer Individuen. Wovon wir aber in unserem Zusammenhange hier zu reden haben, ist noch ein anderes.

Nämlich nicht bloß im Denken, im theoretischen Anschauen erweitert sich das psychische Wesen, erhebt sich seine auf einen bestimmten Punkt im Universum zunächst beschränkte Natur zu einem Inhalt, der vielleicht in irgend einem Sinne einmal das ganze Universum selbst umspannen kann, sondern eine andere Art von Zusammenschließung der Seelen in ihren Thätigkeiten wird von Haus aus nach einem ursprünglichen Trieb von den geistigen Subjecten gesucht. Alle die Formen, welche wir also genannt haben: Liebe, Freundschaft, Ehe, Verwandtschaft, aber auch Bündnisse der Kameradschaft, der Geselligkeit, selbst das Verhältniß der Pietät, — alle diese gehen darauf aus, daß die Seelen sich nicht als isolirte reale Wesen mit isolirten Kraftmaßen oder Kraftquellen betrachten, sondern als zusammengeschlossene, als gegenseitig so auf einander bezogene, daß sie eben in ihrer Thätigkeit und durch dieselbe eine Einheit bilden.

Aber noch eine Art der Erweiterung des psychischen Selbst eines Menschen finden wir in der Erfahrung: sie ist in alle dem gegeben, was wir Besitz oder Eigenthum nennen.

Jenes ursprüngliche, natürliche Kraftmaß, welches jedem Realen zukommt, wird hier auf eine andere Art ausgedehnt. Die natürliche Beschränkung der Expansion eines Wesens wird durchbrochen dadurch, daß eine Kraft zur Kraft über Kräfte wird, daß eine Person Herrschaft übt über andere Kräfte, sie sich aneignet und mit ihnen wie und als mit ihren eigenen zu operiren die Freiheit gewinnt. Dies geschieht dann innerhalb der menschlichen Gesellschaft in der bestimmten Form, daß von den vielen mechanischen Kräften der verschiedensten Art, welche

bereit sind, in die Botmäßigkeit des Menschen zu treten, jedem ein Quantum zukommt, über welches sein Ich, seine Persönlichkeit mit ihrem regierenden Willen die Macht ausübt; die eigene Kraftsphäre eines jeden Individuums wird also bereichert und erweitert durch die erworbene und ihm als Eigenthum zugehörige Summe physischer Kraft. Verhältnißmäßig geringfügig erscheint nun diese Art der Erweiterung des Ich durch seinen Besitz, wie wichtig sie auch für das Leben sein mag, und wie abhängig unsere ganze politische und sociale Existenz von ihr ist, im Vergleich zu dem Besitz eines anderen Menschen. In dem Augenblick, da das Kind so weit ist, daß es versteht, was die Mutter sagen will, wenn sie sagt: „Mein Kind", oder daß es seine eigenen Worte versteht, wenn es sagt: „Meine Mutter", „Mein Vater", —*) sobald diese eigenartige Aneinanderknüpfung zweier psychischer Subjecte sich vollzogen hat, daß sie sich als Erfolg ihrer eigenen inneren Regungen zusammen wie eine Einheit ansehen oder ihre gegenseitige Zugehörigkeit zu einander empfinden, — in demselben Augenblick ist die innere Natur eines Menschen eine ganz andere geworden; und sie ist zugleich etwas geworden, was außer ihr und ihresgleichen im ganzen Universum nicht vorhanden ist. Diese Art der Zusammenschließung zweier von Haus aus getrennter und physisch in der Trennung beharrender Kraftquellen und Kraftmaße, dieses aus innerem Drang, vermöge der beiderseitigen und gegenseitigen Regungen der Seele Sich-aneinanderschließen, dieses Erzeugen also einer ganz neuen

*) In Bezug auf die Philia der Griechen bemerkt Ernst Curtius: „Auch die Sprache gibt uns lehrreiche Winke über die eigenthümliche Auffassung: Philos heißt „lieb" und ist in diesem Sinne von so umfassender Bedeutung, daß es Alles, was uns ans Herz gewachsen, ja Alles, was uns zu eigen geworden ist, bezeichnet, so daß es fast nur ein gemüthlicherer Ausdruck für die besitzanzeigenden Fürwörter geworden ist." — Im sächsischen Dialect dagegen bedeutet „mein" so viel als „lieb".

und weitaus tieferen Art von Verbindung der Weſen, als wie ſie etwa die phyſiſche Natur uns irgend darbietet, iſt das Specifiſche und darum auch ſo unſäglich Ergreifende und Folgenreiche für den Menſchen. Es gibt gar keinen höheren Beſitz; — die Welt erringen und an uns ketten, die Welt uns botmäßig machen, ſie unſer eigen nennen, Alles dies verſchwindet wie ein Nichtiges daneben, daß wir eine andere Seele unſer eigen nennen. Dadurch erſt werden wir im höchſten und wahren Sinne des Wortes Menſchen, darin erwerben wir den letzten und reinſten Genuß, den alles Seiende uns bieten kann; dadurch erſt hören wir auf, bloße phyſiſche Kraftſummen — vergleichbar irgend welchem Träger mechaniſcher Thätigkeit, die in der Natur vollzogen wird — zu ſein, — daß wir dieſe eigenartigſte Beziehung gegebener realer Weſen zu einander erringen, daß wir durch ihre Liebe, Zuneigung, Aneigung — und wie die Sprache es ſonſt noch bezeichnen mag — kurz daß wir eine zweite Seele als die unſere gewinnen.

Wenn aber auch dieſes Anſichziehen der Welt, dieſe Unterwerfung von Kräften, dieſer Gewinn von Seelen und Herzen alle Größe und alles Glück des Menſchen bereitet: jeder wahrhafte Adel und jede wirkungsreiche Erhebung des Gemüths beſteht doch nur in der Hingebung. Jene Expanſionskraft des eigenen Ich erreicht erſt dann ihr höchſtes Ziel, wenn es denkend, ſchaffend und handelnd an die eroberte Welt und andere Seelen ſich ſelbſt hingibt. Die ſteigende Erkenntniß der äußeren und der geiſtigen Welt muß uns bereichern, die ſteigende Beherrſchung und der Genuß derſelben kann uns beglücken; aber die würdevolle Vertiefung des eigenen Ich fließt nur aus ſeiner ſtufenweiſen Hingebung, welche zugleich die Quelle alles wahrhaft Guten iſt. Wir müſſen unſer Ich bereichern, um ſeiner Hingebung Werth zu ſchaffen, grade ſo wie wir äußeren Beſitz er-

werden müssen, um ihn hingeben zu können; aber nicht wen und was wir anziehen, sondern wer und was uns anzieht, bestimmt den Reiz und den Werth unseres Daseins. Es würde nicht schwer fallen zu zeigen, wie Zusammenschließung der Seelen der Grund und das Ziel für die meisten Lebenswerthe ist, die wir erstreben. Die volle Zusammenschließung aber gründet sich auch immer auf eine Gegenseitigkeit, in welcher zugleich Genuß von und Leistung für einander unwillkürlich und unzertrennlich verbunden sind.*)

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß es ganz gewiß zu den höchsten Keimkräften der Menschheit gehört hat, daß beide Punkte, die wir hier als specifisch verschieden für die eigentliche Würde des Menschen erkannt haben, ineinander fielen: die Ausdehnung nämlich meiner psychischen Thätigkeit auf Objecte bis auf das Unendliche hin und zu gleicher Zeit die Zusammenschließung mit diesem Wesen; die Hingebung an ein Unendliches und der Gedanke, daß auch das Unendliche, das wir erfassen, uns zugewendet ist. Die Thatsache, daß Jemand gesagt hat „mein Gott" und „ich bin Gottes", ist zu einem der prägnantesten Züge in der specifischen Natur des Menschen geworden. Daher auch von jeher, nur in aufsteigenden Formen, die Verbindung dieser beiden Züge miteinander im Menschen, die Verbindung von Liebe und Religion: der Zug der Zusammenschließung überhaupt oder die Liebe, und der Zug der Zusammenschließung mit einem erkannten Unendlichen oder die Religion.

---

*) Goethes Worte:

„Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben, ist Genuß." —

finden eben so wohl der Freundesseele wie der Weltseele gegenüber Anwendung.

Durch alle Fehler und Schwächen des Menschen, ja durch alle sumpfartigen Tiefen, durch welche das Wesen der Liebe hindurchgehen kann, ist auch die Religion hindurchgegangen; und auch die Verbindung beider miteinander hat, der endlichen Natur mit ihren Eigenheiten anheim gegeben, dieser Schwäche des Menschen sich nicht überall entziehen können, dergestalt, daß wir Verbindungen von sinnlicher Liebe mit religiösen Gefühlen immer wieder unter den Menschen in kleineren oder größeren Kreisen auftauchen sehen, welche beide, die Religion und die Liebe, durch die Art ihrer Verbindung zu erniedrigen geeignet waren. An den Krankheiten so gut wie an der Gesundheit erkennt man die Kräfte, welche in einem Organismus thätig sind.

Also dies, Zusammenschließung mit anderen Seelen, ist es, was als ein allgemeiner und nach dem Maße der Entwickelung immer höher gehender Trieb in jedem Selbst sich findet, und das ist es, was alle jene Formen des Zusammenlebens und der Hingebung erzeugt hat.

Unter ihnen nun haben wir die Freundschaft dadurch hervorragen sehen, daß sie ein Erfassen und Aneignen der Personen bedeutet, zu gar keinem anderen Zweck, als um sich mit ihnen Eins zu fühlen, mit ihnen zusammen ein gemeinschaftliches Leben auszumachen.

Aus dem bezeichneten Charakter der Freundschaft ergibt sich zweierlei: Einmal, wie zu den anderen freien Berührungen der Menschen, aus welchen zuweilen und über welche immer sie sich erhebt, die Freundschaft sich verhält. Jene, wie etwa die Bekanntschaft und die Geselligkeit, die in ihrer Dauer, ihrer Erneuerung, in ihrer steigenden Innigkeit gar manches wohlige Behagen und manche werthvolle Förderung mit sich führen können, beruhen doch nur auf reicherer Beziehung und vielfacher Berührung unseres eigenen Selbst mit anderen. Alles, was der

geſellige Verkehr im weiteſten Sinne, die amtsgenoſſenſchaftliche, die kameradſchaftliche Verbindung uns darbieten, kann höchſt annehmlich und ſehr befruchtend für unſer inneres Leben ſein; aber es hat ſeinen Grund und ſeinen Werth nur in der Sache, die uns zuſammenführt, in der erfreulichen Einſtimmung oder der nützlichen Friction unſerer Meinungen, Neigungen, Charaktere. Das Ich ſelbſt, der Kern der Perſönlichkeit tritt nicht — und oft genug recht mit Abſicht nicht — in dieſe Beziehungen ein, in welchen nur ſeine Ausſtrahlungen ſich erfreulich oder gedeihlich, aber immer gelegentlich berühren.*)

Sodann aber erkennen wir, daß auch die eigentliche Freundſchaft, in welche die Perſönlichkeit mit ihrem Kern und Selbſt eintritt, noch von ſehr verſchiedener Art und ſehr verſchiedenen Graden der Innigkeit ſein kann. Hier wird das reine Wohlgefallen der Perſonen an einander, dort die Gemeinſamkeit in den beiderſeitigen Beſtrebungen; da kann die Gleichheit in den eigenartigen Geſinnungen und hier die Schätzung derſelben ſo hoch ſteigen; dort endlich kann das tiefe gegenſeitige Verſtändniß ein ſo ſeltenes, die Anerkennung ſo unbedingt, die Freude an dem Schaffen, Leben und Handeln ſo zuverläſſig ſein, — daß auch die Perſonen ſelbſt ganz davon ergriffen und durchdrungen werden. Ueber alles dieſes hinaus wächſt das Gefühl jener von jedem Inhalt und jeder Bewegung desſelben ungefeſſelten Seelen, welche in ihrer reinen und vollen Aneignung das Ich im Wir aufgeben und in ihrem Bunde den Stern des Lebens erblicken. Nur dieſe letztere Freundſchaft wird einzig ſein müſſen, während

*) Wie ſich das maſſenhafte, flüchtige Bücher- und Zeitungsleſen zu dem Studium eines ſyſtematiſchen Werkes, das zum Kern und zur Richtung unſeres eigenen Denklebens wird, verhält: ſo verhalten ſich die geſelligen Beziehungen der Menſchen zur Freundſchaft. Wir leſen eben in unſeren Tagen zu viel Zeitungen.

sie sonst in ihrer Vielzahl nur von der Vielseitigkeit und Tragfähigkeit der Seele bedingt ist.*)

Bildet doch das Innere eines jeden empirischen Ich gleichsam einen Kreis aus vielen Kreisen, deren jeder sein Centrum hat; wo ein solches von dem entsprechenden Centrum in einem Anderen ergriffen wird, stiften die einzelnen Bezüge, vorausgesetzt, daß eben eine ganze Persönlichkeit sich darin offenbart, das Bündniß.

In diesen Freundschaften wird die Treue eine Tugend heißen; in jener einzigen ist sie so unbedingt wie die Selbsterhaltung in jedem Ich.

Was aber ist die Quelle, also die wahre Ursache und die wirkliche Bedingung der Freundschaft? Wir haben es oben schon mit einem Worte gesagt: die Individualität. Allerdings bedürfen auch die Individualitäten der Begegnung im Leben und der Gelegenheit, sich als solche kennen zu lernen. Nirgends zeigt sich die Gunst des Glücks so innig mit dem Adel der Gesinnung verkettet, als darin, daß wir auf dem Lebenswege Menschen finden, die uns erfreuen oder erheben, die wir lieben oder verehren dürfen.**) Erst als Schiller und Goethe, die beide zu groß

---

*) Zahlreiche Freundschaften gehen schon wegen der Theilnahme, die dann an vielen Tagen in heftige Gegensätze des Mitschmerzes und der Mitfreude gezerrt wird, über das menschliche Maß. Die natürlichen Affecte müssen arg verflachen oder ein Leben unerträglich machen, in dem das Schicksal selten Raum für den Gleichmuth der Seele gibt. Wer häufig, gleichzeitig oder auch kurz nach einander mit herzlichem Antheil Geburt und Tod, Verlobung und Hochzeit, Krankheit und Genesung, Trennung und Wiedersehen, allerlei Glück und Unglück miterleben will, dessen Leben wird in seinem eigenen Reichthum ersticken oder erschlaffen. Die Kreise des Wohlwollens mögen wir weit spannen; das Erleben der Freundschaft und ihrer Erfolge wird sich nothwendig beschränken.

**) Ein älterer De Sacy (1703): „Die Vereinigung zweier Menschen

und zu verschieden waren, um sich schnell zu finden, diese Gelegenheit gefunden hatten, waren sie Freunde, dann aber auch sogleich und für immer.*) Ich kann es empirisch und statistisch nicht beweisen, aber es ist meine psychologische Ueberzeugung, daß es zum Entstehen der Freundschaft nichts weiter bedarf, als der ausgebildeten Individualität.

Aber wie? müßten denn dann die Freundschaften nicht viel, viel zahlreicher sein, als sie wirklich sind? Zunächst muß ich darauf erwidern, daß sie wirklich zahlreicher sind, als man anzunehmen geneigt ist. Die Blume wahrer Freundschaft blüht oft genug im Verborgenen. Gar manche Freundschaft würde als solche historisch denkwürdig sein; aber keine gewinnt den Ruhm der Geschichte, wenn nicht wenigstens Einer von den Gefreundeten ihn durch andere Leistungen erwirbt. Es verhält sich damit nicht anders als mit vielen anderen Tugenden der Menschen.

Wenn sie nun aber wirklich nicht sehr zahlreich, das heißt im Vergleich zur Anzahl der Menschen, welche miteinander in Berührung und sogar in gesellige Beziehung gerathen, außerordentlich selten ist, namentlich dann, wenn es sich um die Freundschaften im großen Stil handelt,**) so kommt es einfach

ist das Meisterstück der Natur, der Vernunft und des Glücks, welche sie gemeinschaftlich bilden."

*) Wie die Freundschaften selbst ist auch die Dauer ihres Wachsthums verschieden; der eine Freund wird wie Julia von Romeo, der andere wie Rahel von Jacob erworben.

**) „Um eine solche Freundschaft zu stiften, sagt Montaigne, werden so viele Zufälligkeiten erfordert, daß es schon viel ist, wenn das Glück solche nur alle dreihundert Jahre ein mal zusammentreffen läßt." Ich möchte nicht darüber urtheilen, wie es in Frankreich damit stehen mag, und würde lieber einen Franzosen darüber reden hören; bei uns hat es von Luther und Melanchthon bis auf Schiller und Goethe über 270 Jahre gedauert, bevor ein Bündniß von gleichem Glanz und Gewicht gestiftet wurde.

daher, daß die vollkommene Individualität faſt ebenſo ſelten iſt. Wenn ich ſage vollkommene Individualität, ſo meine ich natürlich damit nicht individuelle Vollkommenheit der Perſonen; denn dann hätte es ja auf Erden nie eine Freundſchaft gegeben.

Eine vollſtändige Erörterung deſſen, was Individualität bedeutet, kann nicht die Aufgabe dieſer gelegentlichen Anwendung des Begriffes ſein; würde doch die pſychologiſche Unterſuchung über dieſen in viel weiteren Grenzen ſich bewegen müſſen, als der ganze Gegenſtand erheiſcht, der uns hier beſchäftigt. Aber einige weſentliche Kennzeichen derſelben will ich angeben. — Vor Allem bedeutet ſie etwas ganz Anderes als bloße Beſonderheit oder Verſchiedenheit der Menſchen. Verſchieden ſind ja die Menſchen alle, wie äußerlich ſo auch innerlich von einander; verſchieden ſind ſelbſt die Blätter an einem Baume, die Bäume in einem Walde, auch wenn ſie von gleicher Gattung ſind. Verſchieden ſind ja die Menſchen ſchon durch den Inhalt des Geiſtes, den ſie erworben haben. Wer auch nur andere Städte geſehen, andere Menſchen kennen gelernt, andere Bücher geleſen als der Andere — und wohl nicht leicht werden zwei Menſchen alle gleichen Bücher und nur die gleichen geleſen haben — der iſt verſchieden von ihm. Deshalb ſind auch alle Menſchen in ihrem empiriſchen Ich beſondere, ſind es durch Schickſale, Erfahrungen, Neigungen, Kenntniſſe und Geſinnungen. Wahrhafte Individualität aber iſt ſehr ſelten.

Ich will auch dies ihrer poſitiven Bezeichnung noch vorausſchicken. Nur auf den Höhen der Cultur — auf den Höhen der Zeiten wie der Individuen gibt es wahre und volle Individualität. Auf niederen Stufen der Cultur ſind die Menſchen einander viel mehr gleich, auf den höheren Stufen ſind ſie viel mehr von einander verſchieden. Aber mit der Höhe der Cultur ſteigt auch der Begriff und der Inhalt der Individualität. Daher in der

Jugend der Völker — und heute noch des einzelneu Menſchen*) — als Individualität erſcheint und gilt und wirkt, was ſpäter als bloße Verſchiedenheit einer Allgemeinheit der Erfahrung anheimfällt; dort wird deshalb auch ein individuelles Ausſehen, Schönheit der Geſtalt, Beſonderheit des Schickſals oder der Gaben hinreichen, um eine freundſchaftliche Anziehung zu gebären.

Je reicher die Schätze der Cultur, je leichter alſo auch größere Summen derſelben von vielen leidlich gearteten Naturen erworben werden können, deſto mehr Verſchiedenheit gibt es, deſto ſchwerer und ſeltener iſt es aber auch, wahrhafte Individualität zu erringen.**) Denn dieſe beſteht vor Allem darin, daß aus den zufälligen Summen geiſtigen Inhalts ein geſchloſſenes, geordnetes, wenigſtens für ſie ſelbſt nothwendiges

*) Die Jugend hat noch keine voll ausgebildete Individualität und kann ſie nicht erkennen; deſto leichter nimmt ſie jede anſprechende oder ihr entſprechende Verſchiedenheit für dieſelbe; ſie meint den Kern der Perſönlichkeit zu beſitzen, ihn hinzugeben und zu empfangen, wenn nur einzelne Seiten harmoniſch ſich berühren. Da nun auch die Hemmungen egoiſtiſcher Intereſſen noch fern ſind, entſtehen die Freundſchaften derſelben eben ſo häufig, um kurzlebig wieder hinzuſchwinden, wenn nicht der divinatoriſche Zug ſie leitet, der allen tiefer angelegten Naturen gerade in der Blüthe der Jahre eigen iſt. — Manche freilich ſind durch gute Treue ſo glücklich, ziemlich werthloſe Beziehungen nicht bloß zu erhalten, ſondern auch zu adeln, und „die gemeinſame Erinnerung an einige der glücklichſten Jahre bindet gleichfalls.“ (Stiedenroth.) Es iſt nicht angenehm, an ſein Alter erinnert zu werden; aber es iſt wunderſchön, von einer Freundſchaft reden zu können, die ein Drittel oder Halb Jahrhundert alt iſt.

**) Selbſt der Reiz der ſogenannten „Bekanntſchaften“, auf welche manche Menſchen wahrhaft erpicht ſind, beſteht zum großen Theil in der Neigung, immer einen Menſchen mehr aus den Vielen herauszuheben, ihn eben kennen zu lernen; es entſteht hieraus doch da, wo ſonſt nur ein Name oder gar die bloße Vorſtellung eines Exemplars mehr von der Gattung des zweibeinigen Weſens Menſch war, ein Bild der Perſönlichkeit in der Seele, es iſt alſo eine Art Act des Schaffens, wenn auch nur ein receptiver. Der ſprachliche Zuſammenhang zwiſchen Kennen, Befreunden und Befruchten iſt aus der Bibel bekannt.

Ganze wird. Zwei Polyhiſtore können Jeder eine Bibliothek in ihrem Kopfe haben, welche von der des Andern in Allem verſchieden iſt. Sie ſind keine Individualität; dieſe wird nur durch leitende Ideen, herrſchende Vorſtellungen, ordnende und zwingende Kategorien gebildet, welche allem Zufälligen den Stempel perſönlicher Geltung aufdrücken. Wahre Individualität hat in ſittlicher Beziehung nur der Charakter, derjenige alſo, in welchem ſeine ſubjectiven Ueberzeugungen mit ſeinem objectiven Handeln, ſeine Geſinnung mit ſeinen Beſtrebungen übereinſtimmen, und welcher jede Erfahrung ſeinen eigenen Maximen unterwirft.*) Treue gegen ſich ſelbſt iſt ein Kennzeichen der Individualität und befeſtigt ſie;**) beide aber werden nur da zur vollen Ausbildung gelangen, wo in einer „Natur“ durch ihren Willen ein feſter Rhythmus alles geiſtigen Geſchehens vorhanden iſt. Dieſer ſtetige und feſte Rhythmus des inneren Thuns durchdringt alle ſchöpferiſche Thätigkeit und in praktiſchen Charakteren ihre Handlung; er iſt der Leiſten, auf welchen das Leben geſchlagen wird. Denn auch die Principien, denen wir zuneigen, und die wir für uns zu ſolchen machen, ſind am weſentlichſten von dem inneren Rhythmus der Seele bedingt. Selbſt auf dem Antlitz pflegt ein Abglanz desſelben zum Vor-

*) Ob auch ſchlechte Charaktere Freunde ſein können, hat man ſich oft gefragt. Ich zweifle nicht, daß auch ſie, als wirkliche Charaktere, von der Individualität ergriffen werden. Faſt alle Schlechtigkeit eines Charakters aber geht aus dem Egoismus hervor, welcher die directe Hemmung für wahre Hingebung iſt. Soweit dieſer gänzlich aus dem Spiele bleiben könnte, möchte es an der Anziehung der Schlechten, wenn ſie ſonſt das Zeug dazu haben, nicht fehlen.

**) Weil wir in keinem einzigen Augenblicke unſeres Lebens genau mehr das ſind, was wir waren, ſo räth Ariſtoteles Jedem an, vor allen Dingen Freundſchaft mit ſich ſelbſt zu ſchließen, indem er annimmt, daß man auch ſeiner eigenen Perſon ebenſowohl treu bleiben, als ſich ihr entfremden könne.

ſchein zu kommen. Mannigfaltig ſind die Reize des Lebens, aber nur aus der Harmonie des Schaffens und Genießens erblüht ihre Dauer und ihr Werth; jedoch nur aus der Beziehung beider zu dem edlen und feſten Kern der Perſönlichkeit erblüht des Lebens wahrer Gehalt und höchſte Offenbarung.

Dem unmittelbaren Selbſtbewußtſein aber entzieht ſich oft genug die pſychologiſche Charakteriſtik der Individualität, und nur das Gepräge derſelben als Ganzes drängt ſich ihr auf. Es iſt daher ſehr reizvoll zu ſehen, wie ſchon Luther und Melanchthon, wie Leſſing und Mendelsſohn, wie ungleich tiefer, ausdauernder und erfolgreicher Schiller und Goethe ſich damit befaſſen, gegenſeitig ihre Individualität zu erörtern und zu erläutern, um das erſtaunliche Räthſel ihrer unergründlichen Freundſchaft zu löſen; ſie begreifen, daß die unmittelbare Sympathie ihrer Naturen auf gegenſeitige Ergänzung gerichtet oder gegründet iſt, und ſie forſchen nach den Elementen, deren Wahlverwandtſchaft die Anziehung bewirkt. Dagegen ſehen wir Montaigne merkwürdigerweiſe einfach bei dem Räthſel ſtehen bleiben. „Wenn man in mich dringt, ich ſoll ſagen, warum ich meinen Freund liebte, ſo fühle ich wohl, daß ſich das nicht anders ausdrücken läßt, als wenn ich antworte: weil Er es war; weil Ich's war! Es iſt dabei Etwas, was über meinen Verſtand geht; und Alles, was ich beſonders davon ſagen kann, iſt: dieſe Vereinigung ward durch eine unbegreifliche, unwiderſtehliche Macht vermittelt. . . . Ich glaube, es geſchah auf Verordnung des Himmels."

Nur in Bezug auf die Freundſchaft eines großen mit einem untergeordneten Menſchen iſt zu bemerken, daß ſie aus der Verehrung und Hingebung des Einen entſtehen und in dem Andern ein dankbares Echo finden kann. In dem Einen

erſcheint nur die Urſache, in dem Andern die Wirkung der Freundſchaft.

Um immer auch wieder beſonnen von den Gipfeln zu den mittleren Höhen herabzuſteigen (denn es wird doch nur zu einem Streit ums Wort, wenn man behauptet, daß Freundſchaft nur das Höchſte oder nichts bedeutet; — nicht die Spitze allein iſt der Berg), will ich noch bemerken, daß ſich Individualität im ſtrengeren Sinne beim Menſchen auch in Bezug auf einzelne Seiten inneren Daſeins finden kann: ſie wird hier in der Berufsthätigkeit, im Stil des Schaffens, in der politiſchen Activität, im geſelligen Charakter, ja allein ſchon in der Weiſe, ein Freund zu ſein, auftreten; denn ſie kann in alle dem die charakteriſtiſche Treue, die Energie und den eigenen feſten Rhythmus der Seele offenbaren, während dieſe in anderen Beziehungen das Mittelmaß der Kraft und das Schwanken des Wollens nicht überſteigt. Eben deshalb kann es auch Freundſchaft geben, welche je auf dieſe oder jene einzelne, aber poſitive Seite der Individualität ſich gründet, und ſie wird größer ſein, „je größer die Poſitivität von beiden Seiten iſt, und einer den andern nährt und hebt.“ (Stiedenroth.) Die ganze und volle Individualität aber wird ſich gerade darin bewähren, daß der gleiche Rhythmus des Thuns und Denkens durch die ganze Perſönlichkeit mit ihrem Inhalt und in allen Formen hindurchgeht; daß es kaum etwas Gleichgiltiges in dieſen Seelen gibt, weil Jedes in der gleichen Weiſe ergriffen und behandelt, zum Ausdruck der Perſönlichkeit wird.

Wenn wir nun aber oben (S. 92) in anderem Zuſammenhange von der Gleichheit des pſychologiſchen Rhythmus im ganzen Menſchen als einem allgemeinen Geſetz und Grundzug desſelben geſprochen haben, ſo verhält ſich die Individualität dazu, wie der Stil zu den grammatiſchen Geſetzen der

Sprache, wie das Genie des Denkens zur allgemeinen und für alle gleichen Logik, wie der vollendete Tact zu den sittlichen Forderungen.

Nicht selten tritt neben dem Genie des Denkens und Schaffens, der Kunst, des Staatsmanns das Genie der Persönlichkeit hervor, welches zwar nie einem mittelmäßigen Menschen, aber einem mittelmäßigen Gelehrten, Staatsmann, Künstler zukommen kann; dieses Genie der Persönlichkeit ist vor vielen zur Freundschaft auch mit denjenigen geeignet, welche es entbehren, aber durch sachlich positive Seiten es anziehen. Ich glaube, daß Moses Mendelssohn (und vielleicht auch sein Enkel Felix) und daß Schleiermacher, neben Allem, was er sonst vermochte, ein solches Genie der Persönlichkeit war. Man darf nie vergessen: unsere Freundschaft gilt immer dem Menschen. Seine schöpferische Thätigkeit, in der Kunst, im Staat, in Gelehrsamkeit kann eins der großen Zeichen seiner Menschlichkeit, seiner persönlichen Bedeutung sein; aber nicht das Schaffen und nicht die Werke, sondern den Schöpfer, das Subject lieben wir.

Und nun noch eins. Eine Glocke ist immer noch eine Glocke, wenn sie auch einen Sprung hat; sie tönt nicht rein und voll, sondern heiser, aber sie ist darum noch kein irdener Topf. —

Frauen zeigen in ihrem engeren Kreise geistigen Daseins und Wirkens oft genug charakteristische Individualität.

Wenn wir nun dennoch unter Frauen vergleichsweise sehr selten tiefer gehende und ausdauernde Freundschaft finden, so folgt das aus Gründen, welche nur aus einer zusammenhängenden Prüfung des Geschlechtscharakters heraus verständlich gemacht werden können. Auf die Darstellung derselben müssen wir deshalb hier natürlich verzichten.

Dagegen halte ich wahre Freundschaft zwischen Männern und Frauen für ebenso häufig wie wohlbegründet, wenn es auch den zauberischen Reizen derselben zuweilen schwer werden mag, in gewissen Jahren gewisse Klippen glücklich zu umschiffen.

Soll ich noch sagen, daß die Individualitäten, die sich befreunden, verschieden sein müssen? Sie sind es durch ihre Natur ganz nothwendig, und doch haben sie zugleich immer auch Gleichheit; sie haben die an Werth höchste Gleichheit darin, daß sie beide Individualität sind. Jeder der Freunde muß einen Schatz haben, aber er muß von dem des anderen an Qualität verschieden sein, so daß sie sich gegenseitig bereichern. Dies beruht, wie gezeigt ist, nur darauf, daß die persönliche Durchdringung der Dinge und die seelische Erregung durch die Dinge verschieden sein muß. Sonst ist ein Buch auch ein Freund, da es Inhalt bietet. Aber die Größe und Stärke der Freundschaft hängt von der Persönlichkeit des Inhalts ab.

„Freundschaft, sagt Emerson, erfordert die seltene Mittelstraße zwischen Gleichheit und Ungleichheit, welche Jeden den Einfluß, den der Andere auf ihn hat, und die Sympathie, die zwischen ihnen herrscht, auf pikante Weise fühlen läßt. Laß mich allein sein, bis die Welt vergeht, lieber als daß mein Freund nur mit einem Wort oder Blick seine wirkliche Sympathie übertreiben sollte. Durch Antagonismus wie durch Zuvorkommenheit bin ich gleich irre geleitet. Laß ihn auch nicht einen einzigen Augenblick aufhören, ganz er selbst zu sein. Die einzige Freude, die mir sein Besitz gewährt, ist die, daß das Nicht-mein mein ist."

Welches sind nun schließlich die inneren Folgen der Freundschaft? ihr eigentlicher Gewinn? Vor Allem die einfache That-

sache, daß zwei Freunde, wie ein Ehepaar, eine höhere Erscheinung im Menschenthum, im menschheitlichen Wesen ausmachen, als jemals einer allein; daß diese Verbindung der Menschen ungleich darin allem anderen Verkehr unter ihnen, welcher immer und überall auf irgend einen Erfolg gerichtet ist, nichts sucht als sich selbst; daß sie ihr eigener und alleiniger Zweck ist, wie sie auch ihr eigenes und alleiniges Mittel ist; daß alle anderen Zwecke unter ihr, aber nicht über und auch nicht neben ihr stehen. „Diese hier hat keine andere Idee als von sich selbst und kann sich auf nichts Anderes beziehen als auf sich selbst. Es ist nicht eine besonders beabsichtigte Sache dabei, nicht zwei, nicht drei, nicht vier, nicht tausend; es ist, ich weiß nicht was für eine Quintessenz, aus dem Gemisch von allen denkbaren beabsichtigten Sachen." (Montaigne.)

Ich habe oben S. 318 schon gezeigt, in welchem Sinne die Aneignung, der Besitz einer Seele ein ganz eigenartig Höchstes für eine andere Seele ist. „Wenn mir ein Mensch theuer wird, so habe ich den Gipfel des Glücks erreicht." *)

Aber was die Freundschaft nicht sucht, das findet sie; und je weniger sie sucht und weil sie nicht sucht, desto mehr und desto sicherer findet sie. „Wer sie kennt, diese vertraulichen Unterredungen, wer je das Glück gehabt, sie zu genießen, der wird in die Aufrichtigkeit und Treue der Resultate keinen Zweifel setzen. In diesem Heiligthum der Freundschaft eröffnet sich alsdann nicht nur Kopf gegen Kopf, sondern auch Herz gegen Herz

*) Emerson. Er fügt hinzu: „Ich finde in Büchern sehr wenig über diese Sache, was gerade fürs Herz geschrieben wäre." — Er hat Recht darin: diese glänzende Manifestation des praktischen Idealismus, der im reinen Gewinn einer Seele liegt, ist weder von den Philosophen noch von den Poeten hinlänglich ans Licht gestellt, um im weiten Umkreis sittlicher Lebensführung und selbst religiöser Vertiefung darauf weiter zu bauen.

und läßt alle seine geheimen Winkel und Falten durchschauen. Der Freund deckt dem Freunde alle seine geheimsten Zweifel, Schwachheiten, Mängel und Gebrechen auf, um sie von freundschaftlicher Hand berühren und vielleicht auch heilen zu lassen. Wer die Wollust einer solchen Stunde der Herzensergießung nie gekostet, der ist seines Lebens nie froh geworden." (Moses Mendelssohn.)

Auch Herbart, der ruhige und besonnene Meister der Psychologie, bezeichnet das Gefühl der Freundschaft als das „reinste, zugleich äußerst süße. . . . Kein anderes Gefühl wird mehr als dieses beglücken".

Die Süßigkeit im Verkehr der Freunde, das über alle anderen Genüsse, die unser irdisches Leben darbietet, hinauswachsende Behagen an einander und durch einander ist oft genug beschrieben worden.*) Bis zum Uebermaß; aber wohlverstanden: nicht die Ueberschwänglichkeit tadle ich — denn in der Erörterung der Seligkeit, die Freunde einander bereiten, kann Niemand ein Verschwender sein — sondern das Anpreisen der Freundschaft wegen ihres Genusses. Das führt die Vorstellung von dem reinen und wahren, von dem ureignen Adel der Sache ab und biegt in die Wege alltäglichen Strebens ein.**)

---

*) Der wesentlichste Genuß der Freunde liegt allerdings in ihrem Verkehr; aber auch die bei der räumlichen Entfernung dauernde Freundschaft verliert ihre Reize nicht. Selbst ein Emerson meint: „Das Auge kann die Farben des Opals, das Licht des Diamanten nicht sehen, wenn es ihnen zu nahe ist." Und Otto Ludwig findet: „Der Besitz in der Ferne, wenn er auch die hellen Farben der sinnlichen Gegenwart nicht hat, hat den herrlichen Vorzug, daß er ohne Wechsel ist; der Freund mag sterben, und er ist doch bei mir."

Die Wahrheit ist: wahre Freundschaft erträgt die Trennung, aber sie bedarf ihrer nicht.

**) Nur unseren Jean Paul nehme ich aus; die Krone seiner Freund-

Freilich „ohne gegenseitige Ansprüche, die von beiden Seiten anerkannt werden, ist die Freundschaft nichts, denn sie liegen

---

schaften wird aus den Wurzeln des Fichteschen Idealismus genährt. Vgl. übrigens R. v. Gottschall, Nationallitteratur, 4. Aufl. I, 162 f.

Was aber bei Jean Paul in der Dichtung erscheint, wird von Emerson in der analytischen Reflexion an Ueberschwänglichkeit noch übertroffen, z. B. „das Wesen der Freundschaft ist Aufrichtigkeit, Seelengröße und Vertrauen. . . . . Es behandelt seinen Gegenstand wie einen Gott, damit es so Beide in den Himmel emporhebe." „Meinem Freunde schreibe ich einen Brief, und von ihm erhalte ich einen Brief. Das scheint Euch wenig. Mir genügt es. Es ist eine geistige Gabe, werth, daß er sie gibt, werth, daß ich sie empfange. Sie entweiht Keinen. In diesen warmen Zeilen, da vertraut das Herz sich selbst, was es der Zunge nicht anvertraut, und strömt es die Weissagung von einer gottseligen Existenz mehr aus, als alle Annalen des Heroismus es gethan haben."

Ich freue mich, hier ohne Indiscretion, weil ohne Namen, einen solchen Brief hersetzen zu können, den ein Freund von einem anderen unlängst empfangen hat; die Veröffentlichung hätten weder Schreiber noch Empfänger geahnt. Vielleicht dienen die Worte aus dem Leben dazu, die der Phantasie verständlich und begreiflich zu machen. „Wüßte ich nur recht, in welcher Stimmung dies Blättchen Euch antreffen wird; ob die neulichen Sorgen wieder, wie sie sollten, gänzlich gewichen sind! Denn ob wir gleich auch hier noch von allerlei kleinen Nadelstichen des Geschicks gepickelt werden: ich wollte doch einen — (Geburtstags-) — Festbrief voll Sonnenschein und fröhlicher Hoffnung darauf schreiben. Denn kein Blick ins Leben wirkt beglückender, keiner spannt den freien Muth höher und fester als der auf die höchste Lebensgabe der Freundschaft. Das ist die Stelle, wo wir — unsterblich sind, auch dann, wenn alle kleinen Chicanen der Endlichkeit uns umgarnen wollen. Immer haben die Menschen aus den wechselvollen Niederungen auf eine freie Höhe gestrebt und einen Schatz gesucht, der an Dauer wie an Werth unverwüstlich sei; aber was sind, ob auch rost- und mottensicher, alle „guten Werke" gegen einen guten und geliebten Menschen? Jene, an sich ja so edle, Anschauung von dem ewigen Schatze greift doch immer wieder nur auf die Noth des Lebens zurück, die in Anderen gemildert werden soll; da ist freilich auch Geben so viel seliger als Nehmen. Wir aber, ohne die Liebesgaben zu verachten, wollen mehr; wir wollen nicht bloß eine gute That, sondern ein gutes Herz, einen ganzen Menschen und uns selbst geben und empfangen. Allerdings ist dies ein aristokratisches Vorrecht derer, die den höchsten Gewinn des Lebens suchen und bieten wollen: nicht am Werke und nicht an der Gesinnung, sondern nur am

in ihrem Weſen“ (Stiedenroth) — ohne ihr Höchſtes oder ihr Letztes oder gar ihr Erſtes zu ſein.

Sie bedingt durch die Theilnahme Mittheilung und Offenheit. „Sie verletzt nie die zarte Rückſicht, obgleich ſie die Formel verwirft.“ Sie iſt gerecht und billig, fair,*) in der vollkommenſten Weiſe. Ueber die Erweiſungen der Liebe, des Wohlwollens, über das Maß des Mitleidens und der Mitfreude bedarf es keines Wortes; aber ſie erfindet Feinheiten, Zartheiten, Tiefen der Gerechtigkeit bis zur Selbſtüberraſchung.**) Wie das Genie in der Wiſſenſchaft und in der Dichtung, enthüllt Freundſchaft im Leben originale Bildungsformen des Gewiſſens. Sie ſchafft

---

Beſitz des Menſchen ſelbſt ſich genügen zu laſſen. Ich glaube immer mehr, daß die volle, wahre Freundſchaft das gewaltigſte Ringen gegen die ewige Schranke der Ichheit iſt; und ſelbſt im Vergleich mit aller myſtiſchen Sehnſucht nach abſoluter Hingebung an Nirwana, an das Göttliche, an irgend ein Unendliches beſitzt ſie den Vorzug, aus dem unmittelbaren Gefühl der Gegenſeitigkeit das Bewußtſein ihrer Erfüllung erblühen zu ſehen.

Ich weiß es wohl, mein Geliebter, wir erſteigen dieſe Höhe, den Menſchen ſelbſt an die Stelle deſſen zu ſetzen, was er uns leiſtet und wirkt, nur ſelten; und auch ausdauern können wir nicht lange auf den Alpenhöhen, wo der Blick ſo reich und die Luft ſo rein iſt, aber auch beide ſo ſcharf ſind. Allein der . . te iſt uns eine ſolche Bergſpitze, und ich will ihn jetzt und immerdar damit feiern, zu fragen, was das Höchſte im Leben ſei; und das Beſte, was mein Gemüth vermag, möchte ich an ihm, Dir zu Ehren, denken oder thun. . . .

*) Ueber die ſpecifiſche Bedeutung des Wortes wie über die verſchiedenen Bedeutungen der Worte „Freund und ami“ handelt der ſchon im vorigen Bande citirte Vortrag von Dr. C. Abel „Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweiſe, Berlin 1869“ ebenſo anmuthig wie lehrreich.

**) Um aus hundert Beiſpielen nur Eins anzuführen: Luther ſtand bekanntlich in ſchroffem Gegenſatz, ja in offener Fehde zu Erasmus; zu dieſem aber hatte Melanchthon, trotz der dogmatiſchen Verſchiedenheit, immer freundliche Beziehung unterhalten. Da hat Luther im Jahre 1530 den Amsdorf gebeten, daß dieſer ſeine Schrift gegen Erasmus nicht in Wittenberg drucken laſſe, aus beſonderer Rückſicht auf Melanchthon.

ihm ein minder ſtrenges, ein freieres, aber ein edleres Geſetz. Darum hat auch heute noch wie in alten Zeiten die Freundſchaft jenen ſittlichen Werth, den ich als erzieheriſchen bezeichnet habe. Der ſanften Führung der Ideen folgen die ſtörriſchen Triebe des Egoismus nur ſelten und widerwillig. Zwar die Organiſation der Geſellſchaft, die Einrichtungen des Staates und der Kirche, die öffentliche Meinung und das Ehrgefühl haben jenen den Kappzaum angelegt, und der Antagonismus der eigenſüchtigen Willen iſt gebändigt. Wie ſelten aber finden wir die Idee des Wohlwollens ſtetig und gleichmäßig verwirklicht? oder auch nur die der Billigkeit? und wie ſteht es ſelbſt um die Realiſation der Idee des Rechts? Iſt etwa wahre und volle Gerechtigkeit in höherer Art und feineren Beziehungen nicht eine Seltenheit?

Gewiß, die Berührung mit dem Strafgeſetz iſt für die ganze gute Geſellſchaft nur eine verſchwindende und faſt krankhafte Ausnahme; in Bezug auf Mein und Dein werden Gewiſſen und Ehrgefühl die ſtrengſten Grenzen reinlich innehalten. Aber wie mancher „anſtändige“ Mann, der es weit aus ſeinem Bereiche der Möglichkeit verweiſt, daß er einem Andern einen Bleiſtift entwenden oder ſein Uhrglas auch nur unachtſam zertrümmern könnte, raubt ihm durch ein hingeworfenes, leichtfertiges Urtheil ein Stück von ſeiner Ehre! Wie wenig fühlt man ſich verpflichtet, genauer zu erfragen oder gar ein wenig nachzudenken, um in Tadel und Anerkennung des Anderen das Maß der Gerechtigkeit nicht zu verletzen! Und vollends wenn es ein Fremder, vollends wenn es ein Gegner iſt!

Und noch Eins und ein Wichtiges. So tief ſitzt uns der Stachel des Egoismus im Nacken, daß faſt für Jedermann als ſelbſtverſtändlich berechtigt dieſes gilt: Ich habe eine Meinung; der andere hat eine andere; folglich iſt er im Unrecht; ſeine

Meinung, Neigung, Gesinnung weicht von der meinigen ab, also ist sie falsch!

Hier ist es auch heute noch die Freundschaft, welche uns antreibt, zunächst gegen den Freund aus freier Neigung zu thun, was die Pflicht von uns fordert: das Andere nicht *obgleich*, sondern *weil* es anders ist zu schätzen; zu ertragen nicht bloß, sondern anzuerkennen, was von anderer Art und Richtung als die meinige ist.

Wie in den ältesten Kriegen Einzelkämpfer hervortreten, um ihn auszufechten, so treten in den Freunden Einzelfriedensstifter auf. Dann wird, was in dem einen Falle die Freundschaft bewirkt, zunächst bei den Freunden selbst auch in anderen Fällen geschehen; so lernen wir den Willen von den Schlacken der allezeit antagonistischen Selbstsucht zu reinigen und in die zarteren Formen der Idee zu prägen. Das Beispiel der Freunde aber leuchtet Anderen vor, und durch Erleuchtung und Ehrgefühl wird die Sitte gehoben und das Gewissen geschärft. Ueberhaupt wenn die allgemeinen Beziehungen der Menschen entarten, durch Schicksal *verhärten* oder im Parteigetriebe zur Technik erstarren, wenn die Gesellung nur noch zum Kampfe um Rechte oder Dogmen zu Stande kommt: dann hat die Freundschaft die Aufgabe, als eine erneuernde ideale Kraft zu wirken.

Auch andere Gegensätze, welche die Menschen trennen, werden durch die Freunde überwunden und durch ihr Beispiel in weiten Kreisen gemildert. Die Freundschaft Karl Augusts zu Goethe und die daran sich schließende Lebweise des Hofes, die Jean Pauls zum Herzog von Meiningen, zu den vier Prinzessinnen u. s. w. haben die Schroffheit gesellschaftlicher Abstoßungen in gelinde Anziehungen zwischen socialer und geistiger Hoheit verwandelt.

Die Unterschiede der Religion und der Confession haben lange hin als egoistische Gegensätze allen idealen Forderungen der Gerechtigkeit, des Wohlwollens gespottet; unter der Fahne oder dem Deckmantel der Wahrheit der eigenen Lehre wurde nicht bloß jede andere Lehre, sondern auch ihr Träger bekämpft, verdammt, verachtet. In scheinbarem oder auch scheinvollem Dienste der Idee wurden die Ideen gekränkt.

Hatten so sachliche Trennungen der Menschen auf die ganze Persönlichkeit sich verbreitet und alles ideale Zusammenwirken derselben gehemmt, so mußte von der persönlichen Anziehung und freien idealen Verbindung her das gerechte Maß in der Trennung hergestellt werden.

Auch hier hat vielfach die Freundschaft „den Weg gerichtet in der Wüste und den Pfad in der Einöde geebnet." Die zwischen Lessing und Mendelssohn vor allen, (aber noch manche andere, die ihr folgte,) hat gelehrt, daß die Höhen der Menschheit, ihr Licht und ihre Wärme durch keine confessionellen Schranken gesperrt sind; sie hat auch die Ueberzeugung verbreiten helfen, daß zur Religion, zur Religion der Liebe doch auch Gerechtigkeit gehört, und vielleicht sogar ein wenig Liebe. — Die einfache Thatsache dieser Freundschaft hat deutlicher als eine halbe Bibliothek bewiesen, wie wahrhaft menschliche Beziehung zwischen den Bekennern verschiedener Religion stattfinden kann und stattfinden soll. Schon von den Alten wird gerühmt: „Griechen und Römer, Imperatoren und Philosophen waren in traulicher Genossenschaft vereinigt, eine neue Geschmacksbildung festzustellen; es mischte sich die Aristokratie der Geburt mit der des Talents. Denn auch darin ist die Freundschaft der Alten ein wesentliches Förderungsmittel der Bildung gewesen, daß sie die schroffen Gegensätze der Gesellschaft ausglich und Menschen der verschiedensten Herkunft und Lebensstellung zu gemeinsamer

Thätigkeit vereinigte. So finden wir den afrikanischen Freigelassenen als Lustspieldichter wohl angesehen im Hause des Scipio Aemilianus, so treffen Athener und Thebaner harmlos bei Sokrates zusammen; als Zuhörer Platons befreundet sich Hermias der Bithynier mit Aristoteles, und diese Freundschaft dauerte fort, als Hermias aus einem Sclaven Herrscher von Atarneus und Assos geworden war."

Das ist aber der große Vorzug der modernen Freundschaft vor der antiken: zu ihr „gehörte als nothwendiger Gegensatz die Feindschaft. Wer keinen Feind hat, sagten die Alten, der hat auch keinen Freund, und hielten den erst für einen rechten Mann, welcher seinem Freunde Freund und seinem Feinde Feind zu sein, der Gutes wie Böses zurückzugeben wisse." Die Aufgabe der neueren ist es zunächst, durch die Gunst der persönlichen Beziehung und durch das nimmer verlöschende Licht einer einmal erkannten Idee die wahre Gerechtigkeit zu verbreiten und die unabweisliche und für alles menschliche Heil unentbehrliche Wahrheit zu befestigen, daß nicht alle Unterschiede Gegensätze und nicht alle Gegensätze Feindschaft sein müssen. Ernst Curtius hat in seiner eben noch citirten Rede über die Freundschaft bei den Alten im J. 1863 (in Göttingen als akademische Festrede gehalten) diesen Unterschied hervorgehoben. Als ob er späteres Unheil geahnt hätte und wie prophetisch ruft er den akademischen Bürgern zu: „Wenn der Parteihader unabläßig geschäftig ist, aufzulösen und zu trennen, was zusammengehört; wenn jedes Mittel benutzt wird, um die Andersdenkenden zu verketzern; wenn selbst der Name Gottes gemißbraucht wird, um gleichsam zu seiner Ehre den giftigen Samen von Haß und Mißtrauen auszustreuen: so sollen wir an unserem Theile nicht müde werden, zu sammeln und zu bauen und zu stärken den Geist der Eintracht und des Vertrauens." —

Die wohlthätigste Folge der geistigen Verbindung zweier eines tieferen Bündnisses fähiger Menschen liegt darin, daß sie zur Kraftquelle wird für die Entwickelung und schöpferische Offenbarung beider. „Unser Leben quillt darin auf." (Stiedenroth.)*) Man kann mit dem Stahl auf viele Körper schlagen, und es hat keinen Erfolg, als daß höchstens ein unmerkbares Minimum von Wärme durch den Schlag entwickelt wird; wenn aber der Stahl auf den Stein trifft, dann springt ein Funke heraus. Schon auf der ersten Stufe menschlicher Beziehung, in der einfachen Geselligkeit bemerken wir, daß ein und derselbe Mensch durch diesen Andern beredt, durch jenen stumm gemacht wird; der Eine hebt durch den sympathisch empfänglichen Anhauch wie mit einer Wünschelruthe die Schätze aus unserer Seele, der Andere scheucht uns wie mit Reifnebel in uns selbst zurück, hemmt die Lust oder die Fähigkeit, mit Gedanken hervorzutreten, und wechselwirkend sinken beide bis in jenen luftleeren Raum, wo kein Wort mehr recht vernommen wird und kein Gefühlston mehr erklingt. — Selbst der scharfe Gegensatz, wenn seine Energie dem Maße der Kraft entspricht, gegen welche er ankämpft, kann noch das Selbstgefühl bis zum Affect steigern, so daß das Erdreich des Gemüthes, wie durch ein Gewitter erschüttert, seine Keimkraft entfaltet.

„Ein Mann ist berühmt," sagt Emerson, „wegen seines

*) „Es findet zwischen uns jener fortwährende Austausch guter und fördernder Einflüsse statt, an welchen die Freundschaft vielleicht noch reicher ist als die Liebe. . . . .

Die Freundschaft kennt weder einen Bankerott des Gefühls noch ein Aufhören des Genusses. Die Liebe dagegen endigt, nachdem sie mehr gegeben als sie besitzt, damit, daß sie weniger gewährt als empfängt.

Von der einen wie von der andern Seite, erwiderte Clementine lächelnd.

So ist's, sagte Adam. Die Freundschaft hingegen kann nur wachsen." (Balzac, la fausse maîtresse, S. 213 f.)

Gedankenreichthums und seiner Beredsamkeit; aber dessen ungeachtet bringt er seinem Vetter oder seinem Onkel gegenüber nicht ein Wort heraus. Sie beschuldigen ihn seines Stillschweigens wegen mit demselben Recht, mit dem sie die Bedeutungslosigkeit einer Sonnenuhr im Schatten tadeln würden. In der Sonne wird sie die Stunde angeben. Unter denen, welche sich seiner Gedanken freuen, wird er seine Sprache wiedergewinnen."

Die Freunde aber, die wahrhaft individuellen und durch den Gegensatz harmonischen Personen, freuen sich ihrer Gedanken gegenseitig um so mehr, weil jeder weiß, daß er durch den Gedanken des Andern im eigenen Denken bereichert und beflügelt wird, weil er weiß, daß er auch das Empfangene kritisch gesichtet, neu beleuchtet, anders bezogen und verknüpft, kurz, daß er das Empfangene vertieft und veredelt zurückgibt;*) und darum sind beide, durch die Freudigkeit, welche aus dem Gefühle seelischer Gemeinschaft entspringt, in allem Denken und Thun sich offenbart und durch diese Offenbarung sich steigert und befestigt, in jeder Stunde des Verkehrs auf jenem gemeinsamen Wege unendlich „wachsender Perfectibilität," von welcher wir Schiller oben haben reden hören. Es gibt ein einfaches, unmittelbares, aber stark und positiv ausgesprochenes Lebensgefühl; wenn wir uns gesund in die Sonne strecken, wenn wir das Licht, die Luft und den Duft des Waldes am Sommermorgen einathmen, oder wenn wir nach gethaner Arbeit aufstehen: ohne alles Denken, Rechnen, Wollen ist dann das Dasein Leben und das

*) Wird der Eine durch den Andern befruchtet, angespornt, hochgehalten: so wirkt in dem, was Einer thut, auch der Andere mit. Je größer aber und inniger das Zusammenleben, desto größer auch das Zusammenwirken. Dieselbe Wechselordnung zwischen dem, was Einer für die Gesammtheit und diese für ihn thut, findet auch hier statt.

Leben Glück. So ist auch das bloße Dasein des Freundes und vollends das Hiersein; denn die Schönheit der Welt mit all ihrem Erzeugniß gipfelt in einem Menschen, in seinem Innern, das uns nahe, unmitttelbar, offen und erfreulich ist, wie bloßes Sein und Leben.

Auch der schweigende Freund übt diesen Einfluß auf uns; wir lernen in dem Maße, als die Freundschaft wächst, für ihn mit denken. Es sind nicht die am wenigsten erfreulichen oder nützlichen Unterhaltungen, welche wir in der Phantasie allein für beide führen.*) Was aber den reinen Genuß an der Gegenwart des Freundes betrifft, so ist es eins der besten Kennzeichen von dem erstiegenen Grade der Innigkeit, ob sie der Wechselrede entbehren kann. Alle ideale Kunst bewegt und bewährt sich doch darin, daß sie aus Nichts Etwas oder gar viel macht; aus einem Bißchen Farbe auf Leinen ein ergreifendes Bild; sogar aus wenigen Stiftslinien, aber mit liebevollem Blick und geschickter Hand gezogen, zwiefach werthvolles Angedenken an ein Stück früherer Lebensheimath; aus etwas Erz oder Stein ein erhebendes und sprechendes Werk, oder eine Dichtung aus ein paar Worten. Die Freundschaft ist auch eine hohe Künstlerin, sie braucht von den Gefreundeten bei räumlicher Nähe beinahe Nichts als diese Nähe, um aus ganz gewöhnlichen Kalendertagen wahre und wirkliche Festtage zu machen, ein wohliges

---

*) Selbst mit dem Gegner sich in Gedanken zu unterhalten, ist fruchtbar; nur ist man in den Reden, die man ihm andichtet, nicht so scharfsinnig wie in den eigenen, und auch sonst sind die eigenen Rollen (in der Phantasie des Wachens und der häufigen des Traumes) besser, und man spielt sie besser als die des Anderen.

Es schwebt mir dunkel vor, als ob Lichtenberg diese Beobachtung gemacht hätte; es wäre mindestens ganz in seiner Weise gedacht, zu bemerken, wie auch unsere Phantasie auf einer sophistischen Liebedienerei gegen das eigene liebe Selbst sich ertappen läßt.

Erinnern und erneuete und verstärkte Sehnsucht daran zu knüpfen.

Man könnte dies Thema, weil es ein wahrhaft Unendliches ausdrückt, endlos variiren, und es würde immer noch reizvoll und immer noch fruchtbar erklingen. Denn in der That stehen wir hier bei den „Müttern" der Geschichte, an der Quelle der geistigen Entfaltung des Menschengeschlechtes, welche allein durch die gegenseitige Befruchtung den energischen Lauf aufsteigender Schöpfungskraft empfangen hat.

Wie auf der untersten Stufe der Cultur der Beginn und die Bedingung geistiger Entwickelung*) in der Sprache, in der Seelengemeinschaft des Wortes gegeben ist: so werden auf allen Höhepunkten der Geschichte des Geistes durch die Freundschaft die Lippen der Freunde gelöst, und sie reden Worte des Lebens zu einander, welche dann aus ihrem Seelenbunde heraus in alle empfänglichen Geister dringen. Nur ahnen können wir, wieviel etwa die tiefe Herzensgemeinschaft mit Jonathan sammt dem Schmerze um den Verlust dieses Freundes auf die Vertiefung des religiösen Geistes im königlichen Psalmendichter gewirkt haben mag; deutlicher erkennen wir, wieviel der unausgesetzte Trieb zu gedankenhafter Befreundung zwischen Sokrates und seinen Schülern und unter diesen selbst für die Fundamentirung des nun fort und fort wachsenden Baues wissenschaftlicher Welterkenntniß geleistet hat;*) aber völlig klar vor unserer Seele

*) Im Unterschied von der Stummheit und der daraus fließenden geistigen Unfruchtbarkeit aller anderen Wesen.

*) Viele, viele minder glanzvolle und minder berühmt gewordene freundschaftliche Beziehungen schöpferischer Geister treffen wir in der Geschichte aller Litteraturen. Wieviel mag sie in all den „Bünden" der Dichter und Gelehrten, namentlich zur Stiftung derselben, gewirkt, wieviel in den Lehrstätten, auch in Klöstern zur Erleuchtung, Belebung, Anfeuerung der Geister gethan haben. Wenn aber Gregor von Nazianz

ſteht, wieviel Luther und Melanchthon, Leſſing und Mendelsſohn, Goethe mit Herder, mit Jacobi, mit Lavater, am meiſten aber mit Schiller für einander bedeutet haben, um ihre Bedeutung für die Geſchichte des Geiſtes, des Wiſſens, der tieferen, freieren, höheren Weltauffaſſung darauf zu gründen. Sie waren alle Stahl und Stein für einander, und ihre Freundſchaft hat aus ihnen Funken geſchlagen, um die Welt zu erleuchten.

Wie ſollten ſie nicht! Ein italieniſches Sprichwort meint: „Ein alter Freund iſt der beſte Spiegel“ und deutet wohl vor Allem auf die Erkenntniß des eigenen Ich, die aus ihm ſtrahlt. Henke (Ergebniſſe und Gleichniſſe, S. 149) ſagt:

„Die Köpfe derer, mit denen wir umgehen, ſind Spiegel von ganz verſchiedener Farbe, Klarheit und Schleifung. Es iſt zwiefach lehrreich zu beachten, in welcher Geſtalt wir jenen erſcheinen. Wir lieben viele wegen dieſer Geſtalt mit Recht und mit Unrecht. Seltener mit Recht; aber es iſt doch ein Vorzug eines Menſchen, Sinn zu haben für gewiſſe Dinge, und nur ein ſolcher wird ähnlichen Sinn auch bei einem andern bemerken können. Und ſo entſtehen die edelſten folgenreichſten Freundſchaften.“

Nach Leibniz aber iſt jede Seele ſelbſt ein Spiegel, in welchem das ganze Univerſum nur heller und dunkler, feſter und klarer oder ſchwankender und fließender, hier recht und grade dort zerriſſen und verzerrt ſich ſpiegelt.

ſeine Freundſchaft mit Baſilius höchlich wie Montaigne mit den Ariſtoteliſchen Worten von „Einer Seele“ rühmt, ſo hat ſich doch Baſilius ſelbſt gegen die beſonderen Freundſchaften innerhalb einer geiſtlichen Genoſſenſchaft nachdrücklich ausgeſprochen; das „ſei nicht Liebe, ſondern Empörung und Trennung.“ (Bei Stäudlin S. 113.) Ihre Geſchichte würde, um es noch einmal zu ſagen und die Forſchung zu ermuntern, ungemein lehrreich ſein. Welche Rolle etwa die Freundſchaft im Kreiſe der Encyklopädiſten geſpielt, ſollte unterſucht werden.

Aber zwei Spiegel, welche gleich gerichtet einander gegenüber ſtehen, wiederholen nach optiſchen Geſetzen das Bild ihrer ſelbſt und alles deſſen, was zwiſchen ihnen ſteht, endlos in unüberſehbarer Tiefe dasſelbe widerſtrahlend. Zwei Freunde ſind ſolche zwei klare und ebenrechte Spiegel, und zwiſchen ihnen iſt die Welt, die ſie erleben und erfaſſen; die Bilder derſelben und ihre eigenen Bilder leuchten unaufhörlich einander entgegen, und ſie ergeben ein Bild der Welt von unabſehbarer Tiefe. Ein Abglanz der Unendlichkeit leuchtet in und aus ihnen.

Zum Urſprung der Sitten.

Nur wenige und obendrein mehrfach gebrochene Strahlen der Tradition fallen auf die Zeit des Urſprungs der Sitten; bei dieſer halben und matten Beleuchtung, in dieſem hiſtoriſchen Zwielicht iſt ein weiter Spielraum gegeben für gar mancherlei phantaſtiſche Dichtungen und Erfindungen; es bedarf des ganzen eigenthümlich wiſſenſchaftlichen Ernſtes, um ſich davon frei zu erhalten und dem Gegenſtande gerecht zu werden; denn vielleicht keinem mehr als dieſem widerſprechen alle halben und falben Begriffe, alle Spiele der Phantaſie wie der Dialektik, alle rhetoriſchen und ſcholaſtiſchen Künſte. Der Boden, auf welchem die Unterſuchung ſteht, iſt ein heiliger Boden: an der Pforte der Urgeſchichte der Menſchheit, an der pſychologiſchen Quelle des Höchſten und Edelſten im Menſchenthum, an der pſychologiſchen Quelle deſſen, was aller Wahrheit und Schönheit erſt die Würde verleiht, an der pſychologiſchen Quelle des Guten; denn alles Sittliche beginnt mit der Sitte. Wie viel weniger noch würden wir von den Anfängen der ſittlichen Entwickelung wiſſen, wenn nicht mitlebende Geſchlechter, zahlreiche, weit verbreitete Stämme ſich noch auf niedrigen Stufen derſelben befänden, welche uns geſtatten, auch in die Documente der hiſtoriſch gewordenen und höher entfalteten Völker mit ana-

lytiſcher Beobachtung, mit logiſchen Rückſchlüſſen und mit ahnendem Blick hineinzuſchauen.

So iſt denn auch der Standpunkt der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß, ja die ganze Forſchungsweiſe eine andere geworden, ſeit man gelernt hat, die Kenntniß der niedrigen, mehr urſprünglichen Formen der Sittlichkeit zu erringen und zu verwerthen.

Der pſychologiſche Einblick aber verhält ſich zur Erforſchung gegebener Thatſachen hier auf ganz ähnliche Art wie in Bezug auf den Urſprung und die Entwickelung der Sprache, und ich darf mich hier damit begnügen, auf die methodologiſchen Bemerkungen zu verweiſen, welche den Anfang des vorigen Bandes (ſpeciell S. 7—11) ausmachen. Auch hier wie dort werden wir neben der Erforſchung thatſächlich gegebener Erſcheinungen immer noch auf die pſychologiſche Analyſe derſelben hingewieſen, um in den wirklichen Werdeproceß einzudringen; bald werden uns neu entdeckte Thatſachen anleiten, pſychologiſche Fragen zu ſtellen oder Kategorien zu gewinnen, bald werden dieſe uns anleiten, die Thatſachen nur zu ſuchen, dann ſie zu finden und ſchließlich ſie zu deuten, um weiter neue Schlüſſe darauf zu bauen. Die Wechſelwirkung zwiſchen der Entdeckung einfacher Thatſachen und der pſychologiſchen Deutung der darin gegebenen ethiſchen Keime und Motive kann nicht groß genug gedacht werden. Wir werden auf dieſelbe umſomehr für immer angewieſen bleiben, weil der wirkliche hiſtoriſche Verlauf der ethiſchen Bildungsproceſſe in dieſen vorgeſchichtlichen Zeiten und Stufen, welche offenbarer Documente entbehren, niemals vollſtändig zu unſerer Kenntniß gelangen kann.

Unſererſeits richten wir den Blick nur auf die pſychologiſche Analyſe und bedienen uns der erforſchten Thatſachen *hier* nur als Beiſpiele für dieſelbe.

Im Umfange des Begriffs der Sitten haben wir vor allem zwei Arten zu unterscheiden, diejenigen nämlich, welche vor aller Ausprägung des sittlichen Gehalts in bestimmt formulirten Gesetzen und festen Institutionen, also in vorhistorischer Zeit oder Stufe vorhanden sind, von denen, welche in historischer Zeit außer und neben den Gesetzen sich geltend machen. Denn wie stark auch der Zug aller geschichtlichen Entwickelung dahin geht, die flüssige Masse der Sitten in den festen Formen des Gesetzes zu verhärten, so bleibt jeder menschlichen Gesellschaft bis auf den heutigen Tag doch immer noch eine gleichsam gasartig verbreitete Sphäre der Sitte, welche sich zu keinem krystallinischen Niederschlag des Gesetzes gestaltet. Das Kennzeichen dieser in historischer Zeit neben Gesetz und Recht, neben Staat und Kirche sich erhaltenden oder bildenden Sitten ist es, daß sie entweder einer höheren Stufe des sittlichen Gehaltes angehören als jene, oder weitere Kreise der Sittlichkeit ziehen, indem sie zahlreiche Verhältnisse, welche jedes Gesetz als gleichgiltig betrachtet, dennoch mit Gewissensregeln erfüllen. Tiefer und feiner geartet, entzieht sich so mancher sittliche Inhalt nicht nur der zwingenden Macht des Gesetzes, sondern auch der bindenden Formel einer scharfkantigen Moral und wird nur im unmittelbaren Mitleben in der Sitte des Volksgeistes erfaßt und erfüllt; von solcher Art ist alle zartere Wohlthätigkeit, Dankbarkeit, Gastfreundschaft und Pietät. Aller Anstand aber und alles, was in der psychologischen Form des Tactes auftritt und zur Aesthetik des Lebens gerechnet werden mag, führt als Sitte in das Reich der Sittlichkeit ein, was sonst ohne jede Beziehung zu ihr wäre.

Was aber beide Arten von Sitten, die vorhistorischen und die historischen, miteinander gemein haben ist folgendes. In der Zeit des Ursprungs wie der späteren Herrschaft der Sitten ist eine Scheidung von Religion, Moral, Recht und Politik

und Aeſthetik noch nicht vollzogen, die Sitten vielmehr umfaſſen alle Idealität des Lebens und ſtellen ſie in Handlungen dar. Auch die ſpäteren Sitten, welche neben der ausgebildeten Religion, der bewußten Moral und dem geſchriebenen Recht ſich erhalten, beruhen meiſt auf einer Miſchung der Ideen, ſie haben moraliſche und äſthetiſche, zuweilen auch religiöſe Anſchauungen zu ihrer Vorausſetzung und können deshalb nicht wohl codificirt werden. Sie ſind daher, wie man zu ſagen pflegt, Sache des Gemüths, in Auffaſſung und Uebung abhängig von der Individualität; hierher gehört z. B. das Verhalten gegen die Frauen, der geſellige Ton überhaupt, die öffentlichen Spiele u. ſ. w. Wie die verſchwommenen Elemente der Idealität im Ablauf der Geſchichte mehr und mehr ſich ſcheiden, wie die flüſſigen ſich verhärten und zu geſetzlich befeſtigten Formen ſich geſtalten, wie dann aber die regſame Fülle des wirklichen Lebens immer wieder neue Elemente zu Tage fördert, das iſt oben beim Tact (S. 51) ausführlich erörtert.

Wenn wir nun hier von dem Urſprung der Sitten reden, ſo ſollen nur die urſprünglichen Sitten in Frage kommen, nicht aber diejenigen, welche in hiſtoriſcher Zeit gebildet oder umgebildet werden.

Wir fragen nun zunächſt: was iſt Sitte? wollen uns aber nicht bei dem Verſuche aufhalten, eine ſtrenge Definition zu geben; denn eine vollkommen zutreffende Definition, welche nicht bloß richtig gegeben, ſondern auch ſicher verſtanden werden ſoll, kann nur das Ergebniß, aber nicht der Anfang einer Unterſuchung ſein. Für dieſen genügt es, den Gegenſtand in ſeinem Umfange einigermaßen kenntlich zu machen; dann dürfen wir aber den Begriff der Sitten in keiner Weiſe weder auf beſtimmte Lebensgebiete, die ſie beherrſchen, noch auf beſtimmte Ideen, denen ſie entſpringen, beſchränken. In dieſer Allgemein-

heit ist Sitte alles bei irgend einer Gesammtheit, in einem Stamm oder einer Stadt, Geübte, Gewohnte, Gebräuchliche; der Brauch, insofern er einerseits nicht die Aeußerung und Erfüllung einer absoluten Naturnothwendigkeit ist und andererseits von der Willkür des Einzelnen unabhängig als gut und schicklich, als angemessen oder würdig allgemein angenommen wird.

Alle Sitte ist deshalb auch im allgemeinsten Sinne wirklich sittlich. Zunächst freilich, weil das formale Element aller Sittlichkeit in ihr enthalten und durch sie begründet ist; denn der Brauch kann geübt, aber auch unterlassen, die Sitte kann befolgt, aber auch verletzt werden, und darum ist die Befolgung der Sitte Ausdruck eines „guten Willens"; in ihr ist der Wille auf das anerkannte Gute gerichtet. Das aber ist die größte Bedeutung der Sitte und das eigentlich reale Sittliche in ihr, daß sie überhaupt etwas Festes, Gewohntes, Geregeltes, eine Norm und Form des Handelns ist. Das gleichmäßig Wiederkehrende, das Geordnete, das Feste ist das Menschliche. Darum gehören hierher auch die verbreiteten Lehren einfacher Nützlichkeit; bis auf die höchsten Stufen ausgebildeter Sittlichkeit sehen wir jene mit dieser aufs Innigste und so sehr verflochten, daß auch dem, was an sich nicht ethisch ist, wegen seiner hohen Bedeutung im Gefüge einer sittlichen Lebensordnung, anstatt eines mittelbaren ein unmittelbarer ethischer Werth beigelegt wird.

Dahin gehört: Ordnungssinn, Fleiß, Sparsamkeit u. s. w. Für die ältesten Zeiten aber besitzen wir in den Bräuchen und Lehren der Nützlichkeit sehr wesentliche Keimpunkte des Ethischen, wesentlich besonders deshalb, weil wir hier den eigentlichen Anfang und Uebergang aus dem noch nicht Sittlichen zum Sittlichen beobachten können, ein Uebergang, welcher darin und da-

durch ſtattfindet, daß die formale Seite des Ethiſchen (auf welches auch die Etymologie des Ethos im Griechiſchen, der Moral im Lateiniſchen und der Sitte im Deutſchen ganz gleichmäßig hinweiſt), nämlich die gefundene und ſtatuirte Feſtigkeit und der anerkannte Vorzug des Gebrauchs darin gegeben iſt.

Aus dieſem Grunde vor allem iſt es auch eine Täuſchung, Sittlichkeit und Religion in ihren Anfängen zu ſcheiden. Jede religiöſe Meinung iſt mit religiöſen Bräuchen verbunden, findet in ihnen ſinnlich und ſeeliſch befeſtigte Form; auch der religiöſe Brauch iſt eben Sitte, und darum (wie er inhaltlich immer beſchaffen ſein und wie tief und ſchwer auch der Schatten des Aberglaubens ihn verdunkeln möge) gehört er zu den Keimkräften des Sittlichen.

Lehren der Nützlichkeit und die Meinungen des Glaubens und Aberglaubens fließen faſt immer in einander; zu den Regeln des Ackerbaues z. B. gehören alle jene abergläubiſchen Vorſchriften der Zeitordnung, wie ſie etwa bei Heſiod uns vorliegen. Sie bergen aber dennoch das eine und weſentliche Element des Sittlichen in ſich, daß ſie eine zu befolgende Vorſchrift, eine Regel und ein Geſetz dem ſprungweiſen, willkürlichen Wollen des Menſchen gegenüberſtellen.

Menſchlich nenne ich alle Sitte, weil ſie die beiden vorzüglichſten Kennzeichen alles Menſchenthums einſchließt und nicht zum geringen Theile erzeugen hilft: ſie iſt geſellig und geſchichtlich. Die Sitte des Einzelnen als ſolchen nennen wir richtiger Gewohnheit; alle wirkliche Sitte aber trifft entweder gradezu die Beziehungen der Menſchen zu einander, oder ſie ſetzt wenigſtens Uebereinſtimmung, gegenſeitiges Verſtändniß und Anerkenntniß voraus und bildet darin ein geiſtiges Band, die Zuſammenſchließung der Einzelnen zu einer Geſammtheit. Mit dem Wechſel der Generation aber wird das Gewohnte ſofort zum Ueber-

lieferten: denn das folgende Geſchlecht findet in der vorhandenen Sitte eine Lebensform, welche es ſieht und nachahmt aus denſelben Gründen, welche die urſprüngliche Schöpfung der Sitte, wie wir ſehen werden, bewirken. Dazu kommt natürlich noch, daß die Alten, was ihnen heilig iſt, von der nachwachſenden Jugend als Erfüllung einer Pflicht fordern; denn die Natur der Sitte als des anerkannten Guten dringt auf eine immer weitere Erfüllung derſelben. Die Sitten-Handlung unterſcheidet ſich dadurch eben von der natürlichen, daß es für dieſe von dem zufälligen Anreiz abhängt, ob ſie begehrt wird; jene aber wird von den Gründern und Anhängern der Sitte als eine moraliſche Nothwendigkeit gefordert. Und unter ſchlichten Verhältniſſen folgt das jüngere Geſchlecht dem Beiſpiel des älteren nach den einfachſten pſychologiſchen Geſetzen, beſonders in allem, was ein poſitives Thun, Handeln und Schaffen iſt; dadurch aber macht die Sitte den Menſchen zum geſchichtlichen Weſen, und dies iſt ohne Zweifel ſeine tiefſte und bedeutſamſte Unterſcheidung von der Thierwelt.

So viel alſo bedeutet es, wenn wir ſagen, die Sitte iſt die Gründung des Allgemeinen und des Objectiven im Menſchen, daher wir den wahrhaft und im erhabenen Sinne menſchlichen Zuſtand einer Geſellſchaft als Geſittung bezeichnen. Sie bildet den Gegenſatz gegen ſchrankenloſe Vereinzelung und gegen Zufälligkeit der Antriebe zum Handeln.

Verſuchen wir es nämlich, uns den Menſchen, im Unterſchiede von ſeiner Sittenmäßigkeit, von der Naturſeite aus vorzuſtellen, ſo finden wir, daß von Haus aus ſein Sinn auf willkürliche Luſt und luſtige Willkür gerichtet iſt. Dies iſt keine bloße, der Erfahrung unzugängliche Hypotheſe; vielmehr muß jeder einzelne Menſch auch mitten in der Geſellſchaft ſich erſt in Sitte und Unterordnung hineinleben und jene ſpröde Naturſeite

in sich überwinden. Wie oft und gern diese immer wieder hervorbricht, und wie gewaltig der Kampf zwischen der zerstreuenden und trennenden Naturmacht und dem bindenden Sittengesetz sich im Kleinen wie im Großen immer wieder erneuert, dafür liegen unzählige Beispiele in eines Jeden Erfahrung.*) Nur auf die eine interessante Thatsache möchte ich dabei hinweisen, daß wir, freilich nur in späteren Zeiten, aber fast bei allen gebildeten Völkern Festen begegnen, in deren Feier die Aufhebung und das Gegentheil der Sitte zur Sitte gehört. (Von den römischen Saturnalien bis zur holländischen Kirmeß.) So tief verschlingen sich hier die beiden inneren Mächte der menschlichen Natur; und daß die Unsitte hier dennoch zur Sitte wird, ist etwas, das Hegel eine „List der Idee" nennen würde.

Alle Sitten also sind sittlich, und — alle Menschen haben Sitten. Verschieden sind sie genug. Es ist ein durchaus classischer Ausspruch, wenn Sir John Lubbock sagt: „Läßt sich eine Sache überhaupt auf zweierlei Weise ausführen, so können wir sicher sein, daß einige Völker die eine und einige die andere erwählen werden." (Die vorgeschichtliche Zeit Bd. II S. 259.)

Vom eisbewohnenden, seehundsseligen Eskimo bis zum fleischmeidenden Inder, vom lallenden Pescheräh bis zum wohlredenden Griechen, vom wasserscheuen Patagonier bis zum weltumsegelnden Angelsachsen, alle Aeste und Zweige aus dem Stamme der

*) Herbart bemerkt in dem Capitel über die Leidenschaften (Psychologie als Wissenschaft II § 107): „Was Wunder, daß wilde Völkerschaften der Leidenschaftlichkeit unterliegen; daß in der Barbarei grade die Leidenschaften zuerst anfangen verständig zu werden, indem die herrschenden und selbst nicht beherrschten Vorstellungen sich allmählich die übrigen Vorstellungen unterwerfen, sie mit sich und dadurch sie unter einander verbinden und sie nach sich disciplíniren? Diesen Durchgang durch die Barbarei, dessen Uebergang in wahre Cultur höchst unsicher und keineswegs nothwendig ist, erspart den Kindern gebildeter Menschen die Erziehung."

Menschheit, deutlicher als aus ihren Gesichtern erkennen wir sie an ihren Sitten; aber alle haben eben Sitten.

Das Analogon für diese Gleichheit und Verschiedenheit im Reiche der Intelligenz des Menschen ist der Begriff der Causalität; alle erwachsenen und leidlich am Geiste gesunden Menschen, die jemals etwas gemacht haben, kennen das Verhältniß von Ursache und Wirkung. Dies hindert nicht, daß Polynesier den besiegten Feind erlegen und verzehren, um — dessen Tapferkeit in sich aufzunehmen; daß einige Stämme am Amazonas aus den Leichen ihrer Feinde, nachdem sie dieselben vier Wochen gedörrt haben, ein Pulver bereiten, das sie, in einen Trank gemischt, verschlucken, um die guten Eigenschaften der Todten sich einzuverleiben.*)

*) Grundzüge der Ethnographie von Prof. Dr. Max Perty. Vgl. Sir John Lubbock a. a. O. S. 258 und dazu auch aus unendlich vielen Beispielen etwa diese: Keuschheit vor der Ehe galt den Neuseeländern und Krähenindianern nicht für eine Tugend. Sie ward, wenn auch aus ungemein verschiedenen Gründen, von einigen brasilianischen Stämmen, den Bewohnern der Ladronen-Inseln und den Andamanen gemißbilligt. (— An Analogien dazu fehlt es bekanntlich in einigen europäischen Bezirken in der Nachbarschaft der höchsten sittlichen Cultur nicht.) Andererseits würden sich die Australier entsetzt haben, hätte ein Mann ein Mädchen heirathen wollen, das seinen Familiennamen trug; die Abiponen hielten es für Sünde, wenn Einer seinen eigenen Namen aussprach; die Tahitier meinten, ein gemeinsames Mahl sei ein Unrecht, und fanden es empörend, daß ein Matrose einen Korb mit Nahrungsmitteln auf dem Kopfe trug. Dieses Vorurtheil hegten auch die Neuseeländer, während die Fidschi-Insulaner, bei denen der Kannibalismus etwas Alltägliches war, und welche Gnade für Schwäche und Grausamkeit für eine Tugend hielten, fest glaubten, daß eine nicht regelrecht tätowirte Frau unmöglich auf Glückseligkeit nach dem Tode rechnen könne. Diese seltsame Idee findet sich auch bei den Eskimos. Hall erzählt, daß sie sich „aus Princip tätowirten, — sie hätten nämlich den Glauben, daß die so gemachten Striche in der zukünftigen Welt als ein Zeichen von Frömmigkeit angesehen werden." Es scheint den Veddahs das Natürlichste von der Welt zu sein, daß ein Mann seine jüngere Schwester heirathet; die Ehe mit einer älteren aber ist ihnen eben so verwerflich wie uns. (Daselbst S. 263 f.)

Hier herrscht wirklich immer noch die Idee der Causalität, wenn auch gepaart mit einer vielleicht etwas allzuwörtlichen Anwendung moderner materialistischer Theorien; zugleich herrscht hier auch Sitte und Sollen; es läßt sich sogar eine gewisse Huldigung, welche den moralischen Vollkommenheitstheorien gebracht wird, darin nicht verkennen.

In die Frage nun nach dem Ursprung der Sitten drängt sich vor allem die andere, welche Antwort jener bei den verschiedenen Zeiten und Völkern zu Theil geworden. Wir wollen hier jedoch nur diejenigen Ansichten hervorheben, welche die wichtigsten kritischen Vorbereitungen für die unsrige darbieten.

Zunächst haben bekanntlich fast alle alten und bis auf den heutigen Tag die meisten Völker die Meinung gehabt, daß die Sitten den Menschen unmittelbar von der Gottheit gelehrt oder vorgeschrieben werden. Geleitet von der kurzathmigen Erfahrung, daß das unerzogene Kind und der Wildling unendlich weit hinter dem durch erlernte Sitte gebildeten Menschen zurückbleiben, geblendet zugleich von dem Glanze der den Menschen über seine ganze dürftige Naturseite hinaushebenden Würde der Sittlichkeit, haben sie geglaubt, dies völlig Neue und Höchste im Reiche des Geschaffenen unmittelbar auf die höchsten Wesen zurückführen, die Götter als die Schöpfer und Gründer der Sitten betrachten zu müssen. Dies gilt indeß nicht bloß von den Sitten; schon oben beim Tact (S. 43) ist darauf hingewiesen, daß alle hervorragende Schöpfung, sei es, daß sie aus einem plötzlich hervortretenden, aber unbewußt vollzogenen Act des Geistes, oder daß sie aus allmählichen Bildungen und Umbildungen hervorgeht, der Eingebung höherer Mächte zugeschrieben wird, weil es eben an der unmittelbaren Einsicht in den Vorgang fehlt. Ragt doch bis in die heutige Auffassung der Schöpfungsacte des Dichters, des Künstlers, allerdings bis zur bloßen Sprachform abgeblaßt,

der Gedanke herein, daß sie ein Werk des „Genius“ seien, der in der Seele des Menschen waltet.*)

Spätere, wie sie sich gern nennen, aufgeklärtere Zeiten lassen den Menschen die Sitten erfinden; große, an mancherlei Fähigkeiten hervorragende, besonders aber politisch begabte Männer sollen die Regeln des Lebens erfunden und zugleich der großen Masse ihrer Stammverwandten beigebracht haben. Mit großer Emphase spricht Cicero von der gewaltigen Beredsamkeit dessen, welcher „die zerstreuten Menschen an einen Ort versammelt, sie von ihrer wilden Lebensart zur gesitteten bürgerlichen Verfassung gebracht und die Städte mit Gesetzen, Gerichten und Rechten versehen hat.“

Gewiß sind, wenn die Sittenschöpfung ein Werk der Menschen ist, die großen Männer die führenden und leitenden Kräfte gewesen; aber diese Antwort schränkt die Frage nach dem Ursprung der Sitten nur auf eine geringere Anzahl der Personen ein; denn wir wissen damit eben noch nicht, wie diese Sittenerfinder darauf gekommen, oder wie sie es angefangen haben, die Sitten zu gründen. Freilich für die Verbreitung derselben erscheint dem römischen Advocaten und Senator die Beredsamkeit als ein sehr zulängliches Mittel! aber nicht bloß diese Beredsamkeit, noch viel mehr der Begriff der Erfindung hat etwas so gänzlich Unhistorisches im Hintergrunde, er steckt so voller Absicht und Reflexion, daß wir in eine Zeit nicht sowohl des Beginnes als des Verfalls der Sitten uns versetzt fühlen.

Eine solche nur etwas mehr demokratische Species dieser Erfindung ist der Contrat social; aus mancherlei vergeb-

---

*) Nachdrücklich muß ich hier auf Bd. II S. 267 Anm. und auf mein „Der Prophet Jeremias“ Breslau 1894 S. 16 f. verweisen.

lichen und unhaltbaren Versuchen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, sich die ursprüngliche Gründung und namentlich auch Begründung eines Rechtszustandes unter den Menschen auf eine anschauliche Weise zu vergegenwärtigen, ist dieser correcteste und eleganteste Versuch von Rousseau hervorgegangen; er ist aber auch der allervergeblichste und allerunhaltbarste. Rousseau selbst sieht sich zu der Erklärung veranlaßt, „daß die Punkte dieses Vertrages durch die Beschaffenheit der Verhandlung selbst so bestimmt sind, daß die geringste Veränderung sie nichtig und unwirksam machen muß." Da aber ferner die Minorität, welche diesem Vertrage nicht beigetreten wäre, niemals gebunden wäre, an dem gegründeten Rechtszustand Theil zu nehmen, so gehört es ferner zu den schönen Eigenthümlichkeiten dieses Vertrages, daß er schlechterdings und vollkommen einstimmig von der ganzen Ur-Menschheit geschlossen sein soll.

Abgesehen nun auch davon, daß dieser abstracte, fein ausgeklügelte, allseitig gegen politische und juridische Einwürfe gewappnete Vertrag, welcher wohl geeignet wäre, von einem Parlament nach einer mehrtausendjährigen politischen Entwickelungsgeschichte als Reichsgrundgesetz angenommen zu werden, unmöglich in die Zeit der ersten Bildung eines Rechtsbewußtseins fallen kann; abgesehen ferner auch davon, daß ein solcher Urvertrag niemals oder, wie Rousseau charakteristisch genug für den völligen Mangel an historischer Auffassung sich ausdrückt, „vielleicht niemals förmlich ausgesprochen wurde", sondern nur überall „stillschweigend angenommen und anerkannt" sein soll, ein stillschweigender Vertrag aber der eigentlichen Natur eines Vertrages und seiner bindenden Kraft gänzlich entbehrt, so daß die ganze Sache auf nichts gestellt ist: so ist ein für allemal festzuhalten, daß schlechterdings ein Vertrag nicht der

letzte Grund des Rechtes sein kann. Denn denken wir uns in den Zustand einer noch nicht vorhandenen Rechtsbeständigkeit hinein, so ist kein Grund zu entdecken, weshalb man den geschlossenen Vertrag auch halten müsse. Verträge können gebrochen werden; daß man dieses aber nicht soll und dürfe, dafür gibt es, weil andere Rechtsgründe ja nicht statuirt werden, keinen anderen Grund, als daß man durch einen neuen Vertrag sich dazu verpflichtet. Und dies geht natürlich ins Unendliche fort. Wenn diese ins Unendliche fortgehenden Verträge allerdings eine bloße abstracte Illusion sind, so ist doch auch der erste Urvertrag ohne die Grundlage eines vor und außer ihm schon vorhandenen Rechtsbewußtseins gewiß nicht minder eine Illusion. Auf den Vertrag soll alles Recht, also z. B. auch das der persönlichen Freiheit und der Erhaltung des eigenen und die Pflicht der Schonung des fremden Lebens gegründet sein. Nun aber frage ich, ob etwa der Grundsatz: Du sollst den Vertrag oder dein gegebenes Wort nicht brechen, im Rechtsbewußtsein der Menschheit ursprünglicher oder stärker ist als der: Du sollst nicht morden!

Mit einem Worte, der Vertrag ist ein Rechtsgrund, aber nicht der Grund des Rechts.*)

Wie in Bezug auf den Ursprung des Rechts die Form

*) Ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, will ich doch eine kleine und unscheinbare Thatsache erwähnen, welche geeignet ist, ein psychologisches Licht auf die heutige vulgäre Auffassung des Vertrags zu werfen, nachdem das Vertragsrecht einer feinen und scharfen Ausbildung sich erfreut. Bei weitem in den meisten Verträgen, welche mir zu Gesicht gekommen, habe ich in dem Schlußparagraphen die Formel gefunden: Contrahenten sind mit diesem Vertrage bestens einverstanden und sichern sich die pünktliche Erfüllung desselben gegenseitig zu. Diese Zusicherung, obgleich oder auch gerade weil sie eine stehende Formel geworden, beweist, daß man die Erfüllung des Vertrags gewissermaßen als ein besonderes Element außer dem Inhalte desselben betrachtet.

des Vertrags, so hatte in Bezug auf den Ursprung der Sitten überhaupt der Begriff der Erfindung im vorigen Jahrhundert in seinen mannigfachen Variationen sich geltend gemacht; er hatte geherrscht auch in Bezug auf den Ursprung der Sprache. Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hat die Frage nach dem Ursprung der Sitte fast gänzlich unbeachtet gelassen, man hat mehr auf die metaphysische Begründung als auf die genetische Entwickelung derselben gesonnen. Die Vergleichung mit der Sprache lag nahe und ist fruchtbar, aber man hat sie nicht vorgenommen.

Aus einem falsch verstandenen theologischen Interesse hat sich außerdem im vorigen Jahrhundert der Streit ausgebildet und fast bis auf die neueste Zeit fortgeerbt, ob die Sprache göttlichen oder menschlichen Ursprungs sei. Es ist anderweitig ausführlich und gründlich, namentlich von Steinthal, nachgewiesen worden, daß dieser Streit sich nur um eine falsch gestellte Frage dreht, daß, nach welcher Seite diese auch beantwortet werden möge, sie immerhin die weitere und wichtigere Frage offen läßt über die Art und den Vorgang der Sprach-Schöpfung oder -Aneignung. Als unabwendbares Resultat der Untersuchung bleibt vor allem bestehen, daß die Sprache — und ebenso auch die Sitte — überhaupt nicht bloß *gelehrt*, *überliefert*, *anerzogen* sein kann; denn dann wäre ein Verständniß unmöglich, und gegenseitiges Verständniß ist der eigentliche Nerv des sprachlichen wie des sittlichen Lebens; auch in späteren Zeiten, in denen eine flüchtige Beobachtung und ungründliche Erfahrung Sitte und Sprache als schlechterdings überliefert und anerzogen wahrzunehmen glaubt, ist dies keineswegs der Fall. Meine Untersuchung über das Sprechenlernen der Kinder*) hat, glaube ich, anschaulich ergeben, daß und in-

*) Leben der Seele, Bd. II, Geist und Sprache, 3. Cap.

wiefern auch hier wirkliche Sprachſchöpfung ſtattfindet. Wohl werden die beſtimmten Formen der Sitte den Kindern überliefert; aber der innerſte Kern, der eigentliche Keim und Trieb des ſittlichen wie des ſprachlichen Bewußtſeins kann überall nicht von außen her in den Menſchen gelegt werden. Das Aeußere der Sitten, der Vorgang und das Factum, die legale Handlung kann gelehrt werden, aber nicht das Sittliche daran, das Gefühl des Sollens, das Specifiſche, wenn nicht urſprünglich moraliſches Gefühl vorhanden iſt. Daher kommt es auch, daß ſelbſt bei vorhandenem ſittlichem Princip, bei beſtimmter eigener ſittlicher Thätigkeit dennoch ein Verſtändniß für fremde, ſtark verſchiedene Sitten nur ſelten und nur durch weite Gedankenvermittelungen möglich iſt.

Auch die Tradition der heiligen Schrift hat keine durchgehende Belehrung des Ur-Menſchen über die Sitten, ſondern tiefſinnig angeknüpft an ein Factum wird er durch eine Uebertretung „erkennend das Gute und das Böſe.“ Es wird alſo nicht ſowohl eine fortdauernde Belehrung des Menſchen als vielmehr die Gründung ſeiner Natur als erkennende dargeſtellt.

Der Kreis der Möglichkeit, den Urſprung der Sitten zu erklären, zieht ſich immer enger zuſammen; weder eine Belehrung durch Götter noch eine Unterweiſung durch Heroen, weder irgend eine Ueberlieferung überhaupt noch auch eine freie Erfindung ſtimmt mit den Thatſachen und den erkannten Geſetzen der pſychiſchen Entwickelung überein.

So werden wir zu einem mannigfach angewandten Begriff hingeführt: die Sitten oder wenigſtens die ſittlichen Ideen ſeien angeboren. Aber auch dem widerſpricht die Erfahrung; keine beſtimmte Vorſtellung, keine concrete Anſchauung iſt dem Menſchen angeboren, keine beſtimmte Idee, kein Willensact,

überhaupt kein gegebener Inhalt.*) Vielmehr müssen wir den Gang und die Stufen der Entwickelung aller derjenigen Ideen, welche man sonst für angeboren gehalten hat, nachweisen; wir sollen die psychischen Elemente beobachten, aus denen die Ideen allmählich hervorgehen. Nicht als ob diese Elemente der Seele von außen her eingeprägt würden; nicht als ob sie eine passive, leere Tafel wäre, in welche die Außenwelt allmählich gewisse Ideen einschriebe! Vielmehr sind diese Elemente und folglich auch das höchste Product derselben, die Ideen, Erfolge der eigensten Thätigkeit der Seele, zwar durch ihre Berührung mit der Außenwelt vielfach veranlaßt, aber nicht durch die Art und Natur der

*) Dies läßt sich zum Ueberfluß auch noch durch die Thatsache beweisen, daß es nicht einmal einen einzigen Urtrieb des Menschen gibt, welcher absolut und schlechthin allgemein, wie er doch müßte, angetroffen wird. Sir John Lubbock bemerkt: „Die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Tode gehören zu unseren stärksten Empfindungen.“ „Alles, was ein Mann hat, läßet er für sein Leben.“ Das ist wahr, ist aber keineswegs überall der Fall. Nach Azara haben die Indianer von Paraguay eine große Gleichgiltigkeit gegen den Tod, und dasselbe ist bei den Fidschi-Insulanern der Fall, während Burton das Nämliche von den Negern Dahomés berichtet. Bei den Chinesen soll ein zum Tode verurtheilter Mann, wenn er die Erlaubniß dazu erhält, immer für eine mäßige Summe Geldes einen Stellvertreter finden können, und einen Sarg hält man für ein ganz passendes Geschenk für einen betagten Verwandten.

Wünschenswerth wäre es allerdings, den Grund namentlich für die letztgenannte Thatsache, also die Anschauung des Stellvertreters, den specifischen Werth und die Verwendung des so um das Leben erworbenen Geldes kennen zu lernen, wie etwa die Sitte des Fidschi-Insulaners bei Wilkes Figi and the Figians Vol. I p. 183 offen mit Gründen zu Tage liegt; „sie glauben nämlich nicht nur an ein zukünftiges Dasein, sondern sind auch davon überzeugt, daß sie, sowie sie aus diesem Leben scheiden, drüben wieder erwachen werden.“ — So viel also wirken die so oder anders ausgebildeten Vorstellungen eines Volkes, um das scheinbar Einfachste und Ursprünglichste wie die „Selbsterhaltung“ noch historisch zu modificiren.

äußeren Eindrücke, sondern vielmehr durch die innerste Natur der Seele selbst bestimmt.*)

Man wird freilich leicht und irrthümlich von dem einen Gedanken, daß die Ideen nicht von außen her gegeben sein können, daß sie nach ihrer Beschaffenheit sogar überhaupt nicht einmal gemäß der äußeren Natur, sondern ganz nach der eigensten und inneren Natur der Seele gebildet werden, zu dem entgegengesetzten Gedanken geleitet, daß also die Ideen angeboren sein müßten; aber wir stehen mit so gefaßtem Gegensatze wiederum nur vor einer falsch gestellten Frage. Liegt das Feuer in den Hölzern, welche, gerieben, sich entzünden? oder ist es von außen her herzugebracht? Keines von beiden! Die Frage war nur so lange richtig gestellt, als man Feuer für einen Stoff, ein Element hielt. Jetzt aber wissen wir, es ist kein Stoff, ist also auch weder in noch außer dem Holz, sondern es ist ein Proceß, welcher durch die Reibung, also einen anderen Proceß eingeleitet und herbeigeführt wird. So sind auch die Ideen und so auch die Sitten, wie wir sehen werden, entstanden und gebildet durch psychische Processe.

Man glaubte die angeborenen Ideen ganz besonders für das Gebiet des Sittlichen festhalten zu müssen, weil man es weder mit der Würde desselben noch auch, was viel wichtiger ist, mit der Wahrheit der Thatsachen übereinstimmend fand, sie aus der Beobachtung der äußeren Natur entspringen zu lassen. Es hat freilich auch an solchen nicht gefehlt, welche meinten, der Mensch habe die Sitten den Thieren abgemerkt, welche wir Spuren von solchen aus Instinct ausüben sehen. Allein man würde denn doch billig voraussetzen dürfen, daß die Menschen

*) Ueber das Verhältniß des Angeborenen zur pädagogischen Entwickelung vgl. Fechner, Vorschule der Aesthetik I S. 250 f.

vielleicht ebenso viel Instinct zu den Sitten besäßen, als sie von den Thieren ablernen konnten.

Oben ist auf Specifisch-Menschliches in der Elternliebe und Allem, was damit zusammenhängt, hingewiesen, das der Mensch von den Thieren nicht lernen konnte.

Hier bedarf es eigentlich dieser Hinweisung nicht; denn wenn auch der ganze Reichthum menschlicher Sittlichkeit aus solchen Anfängen wie die thierischen sich entwickelt hätte, während die Thiere selbst stehen geblieben sind, dann ist schlechthin unerfindlich, weshalb der psychophysische Organismus des Menschen, der ihn zu jener ungeheuren Entwickelung befähigt, jene dürftigen Anfänge nicht ebenfalls besessen haben sollte.

Dabei kann man die Frage, ob nicht die Instincte der Thiere selbst ein Erfolg historischer Entwickelung sind, ganz bei Seite lassen; denn auf alle Fälle ist kein Grund vorhanden, weshalb die Thiere jenen ersten Knotenpunkt der Entwickelung erreicht haben müßten, der dann ja vom Menschen mit einer ganz unvergleichbaren Energie zu neuen Stufen der Entwickelung fortschreitet. —

Sollen wir nun nicht wirklich sagen, die Sitten hätten ihren Ursprung in einem sittlichen Instinct des Menschen? Sollte man nicht meinen, daß dieser Begriff die Lösung des Problems darbietet, die wir suchen, da wir doch einmal im Laufe der Untersuchung dahin gekommen sind, dies festzustellen, daß der Ursprung der Sitten in der eigensten Natur und Thätigkeit des Menschen allein gefunden werden kann? Wird es nicht gleichgiltig sein, ob wir diesen oder einen anderen Begriff an die Stelle setzen, da doch wesentlich nur dasselbe damit ausgedrückt werden kann?

Es verhält sich mit principiellen Begriffen wie mit Samenkörnern von verschiedenen Pflanzen; sieht man nur diese Körner

an, so scheint der Unterschied zwischen ihnen unendlich gering; sind sie aber zur Entwickelung gekommen, dann sind freilich oft die ausgebildeten Pflanzen wie Halm und Strauch und Baum unendlich weit von einander verschieden. Grundlegende Begriffe wollen deshalb sorgsam und mit bewaffnetem Auge unterschieden sein. Der Begriff des Instincts bleibt nicht bloß immer eine noch dunklere Erklärung für eine dunkele Sache, sondern er pflegt Verwirrung anzurichten, wo immer man sich seiner ohne Vorsicht und allseitige Rücksicht bedient.

Der Instinct ist ein Begriff, welchen man wie ein x in der Rechnung leicht und oft verwendet, dessen Gleichung aber schwer zu finden ist. Wie dunkel aber dieser Begriff auch sei, und wie wenig ich geneigt bin, hier in die schwierige Erörterung seines positiven Inhalts einzugehen, dies Eine scheint mir klar und muß mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß er sich von allem, was menschliche Schöpfung heißt, völlig sicher unterscheiden läßt. Je leichter und häufiger er in psychologische Fragen sich einmischt, je mehr Verwirrung er anrichtet, wenn man ihn vollends bis in die Kreise der höchsten, z. B. der religiösen Ideenbildung einführt, wie dies noch neuerdings wieder von Renan geschehen ist,*) desto entschiedener muß Ernst gemacht

*) Ich weiß nicht, worauf es beruhen mag, aber die Franzosen scheinen eine gewisse Vorliebe für diesen Begriff zu haben. Später als Renan hat auch Thiers in seinen Proclamationen im Jahre 1871 und 72 öfter von dem „friedlichen", dem „politischen" und dem „republikanischen" Instinct gesprochen; Heinrich von Bourbon dagegen in seinem Manifest an die Franzosen vom 2. Juli 1874 spricht erst von „dem monarchischen Temperament des Landes" — für welches „jede der in den letzten achtzig Jahren eingetretenen Revolutionen ein schlagender Beweis" (sic!) sein sollte; weiterhin aber heißt es: „Ich will eine heilende und starke Regierung, Frankreich will sie nicht weniger als ich. Sein Interesse drängt es zu einer solchen, sein Instinct verlangt danach."

Es sind freilich immer sonderbare Blüthen einer Völkerpsychologie, welche von politischen Absichten getrieben werden.

werden, ihn ein für allemal fest und faßlich von dem specifischen Wesen menschlich geistiger Thätigkeit abzuscheiden.

Zwar ist einerseits auch die menschlich freie, nach Entwickelung strebende Thätigkeit nicht auf eine absolute Freiheit und Spontaneität gegründet; vielmehr entwickelt sie sich gemäß der nothwendigen und gesetzmäßigen Natur des Seelenlebens; und andererseits kann auch die instinctive Thierthätigkeit nicht wie ein bloßer Mechanismus angesehen werden, da sie immerhin eine gewisse, wenn auch meist sehr eng begrenzte Abwechselung, also auch Freiheit in der Ausübung des Instincts zuläßt. Aber der große Unterschied zwischen Instinct und menschlicher Schöpfung besteht darin, daß der Inhalt der instinctiven Thätigkeit ungemein begrenzt ist; und wenn er nicht mit der Geburt des Thieres geradezu fertig gegeben ist, was man sich schwer vorstellen kann, so sind doch alle Bedingungen desselben in Leib und Leben des Thieres vorhanden. Wir sehen daher kein Thier weit oder wesentlich über die Grenze seines Instincts hinausgehen, aber auch keines hinter derselben zurückbleiben; wohl sind die Gewebe der Spinne und die Zellen der Biene kunstreiche Gebilde, aber in historischer Zeit zeichnet sich keine vor der anderen aus; wenigstens in Bezug gerade auf die Gebilde nicht merklich. In ihrem Benehmen aber zur Natur, zu anderen Thieren, zum Menschen zeigt sich der Unterschied der thierischen Individuen höherer Arten sehr groß; es gibt dumme und kluge, schlaffe und energische, aufmerksame und flatterhafte Thiere. So kann man sich unschwer eine Vorstellung von einem Fortschritt machen, den diese vorzüglichen Individuen auch in ihrer Arbeitssphäre bekunden. Allein die weitere Fortpflanzung dieser aufsteigenden Verbesserungen scheint außerordentlich wenig durch lehrhafte Tradition, durch Vor- und Nachmachen, also nicht durch Lernen und Ueben (welche ja sonst innerhalb der Grenzen des

Instincts zweifellos vorkommen), sondern allermeist auf dem Wege der organischen Vererbung der durch vollkommenere Functionen veredelten Organe stattzufinden.

Beim Menschen aber — und bei allen Menschen — findet neben der psychischen Differenz der Individuen, welche dem Einen bessere Leistung ermöglicht, der Fortschritt durch Lernen, Absehen und Einüben, also durch einen beiderseits vermittelten Proceß statt, welcher sich dem Bewußtsein nicht entziehen kann. Auf diesem aber beruht die Ansammlung der Fortschritte von Geschlecht zu Geschlecht.

Das Thier wirkt, der Mensch — schafft und handelt. Alles Menschliche ist ein Product der allmählichen und aufsteigenden zwiefachen Entwickelung sowohl innerhalb eines jeden Individuums als in der Folgenreihe der Geschlechter.

Der Unterschied wird völlig anschaulich zumeist durch den Begriff des Werkzeuges. Der Instinct schließt das Werkzeug aus; in seinen Grenzen wird mit vorhandenen, fertigen Kräften operirt und nur mit diesen. Der Mensch aber schafft sich nicht bloß Werke, sondern Kräfte im Werkzeug; das Werkzeug ist Vermittelung, ein Erfolg des Bewußtseins, der über die unmittelbar vorhandenen Kräfte hinausgreift. Ich habe bei anderer Gelegenheit bereits darauf hingewiesen, daß der Mensch sich nicht bloß physische, sondern auch psychische Instrumente schafft, und daß seine höchste Entwickelung durch diese bedingt ist.*)

Auch der Mensch besaß und besitzt ursprünglich Instincte; Essen, Trinken, Flucht vor der Gefahr mag man dahin zählen. Aber nicht lange beharren diese Thätigkeiten in der Form des Instincts, vielmehr werden sie bald mit freien moralischen und

*) S. L. d. S. II. S. 260 f. über die Kategorien der Apperception, welche wie Organe wirken. Vgl. dazu Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft Bd. I. S. 18.

intellectuellen Elementen legirt. Schon typiſches Eſſen zu beſtimmten, frei gewählten Zeiten iſt nicht mehr Inſtinct, auch mit Inſtrumenten eſſen iſt nicht mehr inſtinctiv; nur der dem Verhungern Ausgeſetzte mag in die Art des Inſtincts zurückfallen, wenn er ſich plötzlich der Speiſe nähert. Das glänzendſte Beiſpiel aber von einer völligen Durchflechtung des menſchlichen Inſtincts mit idealen Mächten tritt uns entgegen in dem weiten Abſtand von der Begattung zur — Ehe. Und ein Blick auf die außerordentliche Mannigfaltigkeit in der Bildung ehelicher Verhältniſſe auf niederen Stufen und in früheren Zeiten der Cultur zeigt uns, daß dieſer Abſtand auf ſehr verſchiedenen Wegen und ſehr allmählich zurückgelegt wurde, bis die Ehe den Charakter des heutigen europäiſchen Familienlebens darzuſtellen vermochte, welchem es ja auch noch an intereſſanter Mannigfaltigkeit des ethiſchen Werthes keineswegs mangelt.

Der Inſtinct alſo iſt abſolut nothwendig, unbedingt, weil alle ſeine Bedingungen gegeben ſind; alles Vermittelte aber, alles Bedingte, alles was, wie die menſchliche Thätigkeit, von Bedingung zu Bedingung fortſchreiten und aufſteigen muß, iſt nicht mehr inſtinctiv; daher liegt vollends alle objective Tradition außerhalb des Inſtincts; alles was in den Epigonen nicht wäre ohne lehrhafte und ſachliche Ueberlieferung der Vorfahren, iſt nicht inſtinctiv. —

Man kann daher gradezu ſagen: Des Menſchen Sitte fängt da an, wo ſein Inſtinct aufhört.

Wenn wir nun als das Reſultat dieſer kritiſchen Muſterung anderweitiger Verſuche, den Urſprung der Sitten zu erklären, feſtſtellen, daß ſie weder überliefert, gelehrt, noch überhaupt von außen her dem Menſchen gegeben ſein können, daß ſie demnach in der pſychiſchen Natur des Menſchen ſelbſt begründet ſein müſſen; wenn wir ferner erkannt haben, daß ſie von den Menſchen weder auf bewußte Weiſe erfunden, weder willkürlich und ab-

sichtlich geschaffen, noch auch als ein fertiger, abgeschlossener Instinct geübt werden können; daß sie also als wahrhaft menschliche Schöpfung der Erfolg eines vorschreitenden psychischen Processes sein müssen: so kommen wir endlich zu der Frage, von welcher Art dieser Prozeß sei, unter welchen Umständen und aus welchen Elementen er sich bildet, und in welcher Weise er vor sich geht. Vor Beantwortung dieser Frage habe ich nur noch zu wiederholen, daß es nicht unsere Aufgabe noch Absicht ist, eine Schilderung, ein ausführliches Bild von den Urzeiten der Sittenschöpfung zu entwerfen. Wohl mag es der Phantasie zuweilen gelingen, ein Problem in manchen Punkten glücklicher zu lösen, als die Reflexion; dies ist aber ein Glück, auf welches die Wissenschaft weder warten noch vertrauen darf. Wenn die Mathematik von Raumgebilden spricht, so braucht sie ihre Sätze nicht auf die volle Anschauung zu gründen, nicht plastische Gebilde im Auge zu haben; vielmehr genügt es ihr vollkommen, nur diejenigen Elemente einer Gestalt zu beachten, welche als die nothwendigen und zureichenden Bedingungen die Bestimmtheit der ganzen Gestalt einschließen. So haben auch wir nur die Bedingungen nachzuweisen, welche aus der Sittengeschichte und der psychologischen Richtung der heutigen sittlichen Natur des Menschen sich ergeben, als nothwendig und ausreichend, um den Ursprung zu begründen.

Die Versuche des 17. und 18. Jahrhunderts, sich ein anschauliches Bild von den Anfängen der sittlichen Cultur zu machen, zeigen uns deutlich, wie dürftig die Phantasie im Vergleiche mit der Wirklichkeit ist. Diese liegt heute durch den Fleiß der Reisenden und Anthropologen in weiten und breiten Massen von Thatsachen vor unseren Augen. Die Sammelwerke von Waitz, später von Bastian, Lubbock, Tylor ꝛc. zeigen uns ein unerschöpfliches Meer von empirischen Erscheinungen bald

fließender und bald. vorzeitig verhärteter Sittenbildung. Für Viele ist es „süß, in diesem Meer zu scheitern"; Andere erkennen schon die Nothwendigkeit, in diesem Urwald von nackten Thatsachen an der Hand psychologischer Ordnung und Deutung den Weg historischer Bildung rückwärts zu verfolgen, will sagen zu versuchen. Solche Arbeiten wie die von Post und neuerdings von Flügel*) zeigen, im Vergleich etwa noch mit den breiten und schwerfälligen Reflexionen Schleiermachers über die Entstehung geistiger Differenzen unter den Menschen, daß wir den Pfad der Versuche betreten haben, welche für die Sitten ebenso glückliche Erfolge in Aussicht stellen, wie sie für die Sprache — allerdings unter günstigeren Bedingungen — zweifellos errungen sind.

Wie zahlreiche Sprachen, so sind auch unzählige verschiedene Sitten entstanden; der psychologische Proceß ist in allen der gleiche. Nur daß er, hier wie dort, nicht überall gleich viele Stadien der Entwickelung durchläuft, indem die thatsächlichen Vorgänge und die aus ihnen stammenden Gebilde verschiedene sind; diese sind dann zuweilen so niedrig, daß die Rückwirkung auf die inneren Vorgänge und damit der Fortschritt ausbleibt. Dies führt also für die vollständige Erkenntniß der Sitten- und Sprachschöpfung zu historischen Aufgaben. Für die späteren Stufen muß die Psychologie eine geschichtliche werden.

Uns aber, die wir nur die psychologischen Grundlinien im Proceß der Sittenbildung ziehen wollen, liegt hier der Versuch fern; alles Factische und Schildernde soll nur zur Anschaulichkeit dienen, aber nicht einmal als Hypothese, geschweige als historische Voraussetzung. —

---

*) Dr. A. H. Post: Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe. Desselben „Der Ursprung des Rechts." Oldenburg 1876. — Otto Flügel: „Die Entwickelung der sittlichen Ideen." In der Zeitschrift für Völkerpsychologie 12. Band.

Der ursprüngliche und nothwendige Keim sogar zur Erlernung in späteren und vollends zur Erzeugung der Sitten in den früheſten Zeiten ist ein sittliches Gefühl. Dieſes, wie jedes Gefühl, hat an und für sich schlechterdings keinen irgendwie bestimmten Inhalt. Es ist ein völlig leeres Gerede, wenn etwa behauptet wird, der Mensch habe zu irgend einer Zeit dieſe oder jene Vorstellung in der Form des Gefühls in seiner Seele; das Gefühl ist nicht eine besondere Art, sich Dinge vorzustellen oder Ideen zu denken, sondern der begleitende Zustand, in welchem die Seele sich befindet, während sie von Empfindungen, Vorstellungen oder Ideen erfüllt ist. Wenn wir aber einerseits behaupten müſſen, daß die Gefühle ihrer Natur nach jedes Inhaltes entbehren, so kommt ihnen andererseits doch eine vollständige Bestimmtheit zu. Dies ist an den sinnlichen Gefühlen sofort erkennbar: jedes derselben ist bestimmt als ein Gefühl der Luſt oder Unluſt, des Angenehmen oder Unangenehmen, des Vergnügens oder des Schmerzes. Es beruht zwar auf einem Irrthum und ist ein falscher Ausdruck, wenn man zu sagen pflegt, daß wir dieſe oder jene angenehmen Dinge oder Verhältniſſe fühlen, von ihnen ein Gefühl haben; vielmehr kann nur die Empfindung oder Wahrnehmung derselben, welche von dem angemeſſenen Gefühl begleitet wird, als der Gegenstand desſelben bezeichnet werden, und nur mit Uebergehung dieſes Mittelgliedes sprechen wir auch von angenehmen Dingen. Dahingegen ist das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen oder richtiger das angenehme oder unangenehme Gefühl an sich und seiner Natur nach völlig verschieden, wenn auch nicht getrennt, von der Wahrnehmung oder Anschauung des angenehmen Gegenstandes.*)

*) Vgl. oben S. 105.

Wenn wir nun von ſittlichen Gefühlen reden, ſo heißt dies nichts Anderes, als daß die Zuſtände, in denen der Menſch ſich befindet, die Ereigniſſe, die ihn treffen, die Handlungen, welche er begeht, Gefühle erregen, oder daß die Vorſtellungen von dieſen Zuſtänden, Ereigniſſen und Handlungen von Gefühlen begleitet ſind. Die Beſtimmtheit dieſer, der ſittlichen Gefühle, unterſcheidet ſich von der der ſinnlichen Gefühle. Man kann jene nicht wie dieſe als Gefühle der Luſt oder Unluſt bezeichnen, aus Gründen, auf welche ich weiterhin noch einmal zurückkommen werde. Ich glaube, daß es eine urſprüngliche Mannigfaltigkeit von ſittlichen Gefühlen gibt, welche aus einem einzigen Paar oder gar aus ſinnlichen Gefühlen der Luſt oder Unluſt abzuleiten unmöglich ſein wird. Wenn wir aber von dieſer Frage einſtweilen gänzlich abſehen, ſo können wir als die allgemeinſte Beſtimmtheit oder als die Grundform des ſittlichen Gefühls das der Billigung und des Tadels bezeichnen. Wir behaupten alſo, daß dem Menſchen von Hauſe aus und urſprünglich nach der Natur ſeiner pſychiſchen Beſchaffenheit die Fähigkeit und Nothwendigkeit zukommt, alle eigene oder fremde menſchliche Handlung begleitet von einem beſtimmten Gefühle der Zuſtimmung oder Abneigung wahrzunehmen.

Dieſe Gefühle nun werden zu Antrieben von Handlungen. Zur Natur der Gefühle gehört es, noch mehr als zu der der Empfindungen und Vorſtellungen, daß ſie entweder unmittelbar in Bewegungen übergehen oder Begehrungen hervorrufen, welche Urſachen von Handlungen werden. Die verſchiedenen Arten und Stufen der Vermittelungen vom Gefühl bis zur Handlung ſind ein Gegenſtand noch nicht vollendeter Forſchung. Ob vielleicht bei allen Handlungen (oder den Begehrungen und Willensacten, die ſie erzeugen) im letzten Grunde der Seele Gefühle angetroffen werden, muß einſtweilen dahin geſtellt bleiben. Gewiß richtig

aber ist es, wenn man im gewöhnlichen Leben sich so ausdrückt, daß die Dinge, welche uns ergreifen, uns auch zum Handeln bewegen. Dinge aber, welche uns ergreifen, sind keine anderen als diejenigen, deren Vorstellungen von starken Gefühlen begleitet sind. Die ursprünglichen und unmittelbaren *Zustände* der Seele bei der Wahrnehmung gegebener Verhältnisse reflectiren also in gewissen *Thätigkeiten* und gewinnen darin einen bestimmten objectiven Ausdruck. Ein Mensch der Urzeit nimmt z. B. wahr, daß er nackt sei; diese Wahrnehmung ist von einem Gefühle der Mißstimmung begleitet, welches wir heute als Schamgefühl bezeichnen; für ihn selbst kommt dies Gefühl zu gar keiner mittelbaren, geschweige unmittelbaren Erkenntniß; er weiß nicht, wie wir heute von unseren Gefühlen wissen, von dem seinigen; aber sein Gefühl reflectirt unmittelbar in der Handlung, daß er sich bedeckt. Seine Blöße bedecken ist von Stund an für ihn Sitte; in dieser That, in dieser Sitte ergreift und begreift der Mensch sein Gefühl, aber auch *nur in ihr*. Denn von dem Gefühl selbst, abgelöst von dieser Handlung, welche es ausdrückt, haben sogar viel spätere Zeiten keine bestimmte Vorstellung, und auch entwickelte Sprachen haben selten einen Ausdruck dafür. Die Gefühle sind das, was dem Menschen am schwersten und daher auch am spätesten zum objectiven klaren Bewußtsein kommt; es bedurfte überall und bedarf noch bis auf den heutigen Tag der Genialität großer, herzenskundiger Dichter, um uns einen Einblick in unsere eigene Gefühlswelt zu eröffnen. Unstreitig sind die Gefühle des Urmenschen stärker, erregter, so zu sagen heftiger als die der gebildeten und reflectirenden Zeiten; aber sie sind nicht klarer, wie die Geschichte aller Sprachen beweist. Weil aber die Gefühle im Urzustande des Menschen stark sind, reflectiren sie fast alle in Handlungen, umsomehr, da die Menschen ursprünglich weit mehr disponirt sind zu einer gewissen plastischen

und dramatiſchen Beweglichkeit, als ihre cultivirten Nachkommen. Die Wahrnehmung des Gefühls iſt eine unmittelbare, aber die Apperception desſelben, ſo daß es zur Vorſtellung wird und Sprachform annimmt, geſchieht um ſo ſeltener und ſchwieriger, weil die Handlung, in welcher es reflectirt, ſich dazwiſchenſchiebt.

Aehnlich iſt es nun bei anderen Ereigniſſen; ſie ſind von Gefühlen begleitet (der Freude, der Trauer, des Sieges oder von ſolchen rein ſittlicher Art); aus dieſem Gefühl folgt ein beſtimmtes Benehmen, eine Handlung; er, der Urmenſch ſelbſt, verſteht erſt aus ſeiner Handlung und ſeinem Benehmen, welche Bedeutung und Beziehung dies Benehmen auf das Ereigniß habe. Als man vor dem Greiſe aufſtand, zunächſt vielleicht um ihm Platz zu machen, dann aber auch, wenn eine Stelle für ihn leer war, da hatte man das Gefühl der Pietät; aber nur im Aufſtehen kommt das Gefühl zum Bewußtſein, und man hat in der Sprache, alſo auch im Denken, keinen anderen Ausdruck für dies Gefühl, als: „Vor dem Greiſe ſollſt du aufſtehen!“*)

Im Anfang iſt die That. Das ſittliche Bewußtſein iſt nur praktiſches Bewußtſein; man weiß um den Grund und das Geſetz desſelben ebenſo wenig, als man vom Urſprung der Sprache

*) Bis auf den heutigen Tag beſitzen wir noch keinen glücklichen Ausdruck für dies Gefühl; wir bedienen uns des Fremdwortes Pietät mit einer beſonderen Einſchränkung ſeiner Bedeutung; in dem heimiſchen „Ehrfurcht“ aber ſind zwei Elemente, deren eines in der Miſchung ſeinen urſprünglichen Charakter weſentlich geändert hat; denn möchte das Gefühl immer ein gemiſchtes ſein, wie ich auch glaube: Furcht im eigentlichen Sinne iſt wohl kein Beſtandtheil desſelben. Schwere Irrthümer belaſten unſere religiöſen Vorſtellungskreiſe deshalb, weil man gezwungen war, das hebräiſche Bibelwort יראה mit „Furcht“ zu überſetzen. Kinderlehre und Predigt ſollten, was die Sprache verſchuldet, durch Erklärung ausgleichen. Ein wahrhaft religiöſer Menſch wird in ſeiner „Gottesfurcht“ nichts von gemeiner Furcht empfinden.

und von den logiſchen oder pſychologiſchen Geſetzen des Denkens weiß, obwohl man ſpricht und denkt.

Das ſittliche Gefühl iſt der letzte, unbewußte Grund der That; aus der That aber folgt Bewußtſein. Sie iſt das Mittel für ſpätere Zeiten, die ſittlichen Gründe in ſeinem eigenen Innern zu erkennen, die Gefühle zu appercipiren. So wird alſo das Sittliche durch die Sitte geſchaffen, das heißt zu einem Inhalt und zum Bewußtſein gebracht oder wenigſtens fixirt. Zwar iſt das ſittliche Gefühl das Urſprüngliche, das Treibende, welches die Sitte erzeugt; aber nur durch die Handlung, die es nach pſychologiſchen Geſetzen hervorruft, wird das Gefühl erſt erkannt, feſtgehalten. Die That iſt das Mittel zur Geſtaltung und darum auch zur Apperception deſſen, was der ſittliche Trieb und Keim im Menſchen iſt.

Daher kommt es denn auch, daß das Negative der Sittlichkeit, die Verbote, ſchwerer zum Bewußtſein kommen; daher finden wir Stämme mit ſanften, edlen poſitiven Sitten, die aber gleichwohl wild und ausgelaſſen in der Uebertretung deſſen ſind, was uns als Verbot geläufig iſt. Wenn aber bei uns auf dem Standpunkt einer höheren ſittlichen Erkenntniß die ſogenannten Verbote auch einen poſitiven Ausdruck gewinnen, wenn der Ausſpruch: Du ſollſt nicht morden! zu dem edleren und reicheren Ausdruck gelangt: Du ſollſt das Leben deines Mitmenſchen heilig halten! ſo konnte ſich doch für den Urmenſchen keine poſitive Sitte daraus bilden, weil dazu die Bedingungen gefühlserregender Thatſachen fehlen. Aus dieſem Grunde nun finden wir, daß an dem Wendepunkte, wo die Sitte zum Geſetz wird, alle Geſetzgebungen vorwiegend negativ gefaßt ſind (in den zehn Geboten ſind acht verneinend und nur zwei bejahend), offenbar weil das Negative in der Form des Sittenlebens am meiſten lückenhaft iſt.

Indeſſen geſtalten ſich auch negative ſittliche Formen, wenigſtens für die tief eingreifenden Bedingungen des individuellen wie des geſelligen Lebens, früh genug; aber ſicherlich auch hier entwickelt ſich das moraliſche Gefühl erſt an vorhandenen Thatſachen als Tadel und Mißbilligung. Darauf iſt auch die bibliſche Anſchauung zu deuten; tief und ſinnig iſt die Darſtellung des Brudermordes; nicht vorher ſpricht Gott ein Verbot aus, ſondern nach dem Ereigniß heißt es: Das Blut deines Bruders ſchreit zu mir; und dieſer Schrei zu Gott geht durch das menſchliche Herz.

Wie wird nun der Erfolg eines urſprünglichen Gefühls und die daraus hervorgegangene Handlung zur Sitte?

Zunächſt iſt feſtzuhalten, daß der Menſch in der Geſellſchaft von Gleichgeſchaffenen lebt. Wie der Eine ſeine That verſteht, ſo verſtehen ſie alle Genoſſen, auch wenn ſie nicht ſchon das Gleiche gethan haben; denn alle fühlen durchſchnittlich das Gleiche. Die Ausbildung der Individualität iſt das Product der Geſchichte; zumal eine ſolche Individualität, welche das Verſtändniß unter den Gliedern einer Geſellſchaft in Frage ſtellt, wird erſt in den Zeiten eines ſehr entwickelten und vielfach gegliederten Culturzuſtandes angetroffen werden. Je niedriger die Culturſtufe, deſto ſeltener iſt die Individualität; denn auch die aus irgend welchen Urſachen entſtehende Differenz des pſychophyſiſchen Organismus findet des Inhalts zu wenig, um ſich an ihm zu bewähren, zu befeſtigen und zu ſteigern. Der eine wird im Stein- oder Speerwerfen beſſer treffen, wird geſchickter ſchneiden oder ſchleifen, ſtärker ſchlagen, raſcher rennen; ſeine Denkthätigkeit hat bei alledem einen Umfang und ein Tempo, in welchem alle Genoſſen ihm gleich ſein können.

Unter gleichen Umſtänden alſo wird von Allen das Gleiche gedacht und gefühlt und infolgedeſſen auch das Gleiche ge-

than. Was aber einmal geſchehen, gethan iſt, das wird wiederholt, nicht infolge eines Vertrages oder irgend einer abſichtlichen Feſtſetzung; ſondern einmal, weil überhaupt die gleichen Urſachen gleiche Wirkungen haben. Sodann tritt noch ein anderer, ebenſo einfacher als für die Sittenbildung weſentlicher Grund hinzu, infolgedeſſen namentlich auch nicht bloß die gleichen, ſondern auch die ähnlichen Anläſſe in der gleichen Handlung reflectiren und Ausdruck gewinnen: wir meinen nämlich das einfache, urſprüngliche pſychiſche Geſetz der Erinnerung. Zu dieſem geſellt ſich unmittelbar die Freude über die Erinnerung, die urſprüngliche Liebe zur Wiederholung des Bekannten wegen des leichteren Fluſſes der Vorſtellungen. Mit welchem Behagen haben wir nicht Alle diejenigen Verſe in den homeriſchen Geſängen geleſen, welche ſich öfter wiederholen; der träge Fluß der Vorſtellungen bekommt plötzlich ein anderes Gefälle und ſtürzt, rauſchend und ſchäumend, luſtig dahin. Eine beträchtliche Ergänzung dieſer Gründe iſt auch der folgende. Es fehlt dem Urmenſchen noch ſehr an Formen für den Ausdruck ſeiner urſprünglichen Gefühle, während andererſeits, wie ſchon bemerkt, der Trieb, den Momenten ſeines inneren Lebens eine äußere Geſtalt zu geben, viel ſtärker wirkt, ſo daß er deſto eifriger und unwillkürlicher jede einmal gefundene Form auch feſthält. Daher erklärt ſich auch die allgemeine Erfahrung: je weniger Formen, deſto feſter haften ſie; einfachere Sitten werden ſtrenger befolgt.*)

---

*) Den gebildeten europäiſchen Reiſenden erſcheint es immer ebenſo auffällig, als es für die Geſchichte der Sitten bedeutſam iſt, daß die Menſchen aller uncivilisirten Völker von jeder beſtimmten und vollends von jeder feierlichen Form des Handelns und Benehmens ſo ſtark ergriffen werden, daß nicht bloß ihre Vorſtellungen, ſondern ſelbſt ihre Glieder in eine zitternde Bewegung gerathen. Daß ſie ſofort an Zauberei

In gleicher Weise ist die Erinnerung Grundlage des Gewissens. Der eigentliche Kern desselben ist, wie sich von selbst versteht, das unwillkürliche und nothwendige Urtheil über die Handlung, das sich, zunächst freilich nur in der Form des Gefühls, kundgibt; die Triebkraft des Gewissens aber ist die unausweichliche Nothwendigkeit der Erinnerung. Der Umstand, auf dessen Eigenthümlichkeit schon Kant hingewiesen hat, daß es leicht ist, entschwundene Vorstellungen wieder hervorzurufen, aber fast unmöglich, auftauchende willkürlich zu verdrängen, diese einfache mechanische Thatsache des Bewußtseins greift tief in die Structur der Idealwelt hinein; und die naive Anschauung sowohl früherer Zeiten als der Gegenwart faßt nicht sowohl das moralische Urtheil, sondern die Stimme des Gewissens, die nicht schweigt, d. h. also die Erinnerung als die eigentliche Offenbarung des Göttlichen im Menschen auf. Mit Hilfe der Wiederholung also sowohl der ursprünglichen Begehrung als der Ereignisse und deren Vorstellung nebst den daraus gefolgten Gefühlen und Handlungen hat sich die Sitte gebildet.

Sofort wird nunmehr der Proceß der Vollziehung einer Sittenhandlung ein anderer. Wird nun ein gleiches Ereigniß wiederholt, dann ist es nicht mehr bloß jenes dunkle, an sich inhaltlose, zu einer Handlung treibende Gefühl, welches sich an die Vorstellung des Ereignisses heftet; vielmehr tritt die Vorstellung jener aus dem Gefühl gefolgten Handlung ins Bewußtsein mit dem Anspruch, als That verwirklicht zu werden. Das

---

denken, ist zwar eine Ursache, aber vorher schon eine Wirkung dieses Ergriffenseins von der freien Form.

Vielleicht ist es eine Berührung des Aeußersten, wenn bei Culturvölkern in den sogenannten höchsten Ständen wiederum eine den Inhalt des Lebens weit überragende Vorliebe und Ehrfurcht für Lebensformen sich findet. Vgl. oben beim Tact S. 57 f.

ursprüngliche sittliche Gefühl heftet sich an diese Vorstellung und verleiht ihr die eigenthümliche Triebkraft des Sollens. Nichts ist natürlicher, als die innigste Verschmelzung jenes bestimmten, aber an sich inhaltsleeren Gefühls mit der Vorstellung derjenigen Handlung, in welcher es seine Ausgleichung und Verkörperung gefunden hat. Der einen Masse von mannigfachen Vorstellungen, welche die vielen verschiedenen Vorfälle des Lebens und seine Schicksale sammt den darangeknüpften Gefühlen der Lust und der Unlust und die aus diesen entsprungenen Begehrungen umfaßt, steht nunmehr eine andere Reihe von Vorstellungen gegenüber, welche auf die Gruppen in jener Masse dergestalt sich bezieht, daß sie anzeigt, was geschehen muß, wenn irgend eines von jenen Ereignissen sich verwirklicht.

Zugleich bildet jede Vorstellung von einer Sittenhandlung beziehungsweise ein Allgemeines gegenüber den einzelnen möglichen und verschiedenen Vorfällen des Lebens; und so steht die Sitte als das Allgemeine dem Einzelnen, als das Feste und Gleichmäßige dem Zufälligen und Wandelbaren gegenüber. Es heben sich zugleich die Sitten als die Vorstellungen dessen, was bei den abrollenden Geschicken des Lebens geschehen muß oder nicht geschehen darf, ab von den Vorstellungen des wirklichen und wandelbaren Daseins; vermöge ihrer eigenthümlichen Qualität bilden sie eine abgesonderte Masse von psychologischer Kraft, welche den Lauf des Lebens und demgemäß des psychologischen Processes beherrscht.

Zunächst in jedem Einzelnen wird diese Vorstellungsmasse der Sitten, vermöge der genannten Eigenschaften und getragen zugleich durch das ursprüngliche sittliche Gefühl, die herrschende; dann aber wird die ganze Gesellschaft, in welcher gleichmäßig der eben bezeichnete psychische Zustand sich wiederholt, zum

Geſammtgewiſſen und zur geiſtigen Geſammtherrſchaft über jeden Einzelnen. Daher jene gewaltige, überwältigende und unbeugſame Macht der Sitten. Wo nun dieſe Macht die einzelnen Antriebe, die inſtinctiven Neigungen, die natürlichen, abſpringenden, ſingulären, wilden Vorgänge des Lebens wie ein Netz umſchließt, oder wo ſie als ein organiſches Centrum die niederen Proceſſe der natürlichen Antriebe, die Attraction und Repulſion der Luſt und der Unluſt, die chemiſchen Wahlverwandtſchaften der Zuneigung und Abneigung in den Dienſt eines geordneten Organismus führt: da iſt Menſchenthum vorhanden. Die erſte und größte Probe dieſer Macht zeigt ſich dann und da, wo die Sitte gegen Neigung erfüllt werden ſoll und wird; daraus entſpringt ein ganz neues Gefühl der Befriedigung: ſittliche Zufriedenheit und Siegesfreude. Das Gewiſſen wird zum guten Gewiſſen.

Wir brauchen hier nur flüchtig darauf hinzudeuten, wie ſich die Vorſtellungen von den Sitten mit den Gefühlen verweben, wie auf dem angezeigten Wege aus dem Sittenleben neue Gefühle der Befriedigung und der Reue ſich bilden, wie dann überhaupt Vorſtellungen und Gefühle gegenſeitig ſich heben und entwickeln, um zu begreifen, wie einerſeits Geſinnungen und Charaktere ſich geſtalten und andererſeits durch erhöhte Reflexion ſittliche Ideen zum Bewußtſein kommen.

Eine mannigfache Verſchiedenheit der urſprünglichen ſittlichen Elemente iſt in den verſchiedenen Anlagen der Seele und den Anläſſen des Lebens, je nach der verſchiedenen Lebensweiſe der Volksſtämme, begründet.

Aus der Beachtung dieſer einfachen Thatſache und dem Rückblick auf die hier flüchtig gezeichnete Stufenfolge des vielgliedrigen Proceſſes der Sittenſchöpfung läßt ſich leicht erkennen, daß die ungeheure Mannigfaltigkeit der Sitten kein Wunder iſt.

Wenn von den Urzeiten der Sittenschöpfung die Rede ist, dann pflegt die Frage aufzutauchen, ob die ersten Geschlechter der Menschheit sich in jenem vorzüglichen Zustande befunden haben, welchen die dichterische Einbildungskraft als das goldene Zeitalter und paradiesische Reinheit und Glückseligkeit ausmalt.

Die Psychologie wird sich auf ihrem eigenen Boden der Untersuchung immer ablehnend verhalten müssen gegen jeden sagenhaften Traum, daß die Menschen ursprünglich vollkommen gewesen sind. Aber auch eine teleologische Betrachtung wird sich dem Gedanken nicht verschließen können, daß aufsteigende Entwickelung nicht sowohl ein bloßes Mittel oder gar ein später erst nothwendig gewordenes Uebel, sondern daß sie vielmehr ein eingreifender Theil des Zweckes selbst im Leben der Menschheit ist.

Muß die Psychologie aber jede mythische ursprüngliche Vollkommenheit des Menschen abweisen, so wird sie doch durch Beobachtung und Zergliederung der geschichtlichen sowohl als der persönlichen Entwickelung des Menschen zu der Ueberzeugung geführt, daß die sittenschöpferischen Zeiten bedeutender sind als die nachfolgenden. Wir haben gesehen, wie die geistige Natur des Menschen und sein Bedürfniß nach der Form ihn diese finden läßt; dies Finden und Erzeugen, diese völlig bewußtlose Selbsterhebung und gleichsam räthselhafte Selbstüberraschung macht den Urmenschen kraftvoll, groß und tief. Ueberall werden in den folgenden Zeiten die Erfinder von Formen und Werken zu Göttern, insofern ihre Thaten den Göttern beigelegt werden. Eben diese späteren Zeiten finden die Form fertig vor; auf diese wirkt sie als Formel, zwingend, aber allmählich auch ertödtend. Selbst die Gründer des Schamanenthums standen sicher ungleich höher als die spätern Gläubigen

desselben. Dies Gesetz wiederholt sich auf allen Gebieten für alle schöpferischen Zeiten in der Geschichte der Cultur. Es erklärt die immer wiederkehrende Erscheinung des Epigonenthums nach allen Epochen eines energischen und reformatorischen Schaffens. Denn das Maß der Originalität ist für den Menschen ein beschränktes; die Organe steigern sich nicht oder sehr langsam mit den Erfolgen ihrer Thätigkeit, welche sich erst in Generationen einleben müssen, um von der Function auf das Organ zurückzuwirken. Nicht trotz der schöpferischen Größe der Vorfahren, sondern aus derselben folgt der Mangel der Nachfolger. (Vgl. Bd. I S. 383 f. über das Verhältniß des Genies zur großen Masse.) Daraus erklärt sich auch die so selbstverständlich hingenommene, aber nichts weniger als einfache Thatsache der vergleichsweise ganz überwältigenden Macht der Tradition in der Geschichte, gegen welche die neue Production oder auch nur Reformation des Ueberlieferten einen harten Kampf zu kämpfen hat, einen so harten Kampf, daß er selten unternommen und noch seltener glücklich durchgeführt wird.

Die naheliegenden Ursachen für diese Thatsachen können wir sogar heute noch an unseren Kindern beobachten. Es ist nicht bloß die Eitelkeit der Eltern, welche fast allgemein von lauter klugen Kindern berichtet, so daß wir uns vergeblich nach dieser massenhaften Klugheit bei den Erwachsenen umsehen; sondern thatsächlich schreiten die geistigen Kräfte der Kinder während der ersten sieben Jahre in einem Maße fort, welches das Verhältniß der durchschnittlich höchsten Ausbildung des Geistes zu den Lebens- und vollends zu den gewöhnlichen Entwickelungsjahren bei weitem übertrifft. Es ist überhaupt erstaunlich, wie weit und breit das Gebiet dessen ist, was so ein Kind von sieben Jahren in seinem Geiste aufgenommen, wie mannigfaltig die Processe, welche es vollzogen, wie groß die

Summe der Vorstellungsmassen, die es erworben hat; was aber das Wichtigste von allem: daß die geistige Erzeugung alles dessen, was nicht lehrbar ist, sondern aus der Seele des Menschen selber stammen muß, fast gänzlich vollendet erscheint. Ist so aber früh das Maß des Nothwendigen für die Auffassung der Welt und die Bewegung in ihr erfüllt, dann stellt sich die Natur; die erlangten Formen sättigen nicht nur, sondern sie hemmen auch die Empfänglichkeit und die Schöpfungskraft, bis stärkere Reizungen von innen oder außen erst später den Bann wieder lösen. Aus gleichen psychologischen Gründen, obwohl unter Mitwirkung von physiologischen Ursachen, sehen wir bei allen niederen Völkern infolge ihrer engen, aber stabilen und scharf ausgeprägten Culturverhältnisse eine für uns erstaunliche Frühreife, welche die Jugend erreicht oder richtiger erleidet. Verglichen mit einem unserer fünfzehnjährigen Knaben ist der gleichalterige Aegypter ein völliger Mann; zehn Jahre später aber ist bei diesem das Geistesleben schon gänzlich abgestanden, bei jenem aber in der Blüthe seiner Entfaltung.

Auch bei ganzen Völkern richtet sich, wie hier bei den Einzelnen, die Zeit und das Maß ihres Fortschritts oder Stillstands nach der in ihren ursprünglichen Culturformen und Ideen gelegenen Fähigkeit und inneren Nothwendigkeit zu weiterer Entwickelung.

Als ein Beispiel dieses verschiedenen Wachsthums idealer Keime sei aus späteren Zeiten nur etwa Folgendes erwähnt. Der reine Monotheismus mit der Lehre, daß alle Menschen Kinder eines Gottes sind, führt zu allgemeiner Humanität infolge einer einfachen Reflexion, die der Prophet in den Worten ausdrückt: „Haben wir nicht alle einen Vater? hat uns nicht ein Gott geschaffen? Warum sollen wir treulos handeln ein Bruder an dem andern?“ (Maleachi 2,10). Solche einfache

Reflexionen brauchen zwar in der Geschichte der Menschheit trotz der Fruchtbarkeit des schon vorhandenen Keimes doch noch Jahrhunderte, um erkannt, oft Jahrtausende, um allgemein verbreitet zu werden; wo aber in einer Nation jeder kleine Staat seinen eigenen Hauptgott besitzt, wo sich städtische und ländliche Götter unterscheiden, wo Penaten und Laren als die engsten und eigensten Gottheiten die höchste Verehrung genießen: da ist selbst ein Keim allgemeiner Humanität schwer zu entdecken, und diese kann nur auf dem Grabe solcher Götter gedeihen. —

Wir haben bisher den Proceß der Sittenschöpfung nur abstract und ganz im Allgemeinen, gegründet auf den Begriff des sittlichen Gefühls darzustellen versucht. Es kommt nunmehr darauf an, die Natur und Bestimmtheit desselben näher anzugeben. Zu den Vorzügen einer solchen genauen Entwickelung würde es gehören, wenn es gelänge, damit zugleich die üblichen ethischen Grundbegriffe einer Kritik zu unterwerfen und zu zeigen, wie von den neuesten ethischen Systemen immer nur eine ursprüngliche Seite, nur ein vereinzeltes Element des Sittlichen hervorgehoben wurde, um die übrigen entweder zu vernachlässigen oder gar zu unterdrücken oder aber auf eine künstliche Weise nachzuholen. Zwar im Allgemeinen soll sich die Ethik frei und unabhängig von der Psychologie entfalten. Ihre Aufgaben sind verschieden, ja eine allzu nahe Verbindung der ersteren mit der letzteren ist nicht ohne eine gewisse Gefahr für sie. Das Object der Psychologie, das wirkliche Leben, ist wandelbar, zeigt in den verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Nationen auf allen Gebieten des geistigen Daseins — und auf dem der Sittlichkeit nicht am wenigsten — eine oft tief eingreifende Mannigfaltigkeit. Die Aufgabe der Ethik aber ist es, unbekümmert um die Verirrungen des wirklichen Lebens, die ewigen

Ideale des Sittlichen zu zeigen. Wir werden jedoch sehen, wie gleichwohl die Ethik von einer psychologischen Auffassung des sittlichen Lebens, einer meist falschen oder einseitigen, sich hatte leiten lassen. Eine besser begründete Psychologie kann daher der Ethik zwar niemals einen tieferen Grund, wohl aber eine richtigere Anleitung geben für die Aufstellung sittlicher Ideale und für den Ausbau sittlicher Principien. Sie wird dies vor Allem dadurch zu leisten haben, daß sie die ethischen Elemente aus den wirklichen Handlungen reinlich aussondert, also dasselbe Geschäft vollzieht, welches wir ihr oben (S. 86) in Bezug auf die Aesthetik zugewiesen haben. Denn auch die ethische Lebensführung setzt sich nicht aus lauter ethischen Kräften und Motiven zusammen; hier hat die Psychologie die Aufgabe einer chemischen Analyse zu vollziehen, um die vergleichsweisen Schlacken von dem Feingehalt des rein Sittlichen abzusondern. Die Ethik hat dann der oft beliebten Theorie entgegenzutreten, daß das Gold des Sittlichen mit gemeinerem Metall legirt werden müsse, um an Haltbarkeit zu gewinnen.

Es empfiehlt sich heutzutage ein tieferes Eindringen in die Psychologie, namentlich des ethischen Lebens, auch noch aus einem anderen Gesichtspunkte.

Kant hatte versucht, die durch seine Metaphysik und, wie er glaubte, alle Metaphysik unbefriedigten idealen Bedürfnisse des Menschen, die höchsten Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, auf dem Wege der ethischen Betrachtungen zu erfüllen. Die Lücke war dadurch nicht ausgefüllt, und trotz mannigfacher Versuche, dem ungeheuren Bruch im innersten Wesen des Menschen zuvorzukommen, hat sich neuerdings, namentlich durch ein immer weiteres Vordringen des naturwissenschaftlichen Sinnes, der tiefste Gegensatz ausgebildet zwischen einer mechanischen und teleologischen Weltanschauung. Die Welt

des Wirklichen zeigt einer strengen, wissenschaftlichen Betrachtung überall, wohin wir sie auch verfolgen mögen, nur einen causalen Zusammenhang. Zwar der wirklichen Erkenntniß und Einsicht in die Ursachen der vor uns erscheinenden Wirkungen finden wir oft genug Grenzen gesetzt; sie aber können niemals dem Gedanken Halt gebieten, auch über sie hinaus nach Ursachen zu forschen und solche als die zureichenden Gründe des Geschehens vorauszusetzen. Wie stark und eindringend sich uns auch der Begriff der Zweckmäßigkeit bei der Beobachtung der mannigfaltigen Gebilde der Natur offenbart, wir müssen immer wieder darauf verzichten, sie unmittelbar einzuführen in die Reihe der Bedingungen, aus denen jene Gebilde der Natur hervorgegangen sind. Dieser einen strengen, in sich abgeschlossenen und völlig unverkennbaren Erkenntniß gegenüber dringt aber schon jede gemüthsvolle Versenkung in das Einzelne und noch viel mehr jeder gehobene Umblick über das Ganze der Natur mit einer ebenso kräftigen und unabweislichen Stimme auf die Anerkennung von Ideen als dem Ursprünglichen und Schöpferischen. Auf sie verzichten ist fast überall gleichbedeutend mit einer Vernichtung aller Tugend, Schönheit und Religiosität.

Auch die Psychologie als Wissenschaft von der Natur des Geistes hat zu ihrer Aufgabe, die Thatsachen zu erkennen und ihre Ursachen zu ergründen; sie stellt sich nicht bloß, sondern sie steht ihrer Aufgabe nach auf Seiten derjenigen Auffassung der Welt, welche in ihrem Weben und Wirken nichts Anderes erkennen will als den ewig bewegten Proceß von Ursachen und Wirkungen. Und dennoch glaube ich, daß sie, die Psychologie, dazu berufen ist, in den Bruch zu treten und, wie sie den ganzen geistigen Menschen zu dem Gegenstande ihrer wissenschaftlichen Untersuchung hat, so auch im Stande ist, ihn ganz und ungetheilt hervortreten zu lassen. Schon indem sie in dem Be-

reiche des geistigen Lebens eine von der sinnlichen Natur völlig verschiedene Art der Elemente und eine ebenso verschiedene Weise des Processes entdeckt, läßt sie uns, ohne das Suchen nach causalem Zusammenhange aufzugeben, eine Verbindung desselben mit idealen Zwecken ahnen.

Nur auf einen Unterschied des physischen und des psychischen Processes will ich hinweisen, der unserem Gegenstande besonders nahe liegt, indem wir das Gewissen in nächster Verknüpfung mit ihm gefunden haben. Die Erfolge der psychischen Thätigkeit beharren, auch wenn der Zustand des Subjects wechselt und zum entgegengesetzten Proceß übergeht; die Erfolge des physischen Processes verschwinden, sobald das Subject in einen anderen Zustand übergeht oder einen entgegengesetzten Proceß vollzieht. Ein einfaches Beispiel soll die Sache kurz und deutlich erläutern. Ein Quantum Schwefel und ein Quantum Quecksilber verbinden sich chemisch miteinander; jetzt ist aus beiden Zinnober geworden, es gibt keinen Schwefel und gibt kein Quecksilber mehr, sondern lediglich Zinnober. Jetzt aber wollen wir noch den Zinnober wieder zerlegen; dann haben wir wieder Schwefel und Quecksilber. Für diese beiden Körper nun ist es absolut gleichgiltig, ob sie jemals Zinnober gewesen sind; der Proceß der Verbindung ist null und nichtig. Jetzt denken wir uns aber den geistigen Zuschauer, der diese Processe bemerkt hat. Auch er gewinnt aus seiner sinnlichen Thätigkeit erst die eine Wahrnehmung, dann die zweite, dann die dritte. In seiner Seele aber beharren alle diese Vorstellungen. In der Natur verschwindet der Zinnober, wenn Schwefel und Quecksilber wieder da sind; im Geiste ist und bleibt Alles dauernd vorhanden.

Schon ein solcher Unterschied, sage ich, läßt uns auch, wenn wir im Seelischen überall nur die Causalität beachten, den Ab-

ſtand desſelben von der materiellen Natur erkennen und den Zuſammenhang mit allem Idealen ahnen.

Aber nicht bloß eine Ahnung iſt es, auf welche wir hindeuten, ſondern auch eine Gewißheit. Im Bereiche des Menſchlichen nämlich geſtaltet ſich eine Löſung des Gegenſatzes dadurch, daß die Ideale ſelbſt als Erfolge der mechaniſchen, pſychiſchen Bewegung auftreten, daß ſie nicht etwa ein zum Gegenſtande der Beobachtung Hinzugebrachtes, bloß Subjectives, vielmehr ein in der Reihe der Entdeckungen Liegendes ſind, mit einem Worte, als ein Entdecktes auftreten; daß ſie ferner wiederum eingehen in den Mechanismus, als Urſachen; ſie ſind erzeugte und erzeugende Kräfte. In das Reich der Ideen aber gelangt, finden wir ihre Weſenheit nicht mehr beengt und bedingt von dem genetiſchen Gang, auf dem ſie allmählich im Menſchen zur Erkenntniß gekommen ſind.

Dieſe Ideen ſelbſt zeigen uns, daß jene urſprünglichen Gefühle, aus denen wir ſie ſich entwickeln ſahen, nicht die einzige und letzte Quelle ihres Daſeins ſein können, wenn auch die Erfahrung uns über dieſe Quelle nicht hinausführt. Wo hier die Pſychologie ihre Unterſuchung ſchließt, da beginnt die Arbeit der freien Ideen und in unſerer Frage die Arbeit der Ethik; und der Pſycholog kann ſo wenig gegen die ethiſche Arbeit Einſprache erheben, daß er vielmehr das Leben und die Erfolge der Ideen und die aus ihnen entſpringenden Bedürfniſſe ebenfalls als Thatſache anerkennen muß. — —

Indem ich nun dazu übergehe, die urſprünglichen Elemente des Sittlichen etwas näher zu beleuchten, haben wir vor allem die Beſtimmtheit der ſittlichen Gefühle zu erörtern. Sie bietet der Pſychologie nicht gewöhnliche Schwierigkeiten dadurch, daß uns das Gefühl in der Erfahrung jederzeit in Verbindung mit Wahrnehmungen und Vorſtellungen gegeben iſt, von denen die

Gefühle an sich so schwer zu trennen sind, daß wir vielmehr gewöhnlich ihre Bestimmtheit durch diese Vorstellungen und Verhältnisse, mit denen sie in der Seele verbunden erscheinen, wie ich vorher bemerkte, auszudrücken pflegen. Um den Gang der Untersuchung nicht aufzuhalten, habe ich alle sittlichen Gefühle zusammengefaßt unter dem Gegensatz der Billigung und des Tadels. Sehr alt ist der Versuch, die Thatsache, welche in diesen entgegengesetzten Gefühlen vorliegt, so aufzufassen, daß man sie als gleichbedeutend oder untergeordnet dem allgemeineren Begriff der Lust und der Unlust dargestellt hat.*) Daß mit einer solchen Zusammenfassung des Verschiedenen unter einem allgemeinen Begriff noch wenig gethan ist, wird kaum bezweifelt werden. Die Gleichheit der Dinge unter irgend einem abstracten Schema zu erkennen ist wahrlich nicht schwer; ihre Verschiedenheit aber und besondere Eigenthümlichkeit zu entdecken ist die Aufgabe wissenschaftlicher Arbeit. Aber nicht bloß ohne Nutzen, sondern auch schädlich war diese Deutung der sittlichen Gefühle als eine Art von Lust- und Unlustgefühlen, dadurch, daß sie in die ethischen Begriffe Verwirrung gebracht hat; und selbst abgesehen endlich von dem Vorzug oder Nachtheil, den eine solche Auffassung mit sich führt, scheinen mir die Thatsachen ihr zu widersprechen. Die Gefühle sind je nach dem Inhalt der Vorstellungen oder nach dem Ablauf des Vorstellungsprocesses, mit welchem sie verbunden sind, bestimmt. Dann nur könnte man irgend welche als die allgemeine Bestimmtheit aller auffassen, wenn in diesen der durchgängige

*) Dagegen bemerkt auch Steinthal: „Lob, Billigung ist nicht Freude; Tadel, Mißbilligung ist nicht Schmerz: obwohl Freude und Schmerz zu dem Lobe und dem Tadel, wo dieses oder jenes ausgesprochen ist, hinzutreten kann und oft wirklich hinzutreten wird." („Die ethische Idee der Vollkommenheit." Zeitschr. f. Völkerpsychol. Bd. XI S. 177.)

Grund für alle zu finden wäre, dergestalt, daß nur der verschiedene Inhalt der Vorstellungen als die Ursache der Verschiedenheit aufgefaßt werden könnte. Man kann z. B. aus diesem Grunde nicht bloß alle sinnlichen Gefühle, sondern auch die der Furcht und der Hoffnung, der erfüllten und der getäuschten Erwartung unter dem allgemeinen Begriff der Lust- und der Unlustgefühle zusammenfassen. Ob aber auch das Gefühl des Erhabenen, das der Andacht oder der Ehrfurcht auf die Lust und Unlust als die allgemein wesentliche Bestimmtheit dieser Gefühle zurückgeführt werden kann, scheint mir mehr als zweifelhaft. Wir sahen uns daher genöthigt, eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit in der Bestimmtheit der Gefühle anzunehmen, und es ist schlechterdings kein Grund zu entdecken, welcher dieser Annahme entgegenstände, als die allgemeine und natürliche Neigung, das Mannigfaltige, ob auch mit Gefahr seiner Eigenthümlichkeit, unter einem abstracten Allgemeinen zusammenzufassen. Schon oben bei der Freundschaft (S. 310) habe ich gezeigt, daß diese wie alle anderen Arten der Zuneigung, der Hingebung und Aneignung, Verwandtschaft, Liebe durchaus nicht Gefühle der Lust sind; und alle Bildung von Gesammtheit und ein solcher Erfolg der Zusammenschließung wie das Ehrgefühl? — Sie können alle mit Gefühlen der Lust, aber auch der Unlust verbunden sein; sie bleiben in beiden Fällen dieselben; ob mein Ehrgefühl befriedigt oder gekränkt wird, in beiden Fällen — und in beiden gleich sehr — ist es eben Ehrgefühl, also ein Besonderes, von jenen Verschiedenes.

Um die ursprüngliche mannigfaltige Bestimmtheit der wesentlichsten sittlichen Gefühle darzustellen, haben wir vorher diejenigen auszuscheiden, welche sich auf die Religion beziehen. Der Mensch findet sich umgeben von der Natur und anderen Menschen; die Betrachtung der Natur ist die Quelle der religiösen Vorstellungen,

die Verhältnisse zu den Menschen die der sittlichen. Nun ist zwar der Mensch auch Theil und Gebilde der Natur, aber er ist das Letzte, worauf sein Blick sich gewendet hat. Nur bei cultivirten Völkern, und auch da erst in späteren Zeiten, wird der Mensch Gegenstand der Betrachtung. Selbst innerhalb der Geschichte der Wissenschaft ist der Mensch der allerspätest ergriffene Gegenstand der Beobachtung. Der Sinn des Menschen ist, nach einer leicht erkennbaren Nothwendigkeit, so sehr nach außen gerichtet, daß er erst nach einer gewissen Sättigung an der Erfassung und Umgestaltung der äußeren Natur in sein eigenes Innere einzukehren geneigt ist. Aus diesem Grunde sind Anthropomorphismen, wie leicht man auch bei einer unhistorischen und oberflächlichen Auffassung mit Vorwürfen gegen sie bei der Hand ist, historisch und ethnologisch betrachtet, Grundlage der höchsten und edelsten religiösen Anschauungen, zumal wo sie auf makrokosmische Mythologien gepflanzt wurden. Der Anthropomorphismus ist in seinem Werthe bedingt von der vorgängigen sittlichen Ausbildung des Menschen, die sittliche Ausbildung aber wiederum von den religiösen Vorstellungen. Dies gibt eine Zirkelbewegung, aber sie hat die Bedeutung einer Wechselwirkung; und unter allen Umständen bleibt die Thatsache, daß das Göttliche nach dem höchsten geistigen und inneren Wesen der Natur, nach dem Menschen, vorgestellt wird, daß der Mensch wiederum als Gebilde des höchsten und des göttlichen Wesens aufgefaßt und dem idealen Bilde nachstrebend gedacht wird, die Grundlage zur höchsten Entwickelung. Wo aber die religiösen Vorstellungen aus der Betrachtung der äußeren Natur entspringen, da scheiden sie sich, je nachdem die makrokosmischen oder die mikrokosmischen Gebilde die Grundlage bilden. Wo der Mensch Auge und Geist zum Himmel emporgehoben hat, hat er überall erhabene Vorstellungen von dem

menschlichen Wesen gebildet; wo er an der Erde und seiner nächsten Umgebung haften blieb, da beschränken sich seine religiösen Anschauungen auf Geisterseherei, Spuk- und Zauberwesen. Daß diese letzteren sich überall auch neben edleren Vorstellungen ausgebildet finden, hat — von der Fortdauer ur- und vor-historischer Ueberreste abgesehen — seinen nächsten Grund darin, daß die mikrokosmische Natur immer in die Sinne fällt und beachtet werden muß. Weiter in die Ausbildung religiöser Vorstellungen einzugehen, liegt dem Zweck unserer Betrachtung fern.*)

*) Nur einige Andeutungen mögen hier noch Platz finden. Die Geisterseherei, das Spuk- und Zauberwesen ist schon aus den Sinnestäuschungen der Nacht erklärlich, und es findet sich am weitesten ausgebildet bei den hoch im Norden oder tief im Süden lebenden Völkern; jene haben lange Nächte, und diese erfreuen sich nach heißen Tagen der lauen Nächte. Auch wir sind nicht bloß als Kinder, sondern auch als Erwachsene den Sinnestäuschungen nach ganz einfachen optischen, akustischen und physiologischen Gesetzen unterworfen. Aber wir haben an der Klarheit der tageshellen Vorstellungsreihen ein Correctiv, das dem Naturmenschen fehlt. Sind aber falsche Begriffe von der Wirksamkeit der Naturwesen einmal im Gange, dann verstärken sich bald die ursprünglichen Mängel der Auffassung, weil jene Begriffe zu starken Apperceptionsmitteln werden. Die reizbaren und erregten Naturen, die begabtesten also unter den Naturmenschen, kommen unter solchen Umständen von den bloßen Sinnestäuschungen zu Hallucinationen; die Priester sind nicht Betrüger, sondern Hallucinirende. Daher umgekehrt die Verehrung der Hallucinirenden, der Wahnsinnigen überhaupt; von den Aegyptern abwärts bei allen niedern Völkern gilt der Wahnsinn, die wirre Auffassung der Welt und das unsinnige Gebahren in ihr, das von dem gewöhnlichen und schlichten abweicht, als heilig. Weiterhin werden alle Gebrechen, „alle Gottgezeichneten" — unter Hineinspielen des Mitleids — verehrt. Ohne Zweifel liegt alledem die Thatsache zu Grunde, daß die Individualität bei den niederen Volksstämmen noch sehr wenig ausgebildet ist, daß aber das natürliche und völlig allgemeine Streben nach Individualität die Krankheit als einen *idealen, weil individuellen* Zustand erscheinen läßt. Zu andauerndem Fasten, welches zu Hallucinationen führt und überhaupt Gefühle eines erhöhten Lebenszustandes erzeugt, sind daher alle „Heiligen" geneigt. — Daß daneben wiederum

Für die nähere Bestimmtheit der in engerem Sinne sittlichen Gefühle und der in ihnen gegebenen Motive zum Handeln ist nun vor allem hervorzuheben, daß nicht der einzelne Mensch und seine individuelle Natur, wie sie die Psychologie isolirt zu betrachten pflegt, sondern der gesellschaftliche Mensch Schöpfer der Sitten ist. Gerade in und an dem Gegensatz des Einzelnen und der Gesammtheit, der Allgemeinheit und der Individualität entwickelt sich zumeist alles Sittliche.

Daß die verschiedenen Systeme des gröberen oder feineren Eudämonismus, welche zuletzt immer den Zustand des einzelnen Menschen als sittlichen Zweck im Auge haben, die ursprünglichen Antriebe zum Sittlichen nicht vollständig begreifen, haben wir bereits damit angedeutet, daß die Gefühle der Lust und Unlust nicht der letzte Ausdruck und die Bedingung der mannigfachen sittlichen Gefühle sein können. Wohl mag man diese Lustgefühle und die Scheu vor der Unlust als die nothwendigen Triebfedern des Handelns überhaupt auffassen, obwohl zu ihnen der Trieb der Selbsterhaltung als etwas Drittes jedenfalls sich gesellt, auf welchen allein ebenfalls gewichtige Systeme der Ethik gegründet worden sind. Mit Recht aber ist Kant gegen die Ausbreitung der französischen Glückseligkeitstheorien mit allem Nachdruck aufgetreten, und das einfache sittliche Bewußtsein wird trotz aller Verflechtung edler Handlungen mit freudigen Gefühlen an dem Gedanken festhalten, daß alle wahrhafte Moralität erst da anfängt, wo nicht mehr bloße Lust oder Unlust das Handeln bestimmen, sondern Sitte und Gesetz.

---

bei sehr niedrigen Völkerschaften alles Ungewöhnliche sogleich als verderblich und verwerflich erscheinen kann („viele wilden Völker halten es für eine Sünde, wenn eine Frau Zwillinge bekommt; bei den Ibos werden die Kinder den wilden Thieren preisgegeben, die Mutter aus der Gemeinschaft verwiesen" — Lubbock) wird uns nach einer früheren Betrachtung nicht Wunder nehmen.

Manche und tiefgehende Züge der Sittlichkeit, wie z. B. die Schamhaftigkeit, haben wohl zu dem Begriffe der Luft oder Unluft wenig Beziehung; auch das positive Gefühl für Wahrhaftigkeit möchte schwerlich als ein bloßes Luftgefühl zu bezeichnen sein; von Haus aus scheint nach aller ethnographischen und sittengeschichtlichen Erfahrung die Luft größer zu sein an List und Lüge. Vielleicht weil in dieser, allerdings neben einem gewissen Widerstreit des Wahren und Falschen im eigenen Innern, einmal eine Art von poetischer Freiheit und dann wiederum eine Macht und Herrschaft über den Getäuschten sich zur Geltung bringt. Wo also das Gefühl für Wahrhaftigkeit, gewiß eines der tiefsten und edelsten im Menschen, zur Entfaltung gelangt, da geschieht es im Gegensatze zu einer ursprünglichen Luft am Gegentheil.

Sowohl die Systeme der Vollkommenheit, welche die Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten als das sittliche Ziel seines Strebens betrachten, wie die des Wohlwollens gehen von einer einseitigen Betrachtung der menschlichen Natur und ihrer Bedürfnisse aus. Die Hingebung steht nicht bloß höher, sondern sie ist auch ein ebenso ursprünglicher Zug in der Menschenseele, als das Streben nach ihrer Entwickelung; die Selbstheit aber mit dem Streben der Erhebung und Entfaltung ist sowohl ebenso ursprünglich als wiederum ebenso nothwendig wie die Hingebung; denn ohne ein entwickeltes und mit allerlei Kräften ausgestattetes Selbst hat die Hingebung keinen ihrer würdigen Inhalt.*) Es fruchtet auch wenig zu behaupten, daß ja gewiß das Wohlwollen und die Hingebung zu den Zügen menschlicher Vollkommenheit gehören und darum im Begriffe dieser enthalten seien, oder daß aus der Pflicht der Hingebung sich die logische

*) Vgl. oben S. 319 f.

Nothwendigkeit ergebe, ſeine Hingabe mit möglichſt reichen Gaben der Perſönlichkeit zu erfüllen; denn die (wie man in der Gründung verſchiedener Syſteme aus ihnen ja zugeſteht) im letzten Grunde verſchiedenen ſittlichen Elemente wollen beide urſprünglich im ſittlichen Gefühl erfaßt und nicht erſt durch logiſche Schlüſſe und Ableitungen der Begriffe gefunden werden.

Was ich mit dieſen flüchtigen Bemerkungen über die verſchiedenen Gruppen ethiſcher Syſteme habe andeuten wollen, iſt nur dieſes, daß eine pſychologiſche Beobachtung des ſittlichen Lebens — ohne daß dieſe ein abſolutes Kriterium für ethiſche Fragen ausmachen kann und ſoll — nachweiſt, daß alle dieſe Syſteme von den wirklich vorhandenen mannigfachen ſittlichen Elementen nur je Eines einſeitig hervorgehoben und zum Grundſtein des Lehrgebäudes gemacht haben. Nicht unbeträchtlich aber iſt andererſeits auch der ſo zu ſagen hiſtoriſch-pſychologiſche Beweis für die Annahme mehrerer urſprünglich verſchiedener Grundelemente des Sittlichen, welcher eben darin liegt, daß die beziehungsweiſe vorzüglichſten und edelſten Denker, welche tief und eifrig mit der Sittenlehre ſich beſchäftigt und Syſteme derſelben geſchaffen haben, verſchiedene Elemente des Sittlichen theils ausdrücklich als die urſprünglichſten, theils als die weſentlichſten und grundlegenden angeſehen haben. Jedes abweichende Syſtem iſt, wenn auch nicht ein voller Beweis, doch ein Beweisgrund gegen die Einheit und für die Mannigfaltigkeit der ethiſchen Grundmotive.

Herbart, in pſychologiſchen Forſchungen beſonders heimiſch, iſt inſofern gewiß auf dem rechten Wege, als er eine Mehrheit von ſittlichen Grundideen annimmt, obwohl man ſonſt über die Conſtruction ſeiner Ethik ſtreiten mag. Wenn ich im Folgenden auch ihm nicht folgen kann, ſo kommt dies zunächſt daher, daß meine Betrachtung auf die Art der Bildung und Schöpfung des

Sittlichen sich zu beziehen und nicht ein System der vollkommen entwickelten Sittlichkeit aufzustellen hat. Sodann aber scheint es mir nicht bloß für die zergliedernde und geschichtliche, sondern sogar für die aufbauende Betrachtung des sittlichen Lebens von Gewicht, daß der Mensch unmittelbar als geselliger und nie ohne Hinblick auf diese seine Eigenschaft angesehen werden muß, während auch Herbart die sittlichen Ideen der Gesellschaft aus denen des Einzelnen erst abgeleitet sein läßt.

Auch Kant würde um eine Begründung für seine Maxime der Allgemeinheit nicht verlegen gewesen sein, wenn er diese Eigenschaft des Menschen in erster Reihe in die Betrachtung seiner sittlichen Natur eingeführt und die vortrefflichen Anfänge benutzt hätte, welche dafür bei Pufendorf und Leibniz sich finden, aus denen die Nothwendigkeit einleuchtet, daß wir von der Philosophie des Ich zur Philosophie des Wir übergehen müssen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß wir auch in Fichtes höchster Maxime von der schrankenlosen Freiheit und Ausbreitung des Ich oder der Intelligenz weder die Gleichung noch auch die Wurzel der mannigfachen ursprünglichen sittlichen Antriebe entdecken werden.

Will man für die verschiedenen in gleicher Weise vom Anbeginn im Menschen wirksamen sittlichen Antriebe die kürzeste Zusammenfassung versuchen, so wird dies etwa geschehen können durch die Begriffe der Ichheit und deren Erweiterung, Zusammenschließung und beziehungsweise Aufhebung.

Der Mensch findet sich von der Natur und anderen Menschen umgeben und von beiden in vielfacher Weise abhängig; eine nicht unbeträchtliche Reihe von Jahren hindurch wird er gewöhnt, diese Abhängigkeit als seinen völlig natürlichen Zustand anzusehen, wie wir das bis auf den heutigen Tag bei unsern Kindern beobachten können.

Mit dem Wachsthum der physischen und psychischen Fähigkeiten des Menschen entspringt der Trieb zur Ausbildung der Ichheit, zur individuellen Erfüllung und selbständigen Bedeutung seiner Person. Angelehnt an das natürliche Selbstgefühl, gestärkt durch Krafterwerbung und Kraftäußernng, entwickelt sich das Selbstbewußtsein; verschieden zwar bei den verschiedenen Völkern und auf den verschiedenen Culturstufen, ist es dennoch immer ein Selbstbewußtsein. Je nach dem Inhalt des Bewußtseins überhaupt ist dieses Selbstbewußtsein reicher oder ärmer, klarer oder dunkler; immer aber ist es begleitet von einem Gefühl, welches reflectirt in dem Streben nach Ausbildung und Ausbreitung, nach Selbständigkeit, nach faßlicher und greifbarer Unterscheidung von Anderen.

Ebensowohl wie man in Zeiten blühender Gesittung das Streben des Einzelnen nach höchster Ausbildung seiner Einzelheit, das eifrige Emporsteigen auf die Höhen der Bildung, das freie, selbständige und persönlich eigenthümliche Erfassen der Wahrheit, die ausgeprägte Bestimmtheit der Gefühls- und Gesinnungsweise, noch abgesehen von jedem objectiven und öffentlichen Zweck, als etwas Sittliches und Edles ansieht: ebenso muß man in jenen ersten Regungen des nach persönlicher Bestimmtheit ringenden Urmenschen ein Sittliches, in seinem Gefühl für Selbstheit und Ichheit einen Keim der Sittlichkeit erkennen. Dieses innere Treiben und Drängen, dieses Sichemporringen aus Unthätigkeit und Abhängigkeit ist gewiß auch beim Urmenschen von Gefühlen begleitet, denen wir die sittliche Natur nicht absprechen dürfen; denn im Großen und Ganzen ist darin ein hoher Zug der Menschheit ausgedrückt.

Die Gestalt, welche dieser Zug des Menschen, nicht bloß in der Urzeit, sondern meist bis auf den heutigen Tag annimmt, ist — wohlthätig auf der einen, aber auch hemmend auf der

anderen Seite — die, daß der Mensch nicht sowohl in der prägnanten Gestaltung seines eigenen Ichs, als in der Anziehung und Beherrschung eines Theiles der Außenwelt seine Stärke und Besonderheit sucht.*) Der Erfolg dieses Strebens ist — der Besitz. Wenn man nun bedenkt, daß der Mensch fast überall und immer die Bedingungen der Erhaltung und Annehmlichkeit seines Lebens erwerben muß und daß beide oft abhängig sind von dem erhaltenen Besitz, dann begreift man auch, wie bis auf den heutigen Tag das Eigenthum gleichsam in die Natur des Menschen hineingewachsen ist, daß er viel eifriger darauf sinnt, zu vermehren, was er hat, als zu veredeln, was er ist.

Die Anziehung der Außenwelt an das eigene Ich und die Ausbreitung der eigenen Machtvollkommenheit in ihr beruht zugleich auf den Naturbedürfnissen der Nahrung, Kleidung und Wohnung. Freier, darum auch weit edler und später erscheint die andere Form der Ausbreitung des Ich über die umgebende Natur in der Hineinbildung des eigenen Gedankens in Außendinge, im Bilden und Schaffen jeglicher Art. Kunst, auf jeder Stufe und überall, ein naturfreies, von idealen Antrieben geleitetes Können, und Industrie, eine allgemeine Regsamkeit und Aeußerung von bildender Thatkraft, welche sich zur Kunst verhält wie die prosaischen, aber fruchtbaren Niederungen zu den poetischen Anhöhen, sind wesentlich sittigende Elemente. Zwar ist aller Fleiß nur eine problematische Tugend; aber gehört er — wie alle bisher

*) So natürlich ist dieser Trieb des Menschen nach außen hin, daß auch die ersten Anfänge des Schönheitsgefühls demselben folgen und der Mensch seinen Schmuck in äußerlich angelegten Dingen sucht. Gar manche Volksstämme haben reichliche Zieraten, während sie von der eigenen Schönheit des Menschen noch gar keinen Begriff zu haben scheinen. Das Schaffen einer freien Form im Gegensatz gegen alles unmittelbare Ergebniß der Natur ist das Anziehende und Erziehende für den Urmenschen.

erwähnten Elemente der Sittlichkeit — auch nicht zu den höchsten Formen ihrer Erfüllung, so doch zu den Bedingungen ihrer Gestaltung. In der Dienstbarmachung von Menschenkräften und dem Streben, sie dafür auszubilden, in dem Triebe der Herrschaft überhaupt liegen außer der Ausbreitung der Ichheit noch andere Motive, die ich später angeben werde.

Diesen mehrfachen Formen des Gefühls der Ichheit und der daran geknüpften Triebe der Selbstheit gegenüber stehen nun andere Gefühle, welche ich für ebenso ursprünglich halte, und welche zwar der einseitigen Ausschreitung widersprechen, die man Egoismus zu benennen pflegt, nicht aber den gemessenen Erfolgen des Selbstgefühls. Sowohl die Bestimmtheit dieser Gefühle, als die daraus entspringenden thatsächlichen Verhältnisse kann man allgemein bezeichnen als Erweiterung des einzelnen Ich. Der Mensch ist nur in dem Zustande einer über alle Grenzen des natürlichen Verhaltens hinaus gespannten Reflexion ein „Einziger"; im natürlichen Verhalten aber, wo nicht das Ich auf den Isolirschemel gesetzt ist, umfaßt die Ichheit alles, was Inhalt unseres Bewußtseins ist. Schon wenn Jemand von sich aussagt: Ich bin ein Deutscher, ich bin ein Schweizer, sagt er von der Qualität und Gleichung nicht sowohl seine persönliche Einzelheit als vielmehr den Inhalt der Gesammtheit aus, zu welcher er sich zählt. Im ursprünglichen Bewußtsein des Menschen nun, da er, wie immer zu wiederholen ist, von Haus aus in Gesellschaft lebt, ist gar vieles, was ihn mit Andern zusammenschließt; sein Egoismus selbst erscheint in einem ganz anderen und milderen Lichte, indem er diese Mehrheit einschließt. Dies geschieht nun zunächst infolge des Naturzuges der Blutsverwandtschaft.*)

*) Vgl. oben S. 318.

Der Egoismus der Mutter erstreckt sich gänzlich auch auf ihre Kinder; es ist gar nicht mehr das Selbstgefühl eines einzelnen Menschen, sondern einer Gruppe von solchen. Verglichen mit den seelischen Beziehungen der Menschen zu einander, erscheint in allem Lebenslauf die Leiblichkeit mit ihren Bedürfnissen als das eigentlich Trennende und Isolirende; aber von der Mutter zum Kinde und vom Kind zur Mutter spinnt der Gedanke der einstmals völligen, von heiligem Dunkel umwobenen, selbst leiblichen Zusammengehörigkeit nimmer zerreißende Fäden. Das Verhältniß zum Vater ist kälter, aber kräftiger, idealer und darum erziehender. Uebrigens nöthigt mich die Erwähnung des Vaters hier gleich zu bemerken, daß die bisher angedeutete Stellung des Einzelnen und sein Verhältniß zu einer Gesammtheit jedenfalls nicht überall und vielleicht nirgends die völlig ursprüngliche gewesen ist.

Jener Gemeinschaft der Menschen in der geschlossenen Familie, in welcher der Vater das Haupt und der Vater der Väter der Fürst ist, wonach diese ganze Epoche als die patriarchalische bezeichnet werden kann, geht (vielleicht immer) jener Zustand voran, welcher noch mehr am sinnenfälligen Zusammenhang zwischen Mutter und Kind haftend, nur aus diesem allein die Blutsverwandtschaft ableitet. Damit hängt dann zusammen, daß überhaupt die Geltung des Mannes noch geringer ist. Auf Grund vielfacher Thatsachen stellt sich Post in dieser Epoche die Gemeinschaft, die er als „Geschlechtsgemeinschaft" bezeichnet, so vor, daß alle Abstammung nach der Mutter gerechnet wird; alle Männer, untergeordnet etwa einem Häuptling, sind ohne Individualität der Geltung, aber auch ohne besonderes Eigenthum; vielmehr ist alle Habe, aber auch die Menschen selbst, Eigenthum der Gesammtheit, welche durch den Häuptling vertreten wird. Für ihn arbeiten alle, und er sorgt für alle. Mit

dem Eigenthum und der Herrſchaft in der Familie fehlt hier alſo auch den Männern jede Würde und jede Individualität, auch im weiteren Sinne. Die Weiber ſpielen als Gebärerinnen, alſo als Mehrerinnen des Grundſtocks und Capitals der Genoſſenſchaft eine Rolle; aber auch ihre Geltung bleibt gering, je mehr das Verhältniß zu dem Manne oder den Männern ein lockeres und wechſelndes iſt, das ihr keine beſondere Stütze bietet.*)

„Es gibt daher, ſagt Poſt mit Recht, in der Urzeit überall in politiſcher Beziehung keine individuellen Menſchen, ſondern nur Geſchlechtsgenoſſenſchaften. Dieſe bilden die primitivſten Beſtandtheile im Gattungsleben. Die individuellen Menſchen, aus denen ſich der ſpätere Staat zuſammenſetzt, kommen gar

*) Zu den Thatſachen, welche auch für edlere und ſpäter höher entwickelte Stämme ſolche Zuſtände als frühere vermuthen laſſen, gehört, um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, die Leviratsehe. Im erſten Mann, nach deſſen Tode der Bruder in die kinderlos gebliebene Ehe treten muß, um mit ſeinen Kindern, welche durchaus als die des Verſtorbenen gelten („auf den Namen des Bruders wird der Same aufgerichtet"), dieſelbe fortzuſetzen, im erſten Mann, ſage ich, erſcheint die Würde der ſpäteren Epoche; der zweite Mann, der ohne Namen und Geltung nur der Erzeuger von Kindern für den verſtorbenen Bruder iſt, lebt die Erinnerung an frühere niedrige Zuſtände fort, in denen alle Männer auf die Abfolge des Geſchlechts ohne Einfluß ſind, da dieſe nur nach dem Blute der Mutter geordnet iſt. — In Verbindung mit der Leviratsehe hat ſich ein anderer Reſt aus uralter Erinnerung erhalten. Die Form der Vertragſchließung, welche wir heute noch bei manchen niederen Stämmen finden, iſt das „gegenſeitige Anſpeien". Im ſpäteren jüdiſchen Geſetz findet ſich nur für einen Fall das Anſpeien als Formel, aber für die Löſung des Verhältniſſes, wenn nämlich der Bruder nicht in die Leviratsehe treten will. Es ſcheint mir ſehr beachtenswerth, daß die heil. Schrift die Thatſache berichtet: Onan, der zweite Sohn des Judah, habe das des Mannes Unwürdige in der Stellung des Levirs, durch welche gleichſam die Identität ſeiner Perſönlichkeit und ihr Eigenwerth aufgehoben wird, tief empfunden. (S. Gen. 38, 8.) — Ganz allgemein werden frühere Götter (und fremde Götter, die man nicht annehmen und doch nicht verwerfen oder leugnen kann) ſpäter zu Teufeln; auch der Brauch, alſo hier das „Anſpeien", bleibt, aber aus ſeiner ehrwürdigen Bedeutung wird eine verächtliche.

nicht vor." — Er fügt hinzu: „Es mag dieſe Darſtellung manchem Leſer übertrieben vorkommen, da ja doch der einzelne Menſch als körperlich abgeſchiedenes, ſelbſtändiges Weſen unzweifelhaft auch in jenen Zeiten exiſtirt; es iſt jedoch ſchwerlich zu leugnen, daß wir heutzutage unſere individuelle Selbſtändigkeit bedeutend überſchätzen und lange nicht genug einſehen, in welchem Grade wir das Leben höherer Organismen, unſeres Volkes, unſerer Raſſe, unſeres Planeten mitleben, wie wenig wir eigentlich berechtigt ſind, uns als willensfreie Selbſtherrſcher in unſerer Sphäre zu betrachten. Die Urzeit kennt jedenfalls den Menſchen als ein ſolches individuelles Weſen, wie wir ihn anzuſehen gewohnt ſind, nicht." Das iſt völkerpſychologiſch gedacht. Hinzufügen aber muß ich hier die ganz allgemeine, aus aller hiſtoriſchen Beobachtung im Großen und Ganzen ſich ergebende Lehre: Auf den niedrigſten Stufen der Cultur fehlt es an Individualität, und mit der Gleichheit Aller iſt zugleich ihre Gemeinſamkeit auf dem Grunde der Natur gegeben. Alle aufſteigende Cultur, alles Denken und Dichten, Schaffen und Bilden, Ordnen und Richten iſt Wirkung und wiederum Urſache wachſender Individualität. Aber noch wirkt der natürliche Zug der Gemeinſamkeit nach, und zugleich aus Motiven des überlegenden Geiſtes wird ſie feſtgehalten, gilt erſt als ſelbſtverſtändliche, dann als geprieſene Tugend. Individualität und Gemeinſinn bilden ſodann einen dauernden Kampf, der um ſo verwickelter wird, wenn die Individuen zugleich verſchiedenen, ſich kreuzenden Gemeinſchaften (der Nation, des Staates, der Kirche u. ſ. w.), die an geiſtigen Aufgaben ſich herangebildet, angehören, aus deren Geſammtgeiſt ihre Individualität der Kraft und der Intereſſen ſich nährt und ſteigert. Jetzt wird der natürliche und der unmittelbare Zuſtand der Individuen der des Gegenſatzes und der Trennung — beides umſomehr,

weil sie als Individuen zugleich partiellen Gemeinschaften angehören und dienen, also nicht bloß eigenen, individuellen, sondern gemeinsamen Gegensatz vertreten —; die ideale ethische Forderung geht auf die Gemeinsamkeit, welche mit Bewußtsein, auf dem Grunde und mit der Fülle geistiger Individualität aufgerichtet werden soll. Die Aufstellung und Ausführung gemeinsamer Zwecke, denen alle dienen, die Bildungen eines gemeinsamen Willens, die Entdeckung der Anziehungskräfte, die Anordnung von Formen seiner Aeußerung bilden einen Theil der historischen Arbeit. Kriege, mächtige Bauten, dann Feste sind die erziehenden Acte des gemeinsamen Willens, der dann auch im Frieden und in allen Culturbeziehungen sich zu bethätigen hat. Wie dann höchste Individualität nur in einer beseelten Gesellschaft, nur als Erfolg eines Gesammtlebens stattfinden und nur aus seiner Einwirkung auf dasselbe ihren vollen und wahren Werth erlangen kann; wie dann wiederum die beseelte Gesellschaft nur in dem Reichthum der Individualitäten, aus denen sie gebildet ist, ihre Kraft und ihren Werth gewinnt und in der Erzeugung und Erziehung der Individualitäten ihre höchste Leistung offenbart, dies ist an anderer Stelle in diesem Werke (erster Band, über das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit) ausführlich behandelt worden.

Wir kehren zu der Zeit zurück, welche wir als den Beginn unserer Culturepoche und als Stiftung unseres Sittensystems betrachten können. Mit der Geltung des Vaters, der Herrschaft des Patriarchen*) entwickelt sich die Individualität

*) Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß in dem vierten Gebote neben dem „Ehre deinen Vater" das „und deine Mutter" ein Strahl der Erleuchtung ist, wie er in der Geschichte der Sitten äußerst selten erglänzte. Mit dem Aufkommen der Mannesherrschaft war die Bedeutung des Weibes fast überall tief herabgedrückt. Vielleicht auch wirkte hier noch ein positiver Naturzug aus uralten Zeiten nach.

der Familienglieder der Stammesgenoſſenſchaft. Wie die Urweisheit im Haupte der Genoſſenſchaft ihre Stätte findet, läßt uns die Phantaſie leicht vermuthen. Der Patriarch — er heiße nun Abraham oder Neſtor — der durch den Ruhm ſeiner Jugend und die Würde ſeines Alters zugleich hervorragt, ſei der geiſtig Begabte. Ihm iſt Muße gegönnt; keinerlei körperliche Arbeit, die den Jüngeren zufällt, verrichtet er mehr. Während der Hirt auf ſeine Herde, der Jäger auf ſein Wild, der Fiſcher auf ſein Netz achten muß, iſt ſein Blick nach außen Tages auf den Stand der Sonne, Nachts auf den Lauf der Geſtirne gerichtet; innen aber blickt er auf ein langes Leben zurück; was er erlebt und was er aus früheren Zeiten vernommen, zieht durch ſeine Seele und wird bei feſtlicher Erzählung zum Eckſtein der Geſchichte; mit der Gemüthsruhe des Alters blickt er zugleich auf die drängenden Begierden, auf die wechſelnden Neigungen, auf die Wildheit der Leidenſchaften, aber auch auf die das Dunkel erhellenden Blitze des Gedankens, auf die erſchütternde Macht des allgewaltigen Schickſals; und was in ſeiner Seele langſam und häufig ſich hierhin und dorthin bewegt, kryſtalliſirt ſich zu einer guten Stunde als ein Spruch jener Urweisheit, der von Mund zu Mund, von Ort zu Ort, von Geſchlecht zu Geſchlecht getragen, durch lange Zeiten dauert, durch die Erlebniſſe und die Gedanken derſelben immer wieder bereichert, vertieft, verklärt wird. Aus dem Mutterboden der Volksſeele wenden vielfache Regungen jenem Spruch immer neue Nahrung zu; fortſchreitendes Leben, Denken, Erfahren und Bilden des eigenen Stammes (auch der fremden vielleicht, zu denen er gedrungen) werden zu Thau und Licht, die ihm gedeihen, und was ehemals in der Seele des Einen eine Eichel war, ſteht vor dem Geiſte der künftigen Zeiten als eine tauſendjährige Eiche. Das größte Gewicht iſt dabei — ſogar bis

heute noch — auf die Erinnerung des Erlebten und Erfahrenen zu legen; denn mit ihr beginnt die Enthebung aus dem Zuſtande des Kindes, das nur in der Gegenwart lebt. Mit dem Blick in die Vergangenheit verbindet ſich der in die Zukunft ganz naturgemäß, welches der Beginn eines Planes iſt, ebenfalls im Unterſchied vom planloſen Kinde — und Wilden. Schon Cook hat die treffende Bemerkung gemacht: „Es iſt nicht auffallend, daß die Sorgen dieſer Naturmenſchen raſch verfliegen und daß ihre Leidenſchaften ſich plötzlich und gewaltſam äußern; . . da ſie keine Denkweiſe haben, die ihnen beſtändig die Vergangenheit zurückruft und ſie die Zukunft ahnen läßt, ſo werden ſie auch durch jeden Wechſel der dahineilenden Stunde berührt und reflectiren die Farbe der Zeit, ſo oft ſie ſich auch ändern mag. Sie haben keinen Plan u. ſ. w.“ In dem Kinde ſind Luſt und Schmerz ſtark wie beim Erwachſenen; aber von Natur hat es noch kein Geſetz.

Die Sitte wird zum Geſetz, und aus der Sittlichkeit folgt Antrieb, Ausdauer und fortwirkende Kraft zu einem Plan für die Woche, fürs Jahr, fürs Leben.

Die Faſſung des Gedankens und ſeine Verbreitung, das Erfaſſen eines Planes und ſeine Ausführung; mit dieſen wirken Heroen, Genies, Geſetzgeber, Stifter oder beſſer Bildner von Religionen; durch ihre Leiſtung werden auch Andere aufſteigend zahlreichere individuell gebildet und belebt. Die homeriſchen Helden haben ſchon alle ein eigenes Gepräge, und es erſcheint mir von hoher Bedeutung für die Geſchichte dieſes Werdens der Individualität, daß der Dichter, der den Segen Jacobs gedichtet hat, nicht etwa bloß verſchiedene Thaten von den Söhnen erzählt, ſondern daß er dem Vater eine bewußte individuelle Charakteriſtik eines Jeden in den Mund legt. Auch in den ſtetig wiederkehrenden Beiwörtern für die Helden Homers

zeigt ſich ein ſolcher Sinn für die Charakteriſtik, die nur noch nicht immer wie dort auf das Weſen der Individualität gerichtet iſt.

Von der weiteren Wirkung des Hauptes eines Stammes blicken wir auf die engeren Kreiſe zurück, welche vereinigt dieſen ausmachen.

Die zuſammen bleibende Familie iſt der Ort, an welchem die reichſten und reinſten Quellen des Sittlichen entſpringen, um ſich als wachſende Ströme durch Familie, Stamm und Staat gleichſam in den Ocean der Menſchheit zu ergießen. Von wunderbarer Schönheit iſt bei vielen, ſelbſt niedriger ſtehenden Völkern das Verhältniß zwiſchen Bruder und Schweſter; die Brüder ſtehen zuſammen, aber auch gegen einander im Wettkampf und Streit; die ſchutzbedürftige Schweſter aber iſt der Gegenſtand und oft die Urſache der edlen Manneskugend des Bruders. Ueber alles aber geht die Sorge und die Würde des Vaters; ſie iſt der Keim alles ethiſchen Gehorſams, aller mit Liebe gepaarten Hingebung gegen Jeden, welcher wie ein Vater zugleich ſtark und gut, zugleich ernſt, weiſe und vorſorgend iſt. Man hat viel von dem Urſprung der Rechtsbegriffe geſprochen und an einen Krieg Aller gegen Alle gedacht, welcher ihnen vorangehen ſoll; aber gewiß ſchon im Kreiſe der Familie hat das Rechtsgefühl, zugleich mit ſanfteren Zügen gemildert, den Anlaß zu ſeiner Offenbarung gefunden. Die Phantaſie braucht nur anzurühren, um hier überall Quellen von Rechtsanſchauungen, gegründet auf urſprüngliche Gefühle, zu entdecken. Was die Brüder auf der Jagd oder beim Fiſchfang erbeutet haben, dient der ganzen Familie zum gemeinſamen Unterhalt; aber es gilt doch immer als eine Gabe deſſen, der es dem Walde oder dem Waſſer abgerungen und heimgebracht hat; wo alles dem Vater zu eigen gehört, haben wir früheſte Zuſtände. Was mehrere Familienväter gemeinſam er-

obert, wird getheilt, nach einem Maße, welches der zutreffende Ausdruck eines Rechtsgefühls iſt; der Unzufriedene begeht oder erleidet ein — Unrecht. Wie weit man auch zurückgehen oder wie tief man in die Beſchaffenheit menſchlicher Geſellſchaft hinabſteigen mag, immer iſt es gewiß, daß der Sohn, wenn er aus der Familie hinauszieht, nichts mitzunehmen hat von dem erworbenen Gut des Vaters, das ihn bis dahin ernähren half. Ein Erbrecht endlich gehört ſicherlich zu den früheſten Rechtsſitten; denn ſtatt des beliebigen Vergleichs unter den ſtreitenden Erben hat gewiß früh eine Sitte über die Art, den Streit zu ſchlichten, ſich gebildet.

Leicht ließen ſich dieſe Verſuche der Phantaſie über die urſprünglichen Zuſtände der Menſchen und die daraus folgenden Rechtsgefühle und Rechtsſitten vermehren; aber die Geſchichte ſelbſt zeigt uns, wie wenig es deſſen bedarf. Wenn man unbefangen und nicht aus Abſtractionen von den heutigen verwickelten Geſellſchaftsverhältniſſen ſich das Zuſammenleben der Urmenſchen vorſtellt, vollends wenn man ſtatt deſſen die mannigfachen Formen der einfachſten Verhältniſſe, wo ſie ſich bis heute noch erhalten haben, beachtet, dann iſt es nicht ſchwer, im Allgemeinen die Art und Nothwendigkeit der Entſtehung von Rechtsanſchauungen zu begreifen. Bei allen Völkern, den niedrigſten wie den höchſten, finden wir daher auch den Begriff des Eigenthums, wer auch immer der berechtigte Träger desſelben ſein möge; und die Gründe für die Erwerbung desſelben ſind, mehr oder minder klar, doch bei allen weſentlich dieſelben. Selbſt daß die Neigung zum Diebſtahl bei vielen Volksſtämmen ſo groß ſein ſoll, iſt ein Beweis nicht gegen, ſondern für die allgemeinſte Anerkennung des Eigenthums im Grundſatz, das heißt alſo des mit der Natur des Menſchengeiſtes unbedingt und überall verbundenen Rechtsgefühls. Auch was der Dieb ge-

ſtohlen oder der Räuber geraubt hat, will er fortan als rechtlich geſchütztes Eigenthum behalten.

Auch die meiſten religiöſen Sitten knüpfen ſich an die einfachen, immer gleichen Schickſale des Familienlebens; nicht bloß das äußere Bedürfniß, worauf von jeher ſo viel Gewicht gelegt iſt, ſondern auch inneres verbindet Eltern und Kinder. Das Räthſel des Werdens beherrſcht ihre Seelen mit mythenbildender Kraft. Geburt, Ehe*) und Tod bilden allenthalben den Gegenſtand religiöſer Formen und Myſterien; die Mutter der Dinge oder den Vater der Schickſale zu erkennen iſt überall die Sehnſucht der religiös ſchöpferiſchen Menſchheit.

Eine ganz andere Art der Erweiterung des Selbſtgefühls liegt in dem Weſen der Ehre; ich habe gezeigt,**) wie dies darin beſteht, daß das ſich ſelbſt beurtheilende Ich in Anderen ſich vervielfältigt ſieht; daß ferner eben deshalb nur die gleichgeachteten Genoſſen weſentlich die Ehre geben können und dieſe deſto ſtärker und werthvoller iſt innerhalb einer ſchon aus anderen Gründen geſchloſſenen Genoſſenſchaft. Die Achtung vor den Anderen, deren Achtung man ſucht, und die darin gegebene Zuſammenſchließung mit ihnen iſt das ſittliche Ergebniß des völlig urſprünglichen und durchaus allgemeinen Ehrgefühls. Urſprünglich nenne ich das Ehrgefühl, obgleich ich ſelbſt ſeinen Zuſammenhang mit dem Selbſtgefühl nachgewieſen habe; denn ſchon die im weiteſten Sinne des Wortes ſittliche Selbſtbeurtheilung, welche zu dem einfachen Selbſtgefühl, wie es in Thieren und Säuglingen vorhanden iſt, hinzukommt, iſt von dieſem und ſogar von dem bloßen Selbſtbewußtſein (im engeren Sinne) verſchieden; vollends aber die Rückſicht auf den inneren Vorgang in der Seele eines Anderen,

*) Phallusdienſt wird faſt überall angetroffen.

**) Vergl. Leben der Seele, Bd. I S. 131 und 152 f.

das sorgfältige Beachten dessen, was der Andere von uns denkt, entspringt aus einem Gefühl, welches aus dem einfachen Selbstgefühl nicht abzuleiten ist, sondern als ein Neues und menschlich Eigenthümliches zu ihm hinzutritt.

Um den zumeist Geehrten aber und Ehrenwerthen schaaren sich die Anderen, und sein Urtheil kann wiederum die meiste Ehre verleihen; die Masse wird unter dem Führer zur wetteifernden Kameradschaft.

Aber nicht bloß die Ehre, auch nicht bloß äußere oder sonstige innere Bedürfnisse bilden das Band, das die Vielen zusammenhält, sondern wiederum ganz ursprünglich entsteht in den Menschen ein Wohlgefallen an dem Zusammenleben, an der seelischen Verbindung, an dem Einheitsgefühl mit anderen Menschen, und wir haben gesehen, daß dies dem Gefühl für Eigenleben und Besonderheit vorangeht und nicht — wie bei uns heute — erst nachfolgt. Im Unterschied von der Blutsverwandtschaft ist es gerade die freie Wahl der Genossenschaft, welche das Band der Seelen edler und eigenthümlicher macht. Was wir Freundschaft nennen, und wovon sich bei allen gebildeten Völkern Ideale finden, ist freilich ein Erfolg mannigfach geschürzter Gesinnungsverhältnisse; aber sie erklären, wie ich ausführlich zu zeigen versucht habe, die eigentliche Tiefe und Gewalt der frei gewählten Verbrüderung nicht, ohne uns in oder hinter ihnen auf einen letzten Zug in der Natur des Geistes zur Innigkeit und Einigkeit mit Anderen hinzuweisen. Denn nach allen Erklärungen und Ableitungen aus einfachen Anfängen bleibt ein Rest von natürlichem Gefühl, der ebenfalls auf Einfachheit Anspruch macht und auf Ursprünglichkeit deutet; und jeder Versuch einer Ableitung desselben aus anderen seelischen Elementen wird, denke ich, dahin führen, daß man umgekehrt diese aus jenem wird erklären müssen. Mag immerhin die edle

Freundschaft hochbegabter Seelen als ein feines und buntes Gebilde erscheinen, das aus idealem Aufzug und Einschlag gewebt wird; daß der einfache rothe Faden des Naturzugs der Menschen sich hindurchzieht, bewiesen uns solche Sitten, wie z. B. die Wahlbruderschaft, welche bis auf den heutigen Tag unter den Bauerburschen Oberdeutschlands auf dem Grunde einer durchaus mangelhaften Bildung geübt wird.*)

Von der Gemeinsamkeit, welche durch die Religion gestiftet wird, ist schon die Rede gewesen. Es ist verkehrt, sie von der nützlichen oder sittlichen Gemeinschaft zu trennen; was wir dem Begriffe nach in unserem Denken unterscheiden können und müssen, das ist doch in der Seele dessen, der es erlebt, ungetrennt. Und nicht oft genug kann wiederholt werden: je weiter wir historisch zurückgreifen, desto mehr ist noch Alles, was in der Seele sich regt, auf einander bezogen. Auch hier beobachten wir das gleiche Verhältniß zwischen den einzelnen Vorstellungen oder psychischen Elementen überhaupt (also auch Gefühlen, Willensäußerungen, Phantasiebildern ꝛc.) wie oben zwischen den Personen. Im ersten Stadium der Entwickelung wiegt die Gemeinsamkeit vor; Alles ist ungetrennt, in innigster Verbindung; von einem Artunterschied der geistigen Inhalte ist keinerlei Bewußtsein vorhanden. Dann wächst auch außerhalb der Wissenschaft, vollends in ihr, die Scheidung: weltlich und geistlich, ästhetisch und ethisch, praktisch und theoretisch u. s. w. werden zu mehr oder minder bewußten, sondernden Kategorien. Und dann endlich sucht der Menschengeist wieder nach Einheit durch dichterisches oder künstlerisches Symbol oder durch wissen-

*) Auch von dem, was Post ganz richtig als „künstliche Verwandtschaft" in der Urzeit bezeichnet, ist oben in der Freundschaft gesprochen worden; nur werden die freien Verbindungen, welche an die Stelle der natürlichen treten, einer Zeit mindestens beginnender Individualität des Geschmacks, der Neigungen, der Gesinnungen angehören.

schaftliche Verknüpfung und Ableitung. Daß der Einfluß der Religion auf die Sitten, weil auch sie Gemeinschaft, vorzüglich innige, aber auch vorzüglich (gegen andere Religion) absondernde Gemeinschaft gestiftet hat, theils ein zuträglicher, theils ein nachtheiliger für die Sittlichkeit der Menschen gewesen ist, hat Flügel (a. a. O.) genügend nachgewiesen.

Fassen wir die bisher genannten Gefühle des Menschen als treibende Kräfte zusammen: die Selbstheit und ihre Erfolge mit ihrer Erweiterung in der Ehre, wirksam in der zugleich auf Naturbedürfnisse gegründeten und auf zusammenwirkende Gesammtkraft zielenden Kameradschaft: so sehen wir Ursachen genug, wie diese die besondere Form der Herrschaft und Dienerschaft annimmt. Ich sage: die besondere Form; denn wo immer die Herrschaft noch eine Aehnlichkeit hat mit der patriarchalischen, da ist, nicht bloß auf der Seite des Dieners, sondern auch auf der des Herrn kameradschaftliche Theilnahme, Hingebung und Fürsorge das gegenseitige, gemeinsame Band neben den verschiedenen Rechten und Pflichten, durch welche Herr und Diener sich unterscheiden. Der göttliche Sauhirt ist Diener und zugleich der theilnehmende Freund des Odysseus; die Ehre und das Schicksal des Hauses ist zugleich sein Schicksal und seine Ehre: dafür wird er aber auch von dem künftigen Herrn wie ein Verwandter geliebt und von dem Herrn wie ein Freund mit Vertrauen geehrt.

Erst in der schwarzen Sclaverei der amerikanischen Pflanzungen und in der weißen der europäischen Großstädte und Fabrikplätze ist das Seelenband der Menschen zu einem mikroskopischen Faden geworden;*) nur leibliche Arbeit und

*) Nur zuweilen bildet dort die bewundernde Anerkennung der Ueberlegenheit des höheren Stammes ein innerliches Element der Zugehörigkeit. „Marsden berichtet, daß ihm ein Malaie von Sumatra,

leiblicher Lohn werden gegen einander gewogen und bilden als Zacken und Räder in einander greifend das Getriebe der modernen Werkstatt und des Haushalts.

Wir haben alle psychischen Elemente beisammen, um die allmähliche Entfaltung eines rechtlichen und geselligen Lebens in einem Volksstamme zu begreifen. Bis hierher aber haben wir immer die Selbstheit des Menschen nur in mannigfacher Erweiterung und Veredlung wirksam gesehen; alle Interessen waren für Jeden zugleich die eigenen.

Es kommt der Punkt, wo der Mensch auch ohne und gegen das eigene Interesse zu Gunsten der Gesammtheit oder eines Andern handeln soll. Unstreitig gehört es zur eigensten Natur des Menschen, mitzuleiden an dem Leid des Andern. Zwar die Hilfe, die man diesem Andern bietet, hat man für eine bloße Hilfe gegen das eigene mitgefühlte Leid angesehen; so erfinderisch war man, den wahren Zug des Gemüthes zu verkennen, daß man gemeint hat, in Gedanken selber die Medicin gegen das Mitleiden zu nehmen, die man in Wirklichkeit dem Kranken gegen sein Leid darreicht. Aber gesetzt auch, dem wäre so: die Thatsache, daß ein Mensch bei eigenem Heil dennoch mit dem Andern leidet, bleibt darum gewiß ein Zug der menschlichen Natur, wenn ihm auch das Verdienst der Freiheit gebricht und er mit dem Egoismus noch verflochten erscheint.

Wer den Proceß des Sehens erforscht, weiß, daß die Bilder umgekehrt auf die Netzhaut fallen; er weiß aber auch,

---

als er eine europäische Uhr bewunderte, gesagt habe: Ziemte es sich nicht, daß Menschen unseres Schlages die Sclaven von Leuten würden, die den Scharfsinn und die Geschicklichkeit besitzen, eine so wundervolle Maschine zu erfinden und zu construiren?" Und wenn Peruaner (nach mündlicher Mittheilung von Velez-Moro) die Uhr für ein belebtes, etwa von einem Dämon besessenes Wesen gehalten haben, so werden sie den Besitzer nicht weniger bewundern, der volle Macht über den Dämon hat.

daß die Seele dieſe Bilder umkehrt und die Dinge an ihrem Orte ſtehen läßt. Dieſe franzöſiſchen Erklärer der ſittlichen Natur des Menſchen ſehen nach einer Zergliederung der durchſchnittlichen Erfahrung alle Bilder des Gemüths nur auf den Kopf, d. i. auf den Egoismus geſtellt; aber ſie wollen nicht einſehen, daß der Menſch auch dieſen überwindet.

Freilich ſcheint dies nur bei höherer Bildung und nur bei edleren Stämmen der Menſchheit der Fall zu ſein; ſelbſt Gaſtfreundſchaft finden wir nicht bei allen Völkern. Aber kein Kennzeichen gibt es, welches ſo ſicher wie dieſes Barbarei und Cultur von einander ſcheidet: jedem zweiten Menſchen gegenüber ſteht dem Barbaren die Frage im Vordergrund des Bewußtſeins: ob er ein Fremder ſei; — und ſobald er ein Fremder iſt, finden die Ideen des Rechts, der Billigkeit, des Wohlwollens keine Anwendung auf ihn oder mindeſtens eine ganz andere, beſchränktere als auf den Eigenen. Was fremd iſt, iſt feind; und nicht ob der Andere mir feind iſt, muß geprüft werden; ſondern er iſt fremd, darum bin ich ihm feind. Die Freundſchaft muß man beweiſen, die Feindſchaft verſteht ſich von ſelbſt, denn ſie folgt aus der Fremdheit. Fremd aber iſt für den Barbaren jeder, der von ihm verſchieden iſt; nicht was er thut und treibt, nicht wie er geſinnt iſt, wird gefragt, ſobald man nur merken kann, daß er irgendwie und irgendworin anders iſt.

Und dennoch wird man kaum einen Volksſtamm entdecken, bei welchem nicht eine Art von Wohlwollen wenigſtens auch für andere Stammgenoſſen als die nächſten Blutsverwandten angetroffen würde.

Wo aber wirkliches Wohlwollen gefunden wird, Hingebung für einen Einzelnen oder Aufopferung für die Geſammtheit, Sorge für das Gemeinwohl mit Hintanſetzung des eigenen:

da tritt der Menſch mit ſeinem Sinnen und Handeln, mit ſeinem Wollen und Können aus der Schranke der Selbſtheit heraus. Auch hier noch hat man der Würde des Menſchen eine ſophiſtiſche Falle geſtellt: Wer die Freiheit des Vaterlands oder das Leben eines Mitmenſchen zu retten, das eigene wagt oder auch verliert, ſoll nur von dem Selbſtgenuß in der edlen That dazu bewogen werden. Aber wahrlich, ſo ſtark verrechnet eine ſchlichte Natur ſich nicht, ein ganzes hoffnungsvolles Leben daranzugeben für den ausgeſuchten Genuß eines Augenblicks; vielmehr glaubt ſie — und wir mit ihr — an den Adel einer den Werth wie die Grenzen der Selbſtheit überragenden That. Die Freude an edlem Thun braucht nicht geleugnet zu werden, denn ſie ſelbſt widerlegt viel eher, was ſie beweiſen ſollte.

Ob nun wirklich im letzten Grunde alles Leben und Streben des Menſchen, auch das anſcheinend ſelbſtlos hingebende Wollen und Wirken nur auf ſein Ich geſtellt iſt? Ob alle liebevolle Hingebung bloßer Schein iſt und die ſchlechthin natürliche Selbſtheit einen vernichtenden Gegenſatz gegen ſie bildet? — Um ihre eigene Achſe kreiſt die Erde; aber zugleich auch um einen anderen Mittelpunkt bewegt ſie ſich, um die Sonne. So auch bewegt das irdiſche Leben des Menſchen ſich um die Zwecke der eigenen Ichheit; aber außer der Ichheit ſteht die Sonne der Idee, der Zweckmäßigkeit, des Guten. Alle Geiſter der Menſchheit oder zum wenigſten der edlen Stämme derſelben bewegen ſich gemäß der urſprünglich edlen Natur des Menſchengeſchlechts nach den Geſetzen einer unauslöſchlichen Anziehungskraft um dieſe Idee des guten Zweckes, um dieſe Idee, von welcher wir ahnen, daß ſie das ganze All der Schöpfung durchdringt, von welcher wir wiſſen, daß ſie das ganze Reich des Menſchenthums durchdringen ſoll.

Register.

Ab, verschiedene Bedeutung II 366 f.
Abel, C. II 401. III 335
Aberglauben III 354
Abhängigkeit der Perception von der Apperception II 44
Absicht als Ursache der Bewegung II 60
Absoluter Staat I 373. 379
Abstracte Redeweise II 299
Achill und Patroklos III 278 f. 311
Adel I 401
Aesthetik I 52 f., ihr Fortschritt in unserer Zeit I 234
— als Wissenschaft III 84. 87
— des Lebens I 121. III 351, ihre praktische Bedeutung I 122
— und Psychologie I 232 f. III 86 f.
Aesthetische Erziehung I 116
Aesthetische Formen III 82 f.
Aesthetisches Gewissen I 111
Aesthetische Principien d. Bildung I 109
Aesthetische Schätzung der Handlungen III 23
Aesthetischer Zusammenhang der Lautkörper im Verse III 230
Aeußerer Vorgang bei der sinnlichen Wahrnehmung II 35
Affect I 302. 310, des Schmerzes 315 f., des Weinens 318
Alexis, W. I 186 f.
Allegorische Lautbildung II 125
Allgemeine Bildung I 40. 78
Allgemeine Ideen III 259
Allgemeinheit der Idee I 389
Analogien der Musik III 132
Analogie und Symbolik in der Onomatopöie II 125 f.
Analyse der Musik III 103 f.
Analyse der Aufnahme eines gesungenen Liedes III 229 f.
Analytische Thätigkeit II 107
Aneignung und Schöpfung der Sprache II 24. 403.
Anfänge sittlicher Entwicklung III 349. 371 f.
Angehörigkeit zu einer Gesammtheit I 367
Anmaßung und Bescheidenheit I 225
Anschauung II 92 f., ein psychischer Proceß 92 f., zusammengesetzt aus gegenwärtigen und vergangenen Empfindungen 93, Ordnung der Anschauungen 94
— äußere und innere II 177
— der Einheit einer Dichtung II 232
— sinnliche, Proceß II 35 f.
— und Begriff II 301
— und Gefühl II 117 f.
— und Stimmung III 194
— und Vorstellung II 177 f. 250. 277 f. III 5
— und Wort II 191. 294
Anschauungskreis des Urmenschen II 107
Anspeien als Form der Vertragsschließung III 403
Anstand und Schicklichkeit III 23

Antheil der Apperception an der sinnlichen Wahrnehmnng II 43
Anthropomorphismus III 393
Anwendung der sittlichen und ästhetischen Ideen III 49 f.
Apotheose des Genius I 382
Apperception II 41 f., 251 f. 327; Arten: identificirende 253, subsumirende 253 f., beziehende oder begreifende 260, objectiv und subjectiv begründete 262, von Stimmung geleitete 263, schöpferische und symbolische 265
— bei Kranken II 57
— der gegenwärtigen Anschauung durch die frühere II 292 f.
— der Kunstwerke III 78
— der Töne III 103. 108 f. 164 f., symbolische 117 f.
— durch die Kategorien der Idealität II 264
Apperceptionen durch verdichtete Gedanken II 267
Apperception durch das Wort (App. des Volksgeistes) II 387
— in d. verschied. Sprachen II 148
— individuelle des Vorstellungsinhaltes II 378 f.
— und innere Sprachform II 141 f.
— und Sprache II 106
Apperceptionsfähigkeit für den Fortschritt I 61
Apperceptionskraft d. Sprache II 393
Architektur und Malerei III 206 f. 208
— und Plastik III 200 f.
Architekturmalerei III 203, innerhalb der Wand- oder Staffeleibilder 203 f.
Aristipp III 268
Aristophanes und Sokrates I 276
Aristoteles III 44, Deutung d. Ehre I 216 f., die 3 geselligen Tugenden III 17 f., Nikomachische Ethik 255
Art des sittl. Bewußtseins, Erhöhung durch die Bildung I 106
Arten der Einheit I 351 f., ihre Verschiedenheit nachgewiesen
a) in dem Verhalten der Einzelnen zur Sprache des Volkes 352 f.
b) in dem ökonomischen Bestand und Betrieb eines Volkes 357 f.
c) in dem politischen Leben 358 f.
— des sittlichen Handelns III 39 f.
— des Tactes III 8
Arzt und Psycholog I 32
Asiatisches Duell I 164
Associationsbewegungen II 67
Associirte Vorstellungen und Stimmung III 145 f.
Auerbach, B. I 139. 226. III 14. 43
Aufbau der inneren Welt II 341
Auffassung der Schönheit durch das Gefühl III 105 f.
— des Kunstwerkes III 72
— durch die Sprache II 218
— eines Bildes III 181 f. 186 f.
— eines Musikstückes III 103 f. 181 f.
— gleichzeitige eines Musikstückes und Gemäldes III 187 f.
— verschiedener Reihen von Vorstellungen III 73 f.
Aufgabe der allgemeinen Bildung I 58 f. 78. II 261
— der Kunst III 160
— der Malerei III 218
— der Menschheit I 100
— der Philosophie I 51 f.
— der Sculptur III 218
— der Sprache II 342
— des Schauspielers III 236
Aufhebung des Eigenthums I 342
Aufmerksamkeit, gewöhnliche und zur Tact gehörige III 29
Ausbildung der Persönlichkeit III 2
— des Tactes III 50
Ausbreitung des Ich III 400
Ausgleichende Bewegungen II 63
Aussprache I 115
Ausübung der Künste durch Lai I 114
Autodidakt I 23
Azanza I 368 f.

Bänkelsänger III 226
Baer v. K. III 34
Bahnsen III 22. 54
Balzac III 36. 340
Band zwischen Laut und Bedeutung II 134 f.
Barbarei, ihr Kennzeichen III 415
Barockstil III 207
Basilius III 344
Baukunst I 386, ihre Befähigung zum Zusammenwirken mit den plastischen Künsten III 212 f.
— Bildhauerei und Malerei III 200 f. 208 f.
— und Musik, Verwandtschaft III 209 f., Unterschied 211 f.
Beaumont und Fletcher III 296 f.
Bedeutung der höheren psychischen Gebilde III 37
— d. Laute, eigentliche und metaphorische II 133 f.
— der Psychologie für die Bildung I 92 f.
— der Sitte III 353
— der symbol. Vorstellung (Bezeichnung des Süßen) III 125 f.
— des Humors I 252 f.
— gleiche der Wörter II 384 f.
— in der Musik III 135 f., für Componist und Hörer 137
— und Begründung des Schönen III 95 f.
Bedeutungslehre, geschichtliche und Paläontologie II 12
— Aufgabe derselben II 304
Bedeutungslosigkeit, ursprüngliche, der Töne III 197
Bedeutungswechsel d. Wörter II 151. 203 f.
Bedingungen des geistigen Lebens II 110 f.
Befestigung der Gefühle durch die Sprache II 319 f.
— und Sicherung des Denkens II 393
Befolgung der Sitte III 353
Begierden, erfüllte u. unerfüllte I 96 f. I
Begierde und Wahrnehmung II 96
Begleitende Bewegungen (Lachen, Weinen, Schamröthe) II 62
Begreifen II 260
Begriff der Einheit I 339 f., im Anorganischen 351 f. und Organischen 358
— und Anschauung II 301 f.
— und Vorstellung II 301. III 9
— und Wort II 355 f.
— wissenschaftl. u. psychologisch II 303
Beherrschte Vorstellungen I 279
Bekanntschaft III 321. 326
Beneke I 258. 287. 305
Benennen II 294
Beruf d. Frauen zur Erziehung I 48 f.
Bescheidenheit I 225
Besitz III 317. 400, eines andern Menschen 318.
Bestimmte Vorstellungen beim Anhören einer musikalischen Tonreihe III 141 f. 147
Bestimmtheit des musikal. Gedankengehalts III 167 f., Mendelssohns Ansicht 170 f.
Bethätigung des Geistes II 223
Betonung II 380, im Chinesischen 381
Betrachtung der menschlichen Handlungen, sittlich u. ästhetisch I 110
Bettelstolz I 228
Bewegung d. Töne III 106 f., dynamisch 108
— des Organismus II 121
Bewegungen, willkürliche und unwillkürliche II 60
Bewegungsarten des Körpers II 78
Bewußtsein II 223 f.
— der Einzelnen von ihrem Verhältniß zur Gesammtheit I 366 f.
Bezeichnung der inneren Vorgänge II 390 f.
Beziehung der ästhetischen Formen zu unserem geistigen und leiblichen Wohlsein III 90
Beziehungen der Dinge zu einander II 260 f.

Bibel II 234
Bildhauerei u. Malerei III 71. 213 f.
Bildung II 331, specif. Bedeutung d. Wortes bei d. Deutschen I 4, ursprüngl. Bedeutung I 117
— als Gestaltung der Seele I 63
— als Mittel und Element der Sittlichkeit I 101
— der Frauen I 4. 27. 40 f. 44 f.
— der Gelehrten I 36
— der Intelligenz durch Gebildete I 24
— der Töchter I 79
— der Vorstellung II 183. 187. 288
— des Begriffs II 305
— des Herzens I 4. 105
— des Lebens I 107
— des Selbstbewußtseins II 336 f.
— eines Volkes u. eines Individuums I 6. 272
— und Erziehung II 393
— und Intelligenz I 9
— und Philosophie I 51. 56. 85 f.
— und Polyhistorie I 50
— und Schönheit I 9. 113 f.
— und Sittlichkeit I 9. 97 f.
— und Wissenschaft I 3 f. 11 f.
Bildungselemente in den Wissenschaften I 74 f.
Billigung und Tadel III 391
Blutrache III 261
Blutsfreundschaft III 266 f.
Blutsverwandtschaft III 401 f. und Freundschaft 261 f.
Börne I 272
Bonnen I 80
Brandes I 299
Breal, M. II 374
Brentano I 286
Bruns, K. G. III 53
Bürgerliches Gesetzbuch, neues deutsches III 53
Bulwer II 404
Bund der Essäer III 274
Burckhardt, J. I 5. 349 f., III 202 f., 204. 207. 223
Burckhardt und Lotze III 212
Byron I 259 III 122

Calderon I 157 f. 164
Caspari II 8
Caus, Salomon de II 327.
Causalität III 357 f.
Centraler Abschluß des Nervenreizes II 37
Charakter d. gebildeten Intelligenz I 61
— der Vorstellung II 280. 297
— psychol. der Freundschaft III 312
Charakterisirende Stufe der Sprache II 139 f.
Charakteristischer Typus in einem Bilde II 322
Chor III 75 f.
Cicero, Laelius III 253. 294
Classische Tragödie I 302 f.
Cölibat I 404
Composition, lyrische und epische oder dramatische III 180
Congruenz von Geist und Sprache II 26. 346 f.
Continuität des geistigen Lebens I 401 f., nicht auf die Individuen zu beziehen 405
Contrast des Interesses I 301
— des Realen und des Mangels beim Lachen und Weinen I 315 f.
Contrast von Schein und Sein I 305
Contrat social III 359 f.
Conventionelle Ordnung und Tact III 57 f.
Cook III 407
Corporal Trim I 308
Corrigiren II 47
Curtius, E. II 317. III 274. 276 f., 318. 338 f.
Curtius, G. II 147
Czermak I 58

Damon und Phyntias III 282 f.
Dampfmaschine II 327
Darstellungsmittel der Musik III 164
Darwin II 71

Dauer der sinnlichen Wahrnehmung II 50. III 34
David und Jonathan III 284 f.
Davy, H. II 57
Decoration der Bühne III 239
Decorum I 110, absolutes u. ideales 112
Decorum und Prepon I 108
Definition II 299. III 352, Schwierigkeit derselben III 7
— der Ehre I 136
— der Schande I 203
— des Humors I 254
Definitionen des Komischen I 312
Definition von Volk I 371, Verschiedenheit des Begriffs bei den verschiedenen Völkern 371
Demuth und Hochmuth I 225 f.
Denken discursiv II 26. 347
Denken real und formal II 273
Deutung der Ehre bei Waitz u. Aristoteles I 213 f.
— des hebräischen Mythus über Ursprung der Sprache II 19
Deycks I 388
Dichter und Maler III 161 f.
Dichtung III 48, gesungene 228 Dienende Bewegungen (Athmen, Schlingen 2c.) II 61
Dienerschaft und Herrschaft III 413
Differenz zwischen Wort und Begriff II 355 f.
— zwischen Wort und Vorstellung II 362. 392
Dilettanten I 114
Ding und seine Eigenschaften II 298
Dinganschauung und Lauterzeugung II 98
Disraeli II 235. 268
Dollfuß I 174
Domestiquen I 186
Donders II 51
Don Quixote II 56
Dramatische Musik III 242 f.
Druckfehler II 46
Du Bois-Reymond II 62. 79
Duell I 152 f., psychol. oder historische Erklärung 153 f., Erfolg d. Rachedurstes? 157, ein Beweis von Egoismus und Unselbständigkeit 169, Mittel zur Erhaltung d. Ehre 170. 181 f., Mischung von Idealismus und Realismus 171, Grund seines Fortbestehens 171 f., Ueberschätzung des Muthes 173
— altgermanisches I 161, neueres 162
— und Krieg I 178. 183 f.
— und Nothwehr I 159 f.

Egoismus, Ueberwindung desselben III 414 f.
Ehlert L. III 134. 136. 235
Ehre bei den Alten I 177
Ehre der Angehörigen I 188, Gottes 193, d. Menschheit 190, d. Kindes 138 f., des Mannes unter Männern 142, des Schülers 140, der Studentenschaft 143 f., des Militärs 143 f., des Adels 143 f.
Ehre, Erweiterung der eigenen Persönlichkeit I 136. 148
Ehre, mittelbar u. unmittelbar I 227
— nicht der letzte Grund jedes Duells I 180
— subjectiv und objectiv I 136
— und Endlichkeit I 227
— und Geiz I 197
Ehrenhandel I 182
Ehren-Rechtsbewußtsein I 160
Ehrerschleichung I 223
Ehrgefühl, Ehrbegierde und Ehrbewußtsein I 137
Ehrgefühl und Selbstgefühl I 131. III 410 f.
Ehrgeiz I 152, falscher und echter I 223
Ehrgeiz und Eitelkeit I 227
Ehrlich III 144 f., 190 f.
Eigenthum III 409
Eindringen fremder Elemente in den Volksgeist I 407
Einfluß der Bildung auf die Wissenschaft I 24

Einfluß der Erziehung I 291
— der Sprache auf den Geist II 213 f.
Einheit der Individuen I 410
— des einzelnen Menschen I 339 f.
— von Laut und Ding II 102
Einwirkung des Geistes auf den Körper II 81
Einzelne, der, und die Gesammtheit I 341. 364 f.
Eitelkeit I 226 f.
Elementare Wirkung der Musik III 190 f.
Elemente der Bildung I 8 f.
— d. Sittlichkeit in d. Bildung I 98 f.
Elemente der Sprache, ihre Um- und Ausbildung II 140, organische Erfolge von inneren Vorgängen 99
— des Tactes III 11 f.
Elternliebe I 345. III 262
Emancipation der Frauen, Erniedrigung durch dieselbe I 42 f.
Emerson III 250. 331 f. 340 f.
Empfindung II 90 f. 284, ein seelisches Bild 38
— und Wahrnehmung II 39. 92
Energie, objective des Inhalts II 240
— und Zeit II 238 f.
Enge des Bewußtseins II 226 f. III 31 f., ihre Ueberwindung III 37, ihre Verschiedenheit bei verschied. Menschen II 241 f., Widerlegung ihrer Ausdehnung auf Eine Vorstellung 236 f.
Engel II 266
Ennius I 200
Entgegengesetzte Apperception einer Anschauung II 290
Entstehen der ethischen u. ästhetischen Elemente II 185. III 46
Entstehung der Romantik I 294 f.
— der Vorstellungen II 181. 291
— der Vorstellungsreihen II 295
— des Humors I 282
— des Idealismus I 281
— des Materialismus I 279 f.
Entstehung des Urtheils II 275 f.
— des Weltbildes II 45
Entwickelung ästhetischer Gefühle zu Vorstellungen II 321
— aufsteigende des Menschen III 383
— der geistigen Kräfte der Kinder III 384 f.
— des Geistes durch Sprache II 25
— des Individuums I 334
Epigonenthum III 384
Erbrecht III 409
Erfahrung, sinnliche II 58
Erfassen d. Gedanken u. des denkenden Geistes durch die Sprache II 343
Ergänzung der Perception durch die Apperception II 45 f.
Erhabene, das I 254
Erhebung des Willens I 100
Erinnerung III 379 f.
Erkennen, Apperception durch eine allgemeine Vorstellung II 253 f.
Erkenntniß einer Krankheit, eines Rechtsfalles II 255
— sinnliche II 44
Erlernung der Sprache II 24
— der Vorstellungen durch d. Sprache II 178
— und Anwendung der Sprache II 162
— und Fortbildung der Sprache II 166 f.
Ersetzen von Sinnesreizen durch die Apperception II 52
Erweiterung der Person zur Gesammtheit, Plato I 342
— der Wortbedeutung II 303 f.
— des Ich III 401 f.
— des Selbstgefühls III 312
Erzieherische Kraft des Freundschaftsgefühls III 260. 336 f.
Erziehung und Bildung II 393
— und Geschichte I 272
Esprit de corps I 149
Ethik, ihre Aufgabe I 264 III 53
— Aesthetik und Psychologie I 88

Ethik und Aesthetik I 52 f.
— und Psychologie III 386 f.
Ethische Bedeutung der Freundschaft heute u. im Alterthum III 254 f.
Ethische Bildungsprocesse in d. denkvorgeschichtlichen Zeiten III 350
Ethischer Erfolg eines psychologischen Vorgangs III 309
Ethischer Gesammtgeist I 264
Ethische Grundmotive, ihre Mannigfaltigkeit III 397
Ethische Systeme III 395 f.
Ethische u. ästhetische Elemente II 311 f., ihre Ausbildung z. Vorstellg. 312
Etymologie, ihre Aufgabe II 269. 272
Etymologisches Bewußtsein II 191
Eudämonismus III 395 f.
Exacte Wissenschaften und Philosophie I 54 f.

Façadenmalerei III 202 f.
Falsche Anklagen des Duells I 157
Falsche Apperceptionen II 256, ihre Auflösung 257
Falsche Schätzung der Ehre I 222
Falstaffs Definition der Ehre I 130
Falstaff und Heine I 256 f.
Familie I 343 f.
Familien-, Künstler- und Standesehre I 185
Familienleben, Quelle des Sittlichen III 408 f.
Farbensehen II 109
Fechner III 4. 221. 365
Feiner Tact III 49
Feste mit Aufhebung der Sitte III 356
Festmusik III 153 f.
Fichte, J. G. II 344. III 398
Fixe Ideen II 58
Flügel, O. III 372
Folgen der Auffassung musikalischer Tonreihen III 140 f.
— der Freundschaft III 331 f.
Formalisten III 83
Form der Schönheit identisch in allen Arten der Idealität III 92
Formel II 359
Formen bei Schließung von Freundschaftsbündnissen III 270 f.
Fortbildung d. Sprache II 24. 203 f., ein Erfolg aufsteigender Appercepționsthätigkeit 270
— der Sprache durch die Heroen des Stils II 406
— und Handwerk I 68 f.
Fortlage III 253. 303. 310 f. 312 f.
Fortpflanzung der Bildung I 23 f.
Fortschritte der Nationen, Erklärungsweisen I 380 f.
Fortschritt in der Geschichte II 262
— vom Endlichen zum Unendlichen I 295
Fortschrittsproceß des Volksgeistes I 382 f., allgemeine Grundzüge I 383 f.
Fortsetzung der Gemälde in Reliefgestalten III 223
Fourier I 344
Frauen I 408 f., ihre Stellung zur Bildung in alter u. neuer Zeit I 27
Frauenfrage I 47
Freiheit der Individualität I 405
Fremde Sprachen I 79 f., Art ihres Betriebes 80
Fremde Sprache und Muttersprache II 103. 173 f., 404
Freude an der Arbeit I 70
Freudenthränen I 319
Freundepaare III 278 f.
Freundschaft III 249 f. 411, ihre Verbreitung 249, ein Artbegriff 251, vollkommene Form d. Menschenliebe 256, durch priesterliche Einsegnung geschlossene 270, der Pythagoräer 273, ihr Charakter bei den alten Griechen u. Römern 275 f., ihre Beziehung zum prakt. Leben 289, ihre Bedeutung für die Alten und für uns 290 f., ein ethisches Gefühl 309, kein Gefühl der Lust 310 f., Art und Grade der Innigkeit 322, unter Frauen 330, zwischen Männern und Frauen 331, Ueberwindung

von Gegensätzen durch dieselbe 337 f., als Quelle für die Entwickelung und schöpferische Offenbarung 340 f.
Freundschaft und Blutsverwandtschaft III 261 f.
— und Liebe III 263 f.
Freundschaftsbündnisse der alten Scythen III 272
Frühreife III 385
Führer und Masse I 384 f.
Fürsorge, sittliche I 396

Gattungs- und Artbegriffe II 233
Geberdensprache II 69
Gebildete Kreise I 4
Gedächtniß in den Nerven II 33
Gedanken durch Sprache verändert II 25
Gedanke und Gefühl I 284 f.
Gedanken und Tonreihen des Componisten III 157 f.
Gedanken, ungeformte III 149
Gedankeninhalt, logisch und psychol. II 230
Gedankenstrich das Symbol d. echten Humors I 284
Gefühl I 317. II 88 f. 137 f., Dauer I 286, Maß u. Grad 287 f., Einfluß auf die Gedanken 289, Unabhängigkeit seiner Stärke von der Herrschaft des Gedankens 290
Gefühle des Componisten und Hörers III 174 f.
— der Lust und Unlust III 391 f. 395
— des Urmenschen III 375
— in den Tönen III 177 f., ihre Ursache und Wirkung 178
Gefühl und Anschauung II 117 f.
— und Gedanke I 284 f.
— und Musik III 174 f.
— und Stimmung III 110. 114 f.
— und Vorstellung II 318 f.
Gefühlsleben I 290
Gegensätze im Humor I 261
Gegensatz des Anständigen und Unanständigen I 108
— des Erhabenen und Komischen I 255. 308
— von Bildung (als Intelligenz) und Wissenschaft I 11 f.,
Unterschied des Zweckes 11 f.,
— des Inhaltes 27 f.,
— des Wesens 56 f., Umfang und Inhalt 57
Gegenstand der Ehre I 220
Gehörsempfindungen II 56
Geiger, Lazar II 8
Geist I 338. II 213, Erzeugniß der menschl. Gesellschaft I 333, Verhalten zur Sprache II 21
Geist der Gesammtheit und des Individuums I 335
— eines Heeres I 377
— und Seele II 74
— und Sprache I 335. II 163, persönl. Differenz in ihrem Verhältniß II 374, Differenz in d. Volksseele 374
Geisterseherei III 394
Geistesgegenwart III 61
Geistesinhalt II 221 f., ruhend oder bewegt 223
Geisteskranke II 57 f.
Geistesvermögen II 222
Geistiger Besitz und geistige Arbeit I 397
Geistige Energie beim Gebrauch der Sprache II 150 f.
Geistige Entwickelung II 216
Geistiger Putz I 46
Geistige Ueberlieferung II 214
Gemeinde I 343
Gemeingefühl II 89
Gemeingeist I 70 f.
Gemeinsames Ziel der Künste III 207
Gemeinsamkeit, Bedeutung fürs Volksleben I 362
Gemeinschaft der Geister im Staate I 410 f.

inſchaftliche Lebensführung
nter Freunden III 273
inſinn I 395, d. Schweizer 363
inſinn und Individualität III
04 f.
ıthseindruck I 346
:thszuſtände, ihre Darſtellg. II 389
der Perſönlichkeit III 330
ıs II 267. III 359
ß der Freundſchaft III 333
hsempfindungen II 354
ımtbegriffe II 233
ımtgeiſt im Führer I 195
ımtgeiſt in geſchichtl. Bewegung
380 f.
ine Wirkung in Verſammlungen
392
ıd Humor I 270 f.
:d Nationalgeiſt I 20
ımtheit früher als der Einzelne
365
r Verdienſt u. ihre Schuld I 394
ımtheit u. der Einzelne I 364 f.
ımtwirkung auf den Volksgeiſt
387
:g I 115. II 128 f. III 112
chte der Aeſthetik III 86
chte der Freundſchaft III 265
c Sprache: ihre Quellen II 9 f.
chte, treibende Kräfte derſelben
383
chte und Erziehung I 272
d Humor I 267 f.
:d Kunſt I 383
d Leben I 400
d Rechtswiſſenſchaft I 39
echtsgenoſſenſchaft III 402 f.
nacksſtreitigkeiten III 100 f.
igkeit III 321 f.
ſchaft, Bedingung des geiſtigen
ebens I 365
ſchaftliche Berechtigung I 396
ſchaftlicher Menſch, Schöpfer der
ſitten III 395
I 77
Geſetz der Erhaltung der Kraft und die pſychiſche Thätigkeit? II 79
— der freien Form I 249
Geſetze des geiſtigen Lebens, ihre Wirkſamkeit III 44 f.
— für die geiſtige Thätigkeit des Menſchen II 110
— und ihre Geſchichte II 9
Geſetzgebung III 377
Geſetz und Sitte III 378. 407
Geſinnung und Handlung I 110
— und Wiſſen III 47
Geſittung III 355
Geſpräch II 399
Geſticulationen II 69
Gewiſſen III 380
Gewiſſen der Gebildeten u. Ungebildeten I 104 f.
Gewohnheit III 354
Gewohnheitsmäßiges Thun II 224
Glaube und Wunder I 298
Gleiche Gründe für und gegen das Duell I 155 f.
Gleichniß und Irrthum II 266
Gleichzeitigkeit von Gefühl, Empfindung und Anſchauung II 95 f.
Gliederung in Familien I 361
Glogau, G. II 338
Glückhaftes Schiff von Zürich I 325
Gneiſt, R. I 162
Goethe III 155 f., 264. 281 f., 320, Geſang Mahomets 128 f.
Göttlicher Urſprung der Sprache, Kritik deſſelben II 15, nicht in der Bibel gelehrt 17
Goldton der Farbe II 323 f. III 35
Gorgias II 377
Gott I 243 II 312 f.
Gottesurtheil I 161
Gottſchalls Charakteriſtik Jean Pauls I 266
Grabcapelle der Mediceer III 208 f.
Grammatik u. Apperception II 144 f.
— und Sprache III 45
Grammatiker II 287

Grammatiſche Formen, ihre Wirkung II 336
Griechiſcher Chor und Shakeſpeares Narr I 260
Griechiſche Freundſchaft III 275 f.
Grimm H. III 300 f.
Grimm, J. II 147
Gründe des Gefallens am Schönen III 88 f.
Grüßen III 59
Grundelemente des Sittlichen III 397
Guericke, O. v. II 57
Gumprecht III 81. 100 f. 124 f.
Guter Ton I 122
Gymnaſium und Univerſitäten I 81

Hackländer II 242
Häufung der ſinnlichen Reize aus den verſchiedenen Künſten III 192
Hallucinationen III 394
Handeln des Gebildeten, individuell, auf äſthetiſchen Geſetzen beruhend I 120
Handlung und Geſinnung I 110
Handwerk und Fortbildung I 68 f.
Hanslick, E. III 80. 104. 120 f.
Harmonie der äſthetiſchen Formen mit unſeren Geiſteskräften III 90
Harmoniſche Entwicklung I 100
Hebbels „Maria Magdalena" I 182 f. 204
Hebel I 188
Hegel III 30
Heine und Falſtaff I 256 f.
Helps, A. I 217
Henke I 95. III 303. 344
Herbart II 181. III 75. 333. 356, ſeine Auffaſſung des pſych. Proceſſes II 228, ſeine Ethik III 397 f.
Herders Verdienſt II 18 f.
Hermeneutik II 397
Heroen des Geiſtes I 391 f., Wirkung auf den Nationalgeiſt 392, ihr Erſcheinen in glücklichen Epochen 392
Heroſtratusruhm I 199. 201
Herrſchaft des Geiſtes über d. Sprachform II 153
Herrſchaft der ſittlichen Ideen III 41
Herrſchaft und Dienerſchaft III 413
Herrſchende Vorſtellungen I 277, ihre Entſtehung 278
Hervorbrechen von Tönen ein Erfolg der Reflexbewegung II 98
Herzensbildung I 4. 105
Heutige Bildung I 79
Heyſe, P. III 147 f., 191
Hilfsmittel des Verſtändniſſes II 389
Hingebung III 319, an ein Unendliches 320
Hingebung und Selbſtheit III 396. 415 f.
— und Selbſtſucht I 196
Hinweiſung ſinnliche II 389
Hochmuth und Demuth I 225 f.
Hören II 47
Hofordnung III 57 f.
Holtei, „Vagabunden" I 221 f.
Homer III 42 f. 50. 407.
Homonyme Bedeutung II 363
Humanität III 385 f.
Humboldt, W. v. II 26. 174. 302
Hume I 67
Humor als pſycholog. Phänomen I 231 f., Ziel der Betrachtung 234
Humor als Weltanſchauung I 231 f.
Humor, Einfluß auf die Ethik I 263, Religion des Geiſtes 249 f., Zuſammenfaſſen zweier Contraſte 283 f.
Humor, Philoſophie u. Myſtik I 251
Humor, ſubjectiv und objectiv I 256
Humor, tragiſcher, komiſcher und abſoluter I 275. 302 f.
Humor und Geſammtgeiſt I 270
— und Geſchichte I 267 f.
— und Idealismus I 293
— und Ironie I 273
— und das Naive I 262
— und Religion I 251

Humor und Romantik I 245 f.
— und Satire I 273. 320
— und das Sentimentale I 262
Humorist I 251. 293
Humoristischer Contrast I 274 f. 301 f.
Humoristische Kunst und Darstellung I 261. 301
— Weltanschauung I 245 f.
Hypostasirung der Principien I 381

Ich und Nicht-Ich II 337. 343
Ichheit II 344. III 398 f.
Ideale Lebensgehalte III 257
Idealgehalt, allgemeiner I 59
Idealismus und Humor I 293
— und Materialismus I 244
Idealisten III 84
Idealität d. menschlichen Lebens I 113
Idealität und Realität d. Dinge I 135
Idee II 303, ihre Allgemeinheit und die Individualität ihrer Gestaltung im Einzelnen I 389 f.
Idee des guten Zwecks III 416
Idee Gottes I 243. II 312 f.
Idee im Humor I 293
Ideen, Anerkennung derselben III 388. 390, ihr Wesen und Wirken I 96
Ideen, angeborene III 363 f.
Ideen des Seins III 95, Sollens 96, des Schönen 97 f.
Ideen, sittliche und der Tact III 41 f.
Ideenassociation III 143
Ideographie II 359, im Altchinesischen 360
Incarnation des Gefühls in der Musik III 175. 179
Individualismus, Mangel desselben bei den classischen Nationen I 25
Individualität I 390 f. III 323 f. 378. 395, ihr Fehlen und Werden 403 f., ihr Gegenstand I 391, ihre Kennzeichen III 325 f., ihre schärfste Zuspitzung I 410
Individualität der Empfindungen und fehlende Individualität ihrer Bezeichnung II 381
Individualität, geistige II 262
— im Denken der Einzelnen II 388
—, Verschiedenheit ihres Wesens nach Zeiten und Völkern I 347 f.
Individualität und Gemeinsinn III 404 f.
— und Subjectivität I 348 f.
Individuelle Anschauung der sinnlichen II 352 und inneren Erfahrung 354 f.
— Bildung I 8 f.
— Deutung der ästhet. Gesetze III 100
Inhalt der Bildung u. Wissenschaft I 14
Inhalt der Künste III 77 f.
— der Musik III 79 f., 115 f., 135 f., auf Seiten des Componisten 156 f.
— der plastischen Künste III 115 f.
— des Selbst I 131 f.
— eines Gedichtes und Gemäldes III 161 f.
Innere und äußere Welt II 342
Innervation, allgemeine durch die Musik III 154
Instinct III 367 f., Vorliebe d. Franzosen für diesen Begriff III 367
Instincte der Thiere III 365 f. 368
— menschliche III 369 f.
Instinct und menschliche Schöpfung III 368 f.
Intellectuelle Anschauung II 357
Intensität des Denkens II 380
Interesse I 286
Interjection II 87 f., 112 f., Ausdruck d. Gefühls 112, Unbestimmtheit der Interjection 113, Ausbildung d. Interjection zu Namen der Gefühle 115, Unterschätzung der Interjection 124
Interjection u. onomatopoetischer Laut II 118
Intuition II 357
Ironie I 248
Ironie und Humor I 273

Irradiation II 70
Irrthum in der Erkenntniß und Mittheilung II 382

Jäger II 8. 123 f.
Jean Paul I 252. 258. 263. 265. 269 f., 355. III 333 f., Kunst glücklich zu werden I 282 f.
Jean Pauls Fehler in der pädagogischen Anschauung I 271
Jean Paul und Voß I 267
Jugend I 409 f. III 326

Kaiser, V. I 228
Kameradschaft III 411. 413
Kant III 387. 395. 398
Kants Princip der Ethik I 23
Karyatiden III 208
Kastenwesen I 403
Keller, G. II 183. 204. III 50. 272
Kiel (Quintett A-Dur) III 124 f.
Kirmeßtrubel III 226
Kleine Vorstellungen II 369 f.
König und Staat I 196
Köstlin, K. I 121
Kohl, J. G. III 38
Komische, das I 254, seine Beziehung zum Lachen I 311
Kosmische Anschauung II 261
Kräfte, active und ruhende, freie und latente I 397 f.
Krause, A. II 318
Kreise der Wissenschaft I 32, Verschiedenheit von denen der Bildung 33 f.
Krieg und Duell I 178. 183 f.
Kritik des Humors I 264
Kugler, F. II 330
Kunst der Alten I 26
— und Geschichte I 383
— und Industrie III 400
— und Sprache II 271. 321
— und Wissenschaft I 12. 189
Kunstgenuß III 73
Kunstsprache II 391
Kunstwissenschaft II 328
Kußmaul II 121

Lachen, humoristisches und satirisches I 320
Lachen im Schmerze I 318
Lachen und Weinen I 310 f., 314 f.
La Mara III 123 f.
Lappen, Ursache ihrer Unterjochung I 362 f.
Laut und Lautschöpfung II 134
Lauterzeugung II 72, durch Dinganschauung II 98, eine reale Projection 117
Lautmalerei II 132. 200, in der Sprache und Musik III 166
Lautmalerei und ihre Grenzen II 22
Lautnachahmung II 119 f.
Leben und Geschichte I 400
Leben und Wissen III 50 f.
Lebende und todte Sprache II 401 f.
Lebendigkeit der inneren Sprachform II 202 f., 211
Lebensäußerung körperliche oder geistige I 114
Lebensformen III 380
Lebensplan III 407
Lehren der Nützlichkeit III 353
Leib ein Mechanismus II 79
Leibniz II 3. III 344
Leichenbestattung I 402
Leitende Ideen als Elemente der Bildung I 61 f.
Leitungsnerven II 37
Lesen II 46
Lessing III 220
Lessings Bedeutung I 37 f., 194 Laokoon III 70, Verdienst um die deutsche Sprache III 149
Lessing und Mendelssohn III 299. 338
Letzte Ehre I 197
Levana I 271
Leviratsehe III 403
Lexicalische Bedeutung II 363

Liebe und Freundschaft III 263 f.
— und Religion I 296 III 320 f.
Liebig I 31
Linienzeichnung III 215 f.
Liszt, F. III 174
Litterarische Geschichte über d. Freundschaft III 250
Litteratur, ihre Aufgabe II 152
— als Quelle der Bildung I 31
Livingstone III 271
Lob der Verstorbenen I 318
Lösung der allgemeinen Bedürfnisse durch die Denker und Dichter I 388
Logik und Erkenntnißtheorie I 51
Lotze I 17 f., 300. 313 f., II 80. III 92 f.
— und Burckhardt III 212
Lubbock, J. III 356 f., 364
Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne III 283
Lüge II 376
Luther I 196
Luther und Melanchthon III 302 f., 335
Luxusgesetze auf geistigem Gebiete I 356

Macht der Ehre I 127 f.
— der Sitten III 381 f.
— der Standesehre I 150
Makrokosmische Wahrnehmungen II 106
Maler und Dichter III 161 f.
Malerei und Architektur III 206 f. 208
— und Musik III 69 f.
— und Sculptur III 71. 213 f., ihr wesentlicher Unterschied 217, Vereinigung 218 f.
Mangel in der gegenwärtigen Bildung der Frauen I 45 f.
Mannigfaltigkeit der Sitten III 382
Masse, theilnahmslose I 393
Masse und Führer I 384 f.
Maß und Zahl II 389
Materialismus I 237, als Dogma 238, Anhänger des modernen Materialismus 239 f., Streit um denselben II 30
— und Idealismus I 244
— und Sophistik I 240
Mechanismus d. Vorstellungen III 31
Meister, Anton I 205 f.
Melodie III 230 f.
— und Text III 163 f.
Mendelssohn, F. III 169 f., 330
—, M. III 330. 332 f., s. Lessing.
Mensch als Einzelheit I 341 f.
Mensch, ein Gedankenstrich I 284, ein geschichtliches Wesen II 400, Gegenstand der Betrachtung I 327. III 393, psychol. Zusammenhang mit der Familie und dem Ganzen I 345
Menschenthum III 382
Menschliche, das in d. Sitte III 354 f.
Menschlichkeit des Mannes und des Weibes I 43
Messen II 49. 256
Metaphysik I 52. 87, ältere II 31
Metaphysische Betrachtung des Schönen III 86
Metastasio und Farinelli III 297
Methode I 77
Mikrokosmische Wahrnehmung II 106
Mikroskop II 50
Militärische Kraft I 178
Mimik III 238, als Begleiter der dramatischen Poesie 239
Mimische Vorführung des Gesanges III 236
Mitbewegungen II 66, in den Stimmorganen 98
Mitleid III 414
Mitschwingung des Unbewußten II 227
Mittel gegen das Duell I 173
Mittelalter I 336 f.
Mitwirkung der früheren Acte II 223 f.
— nicht formaler Verhältnisse im Kunstwerk III 85

Modewörter auf dem Gebiete d. Kritik u. der Geschichte der Kunst II 330
Möglichkeit des Verständnisses II 382
Monistische Weltanschauung III 97
Monotheismus u. Humanität III 385 f.
Monotheist. Gottesbegriff II 313
Montaigne III 156. 324. 328. 332
— und La Boëtie III 294 f.
Moralität, Anfang derselben III 395
Müller, Joh. II 63. 98
Müller, Max II 120. 143. 151. 347
Münze und Wort II 382
Musik II 350, Einfluß auf die schöpferische Kraft III 154, Erzeugniß d. menschlichen Originalität 151
Musik der Sprache III 227
Musik und Baukunst, Verwandtschaft III 209 f., Unterschied 211 f.
— und Gefühl III 174 f.
— und Malerei III 69 f.
— und Plastik III 114 f., 181 f.
— und Poesie III 227 f., 237 f.
— und Wort III 170 f.
Musikalische Begleitung eines gesungenen Liedes III 233
Musikalisches Drama III 238
Musikalische Schönheit III 152 f.
Musikalischer Ton u. Sprachlaut III 113
Musikalisch-symbolische Redeweise III 121 f.
Muskelgefühl II 91
Muttersprache II 404 f., und fremde Sprache 173 f.
Mysticismus in der Ehre I 174
Mystik I 296 f., und intellectuelle Anschauung II 358
Mystische Wirkungen der Musik III 154 f.
Mythen über Ursprung der Sprache II 17
— und Illusionen II 266

Nachahmende Bewegungen (Gähnen) II 64
Nachahmung der Laute II 167
— von Bewegungen II 167
Nachtheil der litterarischen Arbeitstheilung I 73
Nachtheilige Folgen der Apperception II 55
Nahlowsky I 177
Name II 308 f.
Nationalbildung, Elemente derselb. I 7
Nationalehre I 185. 189
Nationalgeist I 14 f., 337, und Gesammtgeist 20
Nationallitteratur I 80 f., 83, ihr sittliches und ästhetisches Bildungselement 84. 101 f.
Nationalökonomie I 325
Nationalpädagogik I 5. 271
Nationale Gemeinschaft I 336
Natürlicher Tact III 46
Natürliches und künstliches Denken II 10
Naturwissenschaft II 394
— und Psychologie III 6
Naumann III 172. 188 f.
Negation in der Position II 385
Negative Urtheile II 310. 386
Neigung zum Diebstahl III 409
Neubildung von Wörtern II 205 f.
Neue Apperceptionen II 327
Nikomachische Ethik III 255
Nomenclatur II 208
Nominaldefinition II 299 f.
Noten, gelesene und gehörte III 145
Nothwehr und Duell I 159 f.

Objective Ehre I 185 f.
Objective Wissenschaft und persönliche Bildung I 16 f., ethische Natur dieses Gegensatzes 17 f. und seine Lösung 19
Objectivirung des Gedankens durch die Sprache II 309
Oeffentliches Geistesleben I 399
Oekonomischer Bestand und Betrieb eines Volkes I 357 f.
Onkel Bräsig I 308 f.
Onomatopoetischer Laut und Interjection II 118

Onomatopoetische Stufe II 116, eigentlicher Beginn der Sprache 116
Oper III 71. 240 f., Ursprung, Werth und Berechtigung 241 f., Auffassung derselben 244 f.
Optische Fehler II 48
Ordnung I 75
Orest und Pylades III 281
Organisches u. politisches Leben I 358 f.
Orgelmusik III 76

Pädagogik und Psychologie III 37 f.
Pädagogischer Tact III 12 f.
Pantomime III 238
Parabeln, Allegorien II 265
Parallele Linien II 48
Parodie und Travestie I 301
Pathognomische Stufe II 112 f.
Patriarchalische Epoche III 402. 405 f.
Perception II 41
Perceptionszellen II 37
Peripherischer Nervenreiz II 36
Persönliche Bildung und objective Wissenschaft I 16 f., ethische Natur dieses Gegensatzes 17 f. und seine Lösung 19
Persönliche Differenz zwischen Wort und Gedanken II 373 f.
— Ehre, ihre moralische Berechtigung I 208
Perthes, Fr. über die Spanier I 338
Perty, M. III 357
Pfahlbauten II 207
Pflanzstätten des Gemeinsinnes I 395
Pflichten der Freundschaft III 255
Phänomenologie u. Psychologie II 346
Phalansterien I 345 f.
Philosophie in unserer Epoche I 233 f.
— und Bildung I 51. 56. 85 f., Verhalten zu d. übrigen Wissenschaften 86, Verhalten zu einander 87
Philosophie und die exacten Wissenschaften I 54 f.
Philosophischer Geist I 279
Physiologischer Erfolg des Contrastes I 310
Physiologische Zeit II 50 f., III 35
Physische Erregung II 40
Pietät III 376
Pietistischer Stolz I 212
Planck über Jean Paul I 270
Plastik und Architektur III 200 f.
— und Musik III 114 f., 181 f.
— verglichen mit Sprache II 21
Plastische Künste II 348 f., III 48
Plastische u. redende Künste III 224 f., Unmöglichkeit ihrer Zusammenwirkung 224 f.
Plaudern der Kinder II 339
Pockels I 122
Poesie II 128 f.
— der Töne III 232
— und Musik III 227 f. 237 f.
Poetische Sprache II 199 f.
Poetischer Tact III 12. 14.
Point d'honneur I 174. 209
Politisches und organisches Leben I 358 f.
Politischer Zweikampf I 176
Polychromie III 71. 220 f.
Polyhistorie und Bildung I 50
Populäre Philosophie I 88, ihre gewöhnliche Bearbeitung und deren Unfruchtbarkeit für die Bildung 89
Porträt und Schema II 278
Post, A. H. III 372. 402 f.
Praktische Vernunft I 103
— Wissenschaften I 13
Predigt, Erhöhung ihrer Wirkung durch Kirche und Kirchenlied III 198 f.
Prepon und Decorum I 108
Princip I 76
Privatehre I 177
Proceß d. Sittenschöpfung III 371 f.
— des Vorstellens II 294
Processe beharren, Inhalt wandelt II 14
—, niedere und höhere II 14
—, physische und psychische III 389
— unseres Innern III 29 f.

Produktive Thätigkeit des Körpers willkürlich oder unwillkürlich II 59
Programm in der Musik III 168 f.
Projection der Empfindungen II 116
Pronomen II 179. 353
Protogenes III 205. 208
Psychische Auffassung II 40
— Elemente im gebildeten Geiste I 36
Psychischer Proceß der onomatopoetischen Stufe II 130
Psycholog und Arzt I 32
Psychologie I 52 f., ihre Aufgabe III 387 f.
Psychologie, empirische und rationale I 53
Psychologie der Aesthetik I 253
— der Musik, Aufgabe III 177
— der Thiere II 217
— und Aesthetik I 232 f. III 86 f.
— und Ethik III 386 f.
— und Naturwissenschaft III 6
— und Pädagogik III 37 f.
— und Phänomenologie II 346
— und Völkerpsychologie I 335
Psychologische Beschaffenheit d. Tactes III 38
Psychologische Erkenntniß d. Komischen I 313 f.
— Erkenntniß, erste Stufe derselben III 5 f.
— Erkenntniß, nicht Inhalt, sondern Form und Gesetz II 8
— Erklärung der Weltanschauungen I 279
— Erklärung des Humors I 273 f.
— Geschichte des psychologischen Denkens III 10
Psychologischer Grund der Herausforderung I 163
Psychologische Quelle der Schande I 206 f.

Qualität und Quantität der Erkenntniß I 60
Quelle der Freundschaft III 323 f.
Quelle des Tactes III 64

Radowitz v. I 156. 158
Realdefinition II 299.
Realismus und Idealismus im Humor und in der Wissenschaft I 261
Realisten III 84
Realität III 51
— und Idealität der Dinge I 135
Rechas Vorstellungen vom Tempelherrn II 257 f.
Recht II 314, Abhängigkeit von der Entwicklung der Sprache 315
Rechtsbewußtsein III 52
Rechtsgefühle u. Rechtssitten III 408 f.
Rechtsleben und Rechtswissen III 51 f.
Redensarten, ihr schädlicher Einfluß I 163.
Reflexbewegungen II 61 f., III 59, in den Stimmorganen II 72 f. 98.
Reflexbewegung beim Cultur- und Naturmenschen III 60
Reflexion III 54
Regeln des Tactes III 16 f.
Regressus in infinitum II 340
Regsamkeit der Kinder II 172
Reihenfolge der Laute II 368
Reiser, A., als Currentschüler I 288
Relative Bedeutung der Wörter (je nach der individuellen Apperception) II 364
Relief III 208. 222 f.
Religiöse Ansicht von der Ehre I 210 f. 212
— Schwärmerei und Gefühl I 294
— Sitten III 410
— Vorstellungen III 392 f., ihre Fassung beeinflußt durch die Sprache II 317
Religion I 243. II 129, ihr Einfluß auf die Sitten III 412 f.
— und Liebe I 296. III 320 f.
— und Sittlichkeit III 354
Renan III 367
Repräsentation II 243 f., ihr Wesen verglichen mit der Verdichtung II 245

Reproduction verbundener Vorstellungen III 33
Repulsionskraft des Wortes II 386
Reuiger Sünder I 203
Rhythmus, äußerer u. innerer III 227
—, Zweck u. Wirkung desselben III 237
— des Gedankens, der Melodie und der Prosodie III 231
— des inneren Thuns III 327
— in der Poesie III 227
Riffert, J. III 243
Ritter, C. G. III 243
Römische Freundschaft III 275. 277 f. 282
Romantik in Verbindung mit der Religion I 249
Romantik, neuere I 297
— und Humor I 245 f.
— und Wissenschaft I 300
— und Wunder I 297 f.
Rosenkranz I 174
Rousseau I 344. III 360
Rückert I 326. III 97 f.
Rückkehr zur Natur I 344
Rücksicht auf die Gefühle Anderer III 24
Ruhm I 196 f., Unterschied von der Ehre 197 f., Umfang 198, Inhalt 199, wahrer (objectiver) 199, Ausschließung der Gemeinschaft 200, Shakespeares Heißsporn 201
Ruhmsucht I 201

Satire und Humor I 273. 320
Satz und Urtheil II 273
Satz und Wort II 274
Satzton II 381
Savigny II 315
Schätzung der sittlichen Handlung I 104 f. 111
Schallnachahmung II 119 f.
Schamgefühl III 375
Schande I 202 f., durch Angehörige 204 f.
Schande und verletzte Ehre I 205
Schauer I 298
Scheidung der geistigen Inhalte III 412
Scheidung der Geschlechter II 145 f.
— des Inhaltes der Anschauung in 2 Vorstellungen II 295
Schema und Porträt II 278
Schicksalstragödie I 303
Schiller I 117 f., Erwartung II 259
— und Goethe III 299 f. 323. 328
— und Körner III 298
Schlegel über Jean Paul I 265
Schleiermacher I 249. III 330
Schließen der Augen beim Hören von Musik III 76
Schließung d Freundschaftsbündnisse bei den Südslaven u. Morlaken III 270
Schmerz um Verstorbene I 315 f.
Schmidt, Chr. v. II 379
Schöne Seele I 117 f.
Schönheit als Vermittlerin zwischen Trieb und Vernunft III 91
Schönheit des Lebens I 117
— in der Musik nach Hanslick und Vischer III 120 f.
— und Sittlichkeit I 123
Schöpferische Kraft der Kunst II 271
— objective Ehre I 191 f.
— Thätigkeit der Frauen, sociale u. natürliche Hemmung derselben I 41 f.
— Thätigkeit für und durch die Gesammtheit I 385 f.
Schöpferischer Trieb der Sprache, seine Verdrängung II 175
Schöpfung der Sprache aus ihren Elementen II 97 f.
— der Sprachlaute bei Kindern II 168
— musikal. od. plastischer Werke II 351
— und Aneignung der Sprache II 24
Schopenhauer III 99
Schröder, F. I 5. 24. 106
Schubert, Fr. III 176, Composition Goethescher Dichtungen 167

Schützende Bewegungen II 64
Schumann, R. III 139. 243, Urtheil über ihn 123 f., seine Liedercomposition 232 f.
Schweigen II 85. 160 f.
Scipio und Lälius III 282
Sclavenfrage I 396
Sclaverei III 413 f.
Sculptur und Architektur III 200 f. 208 f.
— und Malerei III 71. 213 f., ihr wesentlicher Unterschied 217, Vereinigung 218 f.
Seele das Centrum und Abbild der Natur I 94, und Schöpferin einer höheren Welt 95 f.
Seele nach Leibniz Spiegel des Universums III 344
Seele nicht Spiegelfläche II 34
Seele und Geist II 74
Selbständigkeit der Idealität des Schönen III 99
Selbstbeherrschung III 64
Selbstbewußtsein I 96. 366. II 74. 337. III 399, bei den verschiedenen Nationen I 367
Selbstbewußtsein, Keim desselb. II 338
Selbstbewußtsein d. Gesammtheit I 366. 378, Unterschied vom Selbstbewußtsein des Einzelnen 366 f., Bedeutung für den Volksgeist 369, wesentliches Element für die Definition des Volkes 370, Verschiedenheit bei verschiedenen Völkern 374, bei den Einzelnen je nach dem Stande und der Stellung 375
Selbstbewußtsein des Volkes I 379, objective Elemente desselben 372, Erhöhung durch Kriegsthaten 379
Selbstbewußtsein eines Heeres I 376 f.
Selbstehre I 210. 224
Selbsterhaltung III 364. 395
Selbsterkenntniß I 94 f.
Selbstgefühl und Ehrgefühl I 131. III 410 f.
Selbstheit u. Hingebung III 396. 415 f.
Selbstmord I 141 f.
Selbstschätzung I 133
Selbstsucht und Hingebung I 196
Sensibler und motorischer Nerv II 62
Sgraffito III 204
Shakespeare I 181
Shakespeares Richard III. I 134, Hamlet 259. 303, Lear 303, Narr und der griechische Chor 260
Sicherung u. Befestigung des Denkens II 393
Sigismund, W. II 53
Signal III 166
Silhouette III 216
Simmel, G. III 166
Simplicissimus I 207
Sinn der plastischen Künste III 215
Sinn für die Darstellungen des Humors I 276
Sinnestäuschungen II 55. III 394
Sinnliches Gefühl III 373 f.
Sitte und Gesetz III 378. 407
Sitte und Sittlichkeit III 349 f. 377
Sitten, menschliche und Spuren bei Thieren III 365 f.
Sitten, vorhistorische und historische III 351 f.
Sittenbildung III 378 f.
Sittenschöpferische Zeiten III 383
Sittliches Bewußtsein III 376
Sittliche Bildung im Unterschied von der scientifischen oder ästhetischen I 103
— Bildung, Wesen derselben I 107
Sittliche Erkenntniß I 103 f.
Sittliche Gefühle III 373 f., Antriebe zu Handlungen 374 f.
Sittliche Gefühle, ihre Bestimmtheit III 390 f.
Sittliches Handeln I 103
Sittliche Natur des Duells I 165
— Natur der Ehre I 207 f.
Sittliche Unterweisung I 101 f.
Sittlicher Werth der individuell begründeten Verbindungen der Menschen III 259 f.

Sittlicher Wille II 316
Sittlichkeit I 100 f., 113, moderne I 396
Sittlichkeit und Religion III 354
— und Schönheit I 123
Sokrates II 316. 383, sein Verdienst II 300
Sokrates und Aristophanes I 276
Sokratisches Bildungsstreben III 291
Sonderung der Elemente der Anschauung II 284 f., 288 f.
Sophistik und Materialismus I 240
Specialarbeit, geistige und materielle I 72 f.
Specielle Bildung I 64 f., verglichen mit der allgemeinen Bildung 66 f.
Spielhagen II 404, über den Comment I 168
Spielmann II 59
Spinoza, Lösung des Widerspruchs zwischen seinem System und seinem Charakter I 291
Sprachaneignung II 186
Sprachbildung, ihre Aufgabe II 153
Sprache: Spiegel des Geistes II 3, Verbindung mit allen Seiten des Geistes 5, Stellung der Aufgabe 5, künstliche bei Taubstummen und Thieren 10, vergl. mit Plastik 21, als Unterschied vom Thier 25, als Norm und Triebkraft des Denkens 105, als Mittheilungsmittel 155 f., geschaffen in Gesellschaft 157, Bedingung der Wissenschaft 306, Bedeutung für das Denken 307, Bedeutung für die Erhaltung u. Ausbildung der idealen Lebensgehalte 312, ihre Wirkung beim gemeinen Mann 335, Wirkung auf den Geist 336, nachtheiliger Einfluß auf das Denken 361
Sprache des Individuums und des Volkes II 400
— der Kinder II 168
— der Nomaden II 147
— und Apperception II 106
— und Geist I 355. II 163
— und Grammatik III 45
Sprache und Kunst II 271. 321 f.
— und productive Thätigkeit des Menschen II 106 f.
— und Sprechen II 168
— und Volksgeist II 387. 399
— und Vorstellung II 361 f.
Sprachfähige Vögel II 122
Sprachfehler II 174 f.
Sprachform, äußere II 133. 200
Sprachform, innere II 26. 138. 332, Erfolg derselben 139, eine bestimmte Weise der Apperception 141 f., ihre Bedeutung für die Sprache in historischer Zeit 189 f., ihr Schwinden 191 f., Rückkehr zu ihr 194, ihre Fortdauer 195, ihre Lebendigkeit 202 f. 211, ihre Verschiedenheit bei verschiedenen Völkern 206
Sprachform und Vorstellung II 324
Sprachformen, Vieldeutigkeit derselben II 374 f.
Sprachgebrauch II 202 f.
Sprachgefühl III 46
Sprachlaut u. musikalischer Ton III 113
Sprachlernen, absichtliches II 173
Sprachliche Apperception II 326 f.
Sprachliche Bezeichnung individueller Anschauung II 308 f.
Sprachliche Bildung I 82
Sprachliches und sprachloses Denken II 348 f.
Sprachschatz ein Erfolg der Apperception II 144
Sprachschöpfung II 97 f.
— der Kinder II 168
Sprachstudium I 80
Sprachwissenschaft, Aufgabe derselben II 269
Sprechen II 174 f., 272. 402, Verhältniß des Willkürlichen und Unwillkürlichen II 83
Sprechen eine Kunst II 172
Sprechen ist urtheilen II 293
Sprechen und Sprache II 168
— und Verstehen II 160
Staat und König I 196

Stadium der Sprachschöpfung II 105
Standesehre I 147 f., das Band der Gemeinschaft 151
Statistische Betrachtungsweise I 22
Statuen, bemalte III 71. 218 f., bei verkleinertem Maßstab 221
Steinthal I 347 f., II 8. 18. 74. 106. 136. 159. 175. 250. 279. 283. 307. 333. 340. 350. 360. III 362. 391
Sterne, L. I 307. III 13 f., 36
Stewart, D. II 256
Stifter von Gemeinschaften I 192
Stil I 82. III 46
— und innere Sprachform II 198 f.
Stilrichtungen III 102
Stimmung II 263, musikalische III 194 f.
Stimmung und Anschauung III 194
— und associirte Vorstellungen III 145 f.
— und Gefühl III 110. 114 f.
Störungen des Seelenlebens I 292
Störung in der Aufnahme zweier Kunstwerke III 72 f.
Stoff d. Künste, Verschiedenheit desselben III 196 f.
Stolz I 227 f.
— der Demuth I 212
—, dummer I 228
Streben nach Zusammenschließung mit Anderen I 189
Streit um den Gehalt der Musik III 135
Studentenduell I 164. 167
Stufen des Seelenlebens II 346 f.
— der Sprachaneignung, Vergleichung mit den Stufen der Sprachschöpfung II 188 f.
— der Sprachbildung II 112
Subjective Ehre I 137 f.
Subjectivität und Individualität I 348 f.
Suchen im Lexicon II 47
Sybel, H. v. I 291
Symbolik und Analogie in der Onomatopöie II 125 f.
Symbolische Apperception in der Baukunst III 211
Symbolische Auffassung der Naturdinge III 127
Symbolische Auffassung der Töne III 117 f., ihr Einfluß auf die Stimmung 119 f.
Synonyma II 334
System I 75
Systematik II 395 f., natürliche und künstliche 341
Systeme der Vollkommenheit und des Wohlwollens III 396

Tact III 3 f., in der Gesellschaft 11, positiv und negativ 15, des praktischen und sittlichen Lebens 17, individuell nach Aristoteles 20, Bestimmung des Maßes 21 f., natürlicher und feiner 44 f., der Frauen 54, Kunst des Lebens 54, bei Vornehmen 60 f., feiner und richtiger 63
Tact und conventionelle Ordnung III 57 f.
— und Gesetz III 55
— und sittliche Ideen III 41 f.
— und das unreflectirte ethische Leben III 42
— und Vorstellungen III 33 f.
Tactfestigkeit III 62
Tactlosigkeit III 63
Tactvolles Handeln III 4 f.
— Naturell III 14 f.
Tadel und Billigung III 391
Tafelrunde III 56 f.
Tanz II 136
Tastgefühl II 91
Taubstumme II 121
Taubstummenunterricht II 10. 169
Tempo des Denkens III 37
Text und Melodie III 163 f.
Thatkraft, eigene der Seele II 127
Theilung der Arbeit I 38. 54
— der Arbeit und Verringerung der Bildung I 71

Thierbilder auf den älteſten Geräthen II 133
Thieriſche Laute II 87
Tiefendimenſion, pſychiſche III 204
Tizianiſches Colorit II 323 f., III 35
Tobler, L. II 208. 365
Todte Sprachen II 203. 211.
Töne zur Begleitung von Triebäußerungen II 126
Tonanſchauung, Freude an derſelben III 114
Tonreihen und Gedanken des Componiſten III 157 f.
Tonverhältniſſe u. Tonanſchauungen III 110
Toxaris III 272
Tradition in der Geſchichte III 384
Traum und Wachen III 39 f.
Traveſtie und Parodie I 301
Trieb zur Geſellung III 257
Tſcherkeſſen, politiſche Gliederung vor ihrer Unterjochung III 275
Tſchudi II 53 f.

Uebergewicht des Lautes II 105
Ueberladung der Wände mit Verſen III 202
Ueberlieferung, Abhängigkeit von derſelben I 333
Ueberlieferung durch die Sprache II 214 f.
Ueberlieferung durch plaſtiſche Werke II 215
Ueberſchuß von Gedanken II 127 f.
Ueberſetzungen I 80
Uebertragung der Wörter II 150
Umgangsform I 107
Unbeſtimmtheit der Vorſtellungen in der Muſik III 133. 138 f., 168 f.
Unendliche, das und die Wiſſenſchaft I 299
Ungeſchickte Wortbildung II 207
Univerſalität der Bildung I 78 f., im Unterſchied von Polyhiſtorie und Philoſophie 50 f.
Univerſeller Kreis der Bildung und ſein Centrum I 29 f.
Univerſitäten und Gymnaſien I 81
Univerſitätspädagogik I 82
Unklarheit der Motive des Duells I 166
Unperſönliches Zeitwort II 285 f.
Untergang eines Volkes I 406 f.
Unterricht durch Sprache und in den Sprachen II 394
Unterſchätzung der Interjection II 124
Unterſchied der Sinnesnerven III 111 f.
— der Sprache im Redenden und Hörenden II 370 f.
— der Vorſtellung von der Anſchauung II 281 f.
Unverſtändniß II 382 f.
Urmenſch II 111. 128
Urſachen der Bewegung des menſchlichen Körpers II 76 f.
Urſachen des größeren Ehrtriebes in den Jünglingsjahren I 140 f., beim Studenten, Adel und Militär 144 f., Idealität des Lebens 145, ihre Anerkennung 146, Abgeſchloſſenheit 146, Geſchloſſenheit 147
Urſache des Lachens und Weinens I 318 f.
Urſprache II 103
Urſprüngliches Verhältniß zwiſchen Leib und Seele II 76
Urſprung der Sitten III 349 f., 358 f., 365 f.
Urſprung der Sprache II 87 f. pſychologiſch oder hiſtoriſch II 8, verſchiedene Stellung der Frage 15, Fehler darin 19, in allen Sprachgenoſſen 23, Nothwendigkeit desſelben 23, willkürlich oder nothwendig, göttlich oder menſchlich? 16. 163 f., III 362
Urtheil II 291
— des Begriffs II 302
— der Nebenmenſchen I 209 f.
— und Satz II 273

Veränderung des Gehirns II 215 f.
— der Lautform II 193
Verantwortung für den Geschändeten I 205
Verbesserung der Perception durch die Apperception II 48
Verbindung des Einzelnen zum Ganzen in der Wissenschaft und im Leben I 323 f.
— des Geistes und Leibes, receptiv oder productiv II 32, productive 59
— der lyrischen und epischen Poesie mit der Musik III 237
— der Menschen durch die Religion I 189
— der motorischen Nerven d. Sprachorgane mit d. Gehörnerven II 120
— d. verschiedenen Berufsarten I 67 f.
— d. Wörter mit Vorstellungen II 171
—, unbewußte von Leib u. Seele II 80
— von Gedanke und Gefühl im Humor I 292 f.
— von Lautanschauung mit der Sachanschauung II 100 f. 104
— von Lautanschauung und Lautbewegung II 101 f., 104.
— zwischen Lautvorstellung u. Lauterzeugung II 85, Verbindung beider mit einem Vorstellungsinhalt 86
Verbot III 377 f.
Verbreitung der Musik III 168
Verbreitung der Wissenschaft I 16
Verdichtung III 35 f.
— des Denkens II 229 f.
— der Vorstellungen durch die Sprache II 214
— und Repräsentation II 245 f.
— von methodischer Form II 233
Veredlung des Menschen II 320
Vereinigung von Trieb und Vernunft in der Schönheit III 91
Verengerung d. Sprachschatzes II 151 f.
Verfall der Künste III 207
Verhältniß der ästhetischen Form zum Inhalt III 89
Verhältniß der ästhetischen Form zu unserer Intelligenz III 88 f.
— der Bildung zur Wissenschaft I 14 f.
— des Einzelnen zur Gesammtheit I 323 f.
— des Einzelnen zu seinem Volk in Bezug auf die Sprache II 399 f.
— der Einzelnen zur Sprache des Volkes I 352 f.
Verhältnisse der Gefühle zum sprachlichen Ausdruck II 318 f.
Verhältniß, verschiedenes des Geistes zum Leibe II 75
Verhältniß von Subject und Prädicat II 295
Verhalten der Alten zur Bildung I 25
— des Componisten zu seinem Werke III 180
— der Gesetzgebung zum Duell I 172
— der Musik zur Natur III 150 f.
— von musikalischen Tönen und Wörtern zum Gefühl III 178 f.
— von Musik und Plastik zum Gefühl III 179
Verholzung I 393
Verkettung der Verhältnisse d. Lebens I 324
Verletzte Ehre und Schande I 205
Vermischung des Schönen und Guten bei den Griechen I 111
— malerischer und redender Künste III 226
— und Zusammenwirkung d. Künste III 67 f., unzureichende Ansicht darüber nach den ästhetischen Verwandtschaftsgraden 71 f.
Verschärfung d. sinnlichen Empfindung durch die Apperception II 49
Verschiedenheit des Apperceptionsprocesses bei der Musik und plastischen Kunst III 189
— der individuellen Vorstellungen II 378
— der Kreise der Bildung u. Wissenschaft I 33 f., ihre Verbindung 35
— der Laute bei den Menschen II 395
— der Sprachformen II 200 f.

Verschiedenheiten, stilistische der Musik III 231 f.
Verschmelzung von Gedanke und Gefühl im Humor I 293
Verständlichkeit der Sprache II 157 f.
Verständniß bildet das Problem der Sprache II 22
—, Frage nach der Möglichkeit desselben II 377
Verstehen der Kinder II 169
Verstehen und Sprechen II 160
Vertrag III 360 f.
Vertretung und Verdichtung II 245 f. III 35 f.
Verwandlung des Materiellen in Vorstellungen I 135
Verwandtschaft der Baukunst mit der Musik III 210 f.
— der Poesie mit der Musik III 227
Verwechselung der leiblichen Processe mit den seelischen II 78
Vico I 402
Vielheit in der Einheit des Selbstbewußtseins I 340
Virchow I 359. II 79
Vischer I 234. III 120
Völkerpsychologie I 326 f., II 27. 399, Aufgabe I 328. 337, Aussprüche von Goethe, W. v. Humboldt 331, Ritter, Goltz 332, Zweifel an ihrer Berechtigung 328
Völkerpsychologie u. Psychologie I 335
Volk I 370 f., Erzeugniß des Volksgeistes 372
Volks- und Fortbildung I 68
Volksetymologie II 196 f.
Volksgeist I 329 f., 336 f., 373, besondere Gestaltung in einer bestimmten Zeit 404, sein Untergang 406 f., Subject d. Sprache 352 f., Wirkung auf denselben 387
Volksgeist und Sprache II 387. 399
Volksschriften I 353 f.
Vollkommenheit III 396
Vorgang der Anschauung II 289
Vorliebe des Humors fürs Kleine I 262 f.
Vormenschlicher Zustand II 105
Vorsprachlicher Zustand der Seele II 87 f.
Vorstellung II 220
— des Tactes und tactvolles Handeln III 4 f.
— und Anschauung II 177 f., 250. 277 f., III 5
— und Begriff II 301 f., III 9, ihr Unterschied in der Geschichte des menschlichen Denkens II 303
— und Gefühl I 285 f., II 318
— und Sprache II 361 f.
— und Wort II 178 f.
Vorstellungen, appercipirte und associrte III 143
—, dunkle I 287 f., abstracte und concrete 288 f.
—, ihre Entstehung durch die Sprache II 249
—, innere Anschauungen II 176 f.
—, moralische und ästhetische II 185, appercipirende 187, mittelbar aus Anschauungen gebildete 310 f.
Vorstellungen sind Repräsentationen II 249
Vorstellung und Tact III 33 f.
Vorstellungsreihen und Wörterreihen II 369
Vortrag I 115. III 233 f.
Vorzug der modernen Freundschaft vor der antiken III 339
— der Musik III 167 f., 197 f.
— der Poesie vor der Musik III 132
— der verdichteten und vertretenden Vorstellungen II 247

Wachsfigur III 219
Wahlbruderschaft III 412
Wahlbrüder III 269
Wahnsinn I 292. 303 f.
Wahrhaftigkeit III 396
Wahrheit der allgemeinen Begriffe und Einzelurtheile II 383 f.
Wahrnehmung, sinnliche II 39

Wahrnehmung und Begierde II 96
— und Empfindung II 39. 92
Wahrnehmungen der verschiedenen Sinne, Aehnlichkeit derselben für die Seele II 131
Waitz, Th. I 287, Deutung der Ehre 213 f.
Weber K. M. v. III 169
Wechsel der Anschauung II 288
— der Generationen I 399 f.
— der Kleider unter Freunden III 270
— des Namens unter Freunden III 271
Wechselwirkung der Masse und der genialen Führer I 384
— zwischen Entdeckung einfacher Thatsachen u. psychologischer Deutung III 350
— zwischen Seele u Leib II 29 f.
Weiblichkeit I 43
Weihnachtsausstellungen der Berliner Akademie der Künste III 69. 191, Entstehung des Irrthums der Aussteller 193, Vorschlag zur Beseitigung des Fehlers 193. 198
Weinen und Lachen I 310 f., 314 f.
Weis, L. II 252
Welt der Töne III 116 f.
Weltanschauung I 236, des Materialismus (sinnliche oder empirische) 237 f., des Classicismus (verständige) 240 f., bei den Griechen 241, der Philosophie u. Religion (vernünftige oder philosophische, Ideenlehre) 242 f., des subjectiven Idealismus 244, der Romantik und des Humors 245 f., humoristische und ideale 262, mechanische und teleologische III 387 f.
Weltordnung, natürliche, sittliche und ästhetische III 97
Werke der Malerei und der Musik, Unterschied ihrer Dauer III 183 f.
Werke der Sprache II 403
Werth der nachahmenden Laute II 124
— der Wissenschaft I 16
Wesen der Apperception II 41 f., 55
— des Begriffs II 300
Wesen der Freundschaft III 254 f., 309 f., in den modernen Zeiten 289 f., 292. 339
— des menschlichen Geistes III 95
— der Sitte III 352 f.
— der Sprachthätigkeit II 272
— des Tactes III 9. 26 f., Betrachtungen im Sinne der alten Psychologie 27, nach der allgemeinen Ansicht der Menschen 27 f.
Wesen u. Wirkung d. Musik III 158 f.
Wiedererkennen II 253
Willkürliche Schöpfung der Sprache II 16. 163 f., III 362
Wirken für die Gesammtheit I 194
Wirksamkeit ästhetischer Motive I 383
—, vereinte der Künste III 207
Wirkung der Architektur III 209 f.
— des Einzelnen auf die Gesammtheit I 394
— der idealen Momente auf den psychischen Mechanismus III 64 f.
— der Musik III 79 f., ästhetisch 104 f. und pathetisch 110 f., symbolisch 117 f.
— der Musik im Gegensatz zu den plastischen Künsten III 194 f.
— eines Kunstwerkes ein psychologisches Kunstwerk III 205
— in die Ferne III 315
—, psychische des Humors I 301
Wirkungssphäre III 314 f. des denkenden Wesens 316
Wissen III 291
Wissen und Gesinnung III 47
Wissenschaft II 393, neuere I 38 f.
Wissenschaft und Romantik I 300
— und das Unendliche I 299
Wissenschaftliche Betrachtung I 299
— Erkenntniß III 8
— Wissenschaftliches Gespräch II 396
— Wissenschaftlicher Zweikampf I 176
Witz I 272. 313
Witz und Wahnsinn II 363
Wörter ohne anschaubaren Inhalt, Verständniß derselben II 176

Wörterbücher, ihr Mangel, ihre Aufgabe II 13
Wörterreihen und Vorstellungsreihen II 369
Wohlwollen III 396. 415
Wolffsohn I 179
Wort, seine Bedeutung für die Kunstbetrachtung II 323 f., das rechte als vollkommener Proceß der Apperception 326 f., seine Bedeutung in der Poesie 332, Ursache von Gedanken 334
— und Anschauung II 191. 294
— und Begriff II 355 f.
— und Münze II 382
— und Musik III 170 f.
— und Satz II 274
— und Vorstellung II 178 f.
Wortbildung II 205 f.
Wortführer II 159
Wortlaut und Wortsinn II 200 f.
Wortschatz bei verschiedenen Menschenclassen II 147
Wortschöpfung II 388
Wortwurzeln, Inhalt derselben II 285, ihr ursprüngl. Charakter 287
Wunder und Glaube I 298
— und Romantik I 297 f.
Wundt I 317
Wurzelwörter II 143

Yorik III 13 f.

Zahl und Maß II 389
Zeichen, seine Bedeutung II 23
Zeichnungen von Gebäuden und Gegenden III 210
Zeit II 390
Zeit des Ursprungs der Sitten III 349. 351
Zeit und Energie II 238 f.
Zeitgeist I 381
Zeitliche Aufeinanderfolge d. 3 Stufen der Sprachentwicklung II 154 f.
Zeitungsleser II 232
Zerlegung der Anschauung in Vorstellungen II 284 f.
— des Anschauungsinhaltes II 296
— in Subject und Prädicat durch die Vorstellung II 285 f.
Zeus des Phidias II 349
Ziel, letztes der Wissenschaften I 54
Zieraten III 400
Zimmermann, R. I 251 f.
Zünftige Allgemeinheit I 186
Zugehörigkeit zu einer Gesammtheit I 185 f., 187 f.
Zunft I 342 f.
Zusammenhang der Rede II 393. 395. 402
— der Wirkungen der Musik mit psychologischen Richtungen anderer Art III 155 f.
— der Wissenschaften I 55
— zwischen der Idee des Schönen und den Ideen des Guten und des Wahren III 97 f.
Zusammenschließung, Arten u. Grade derselben III 257 f.
— der Seelen III 317 f. 401
Zusammensetzung von Wörtern II 208 f., ohne Gedankenverbindung 208, durchdrungen von formaler Gliederung 209 f., Verwendung im Lustspiel und tragischen Stil 211
Zusammenwirkung der Malerei und Musik III 185 f., 193. 199
Zweck der Bildung individuell I 11, allgemein 21 f.
— der Kunst III 73
— der Wissenschaft allgemein I 11, objectiv und subjectiv 17
Zweikampf als Gottesurtheil I 161.

Das
Leben der Seele

in Monographien
über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Dritte Auflage.

Dritter Band.

Berlin.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
1897.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien:

Lazarus, Prof. Dr. **M.**, **Das Leben der Seele** in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Dritte, erweiterte und vermehrte Auflage 3 Bände. Geh. à 6 Mk., geb. à 7 Mk.

— **Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.** Vortrag im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie am 20. Januar 1872 gehalten. Zweiter unveränderter Abdruck. 75 Pf.

— **Zur Lehre von den Sinnestäuschungen.** Nach einem Vortrage, gehalten in der medicin.-psychol. Gesellschaft zu Berlin. 80 Pf.

— **Rede auf Miß Georgina Archer** † 21./11. 82 bei ihrer Gedenkfeier in der Singakademie am 17. Dezember 1882 gehalten. 60 Pf.

— **Rede auf Berthold Auerbach.** An seinem Sarge zu Cannes am 9. Februar 1882 gesprochen. 40 Pf.

— **Rede auf Herbart,** bei der Enthüllung des Denkmals in Oldenburg zum 100jährigen Geburtstage am 4. Mai 1876. 40 Pf.

— **Ueber die Reize des Spiels.** 3 Mk., geb. 4 Mk.

— **Was heißt national?** Ein Vortrag. Zweite Auflage. 1 Mk.

Foerster, Prof. Dr. **W., Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit.** Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen (IV. Folge). 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Gizycki, Dr. **Paul v., Vom Baume der Erkenntnis.** Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur. 7,50 Mk., in feinem Liebhaberfranz 10 Mk.

Schneider, G. H., Der menschliche Wille vom Standpunkte der neuesten Entwickelungstheorien. 8 Mk., geb. 9 Mk.

Schreiner, Olive, Träume. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl. 1,60 Mk., eleg. geb. 2,40 Mk.

Siebeck, Dr. **Hermann, Das Wesen der ästhetischen Anschauung.** Psychologische Untersuchungen zur Theorie des Schönen und der Kunst. gr. 8. 1875. 4 Mk.

Druck von G. Bernstein in Berlin SW. 12.